This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

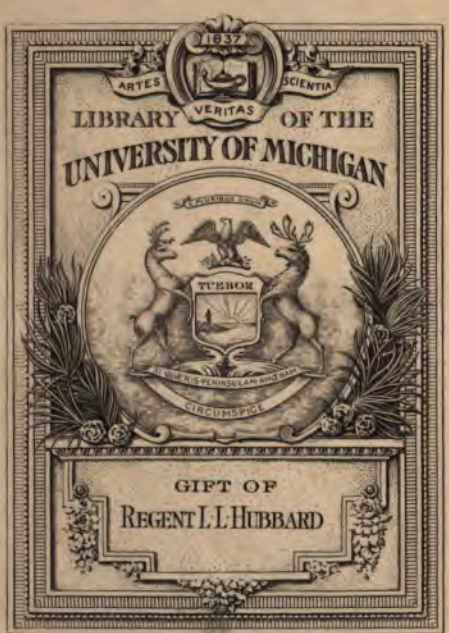
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Good to check against the Eng. transla-
tion which omissions have been made



F
2016
.D245

Reiſe

nach den Inſeln

Trinidad, Tabago

und

Margaretha,

ſo wie in verſchiedene Theile

von

Venezuela

in Süd-Amerika

von

J. F. Dauxion Lavayſſe,

correſpondirendem Mitgliede der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Litteratur und Kunſt zu Bordeaux.

In das Teutſche überſetzt und mit Noten begleitet

von

E. A. W. v. Zimmermann,

Herzogl. Braunſchw. geheimen Staatsrathe.

Mit einer Charte.

Weimar,

im Verlage des Gr. H. S. priv. Landes-Induſtrie-Comptoirs.

1816.

Vorrede.

Zu einer Zeit, in der die meisten Schriftsteller einen gegründeten Ruhm genießen, unternehme ich die Skizze eines physikalischen und statistischen Gemäldes, welches eine geübtere und verständigere Feder verlangen würde. Obgleich es unvollkommen seyn mag, so theile ich solches doch dem Publicum mit, da noch Keiner, der in der Naturkunde und in der politischen Oekonomie unterrichtet war, bis dahin eine Beschreibung der Inseln Trinidad, Tabago und Margaretha und der, zwischen dem linken Ufer des Orinoco, den Cordilleren von Bogota und Santa-Martha und dem Cap de la Vela eingeschlossenen Länder, welche der Gegenstand meiner Reise sind, zu geben versucht hat. Diese Länder, mit Ausnahme der Insel Tabago, bilden das General-Gouvernement, die Audiencia, oder Capitania general von Caraccas, oder Venezuela. Man nennt sie auch Terrafirma, ein Name, den

einige Geographen in ihren Schriften auch der kleinen Provinz Panama gegeben haben, sey es, um sie vom Caraibischen Archipelag zu unterscheiden, sey es wegen der Vergleichung mit dem Venetianischen Freistaate, der aus Inseln und festem Lande bestand. Eine der Provinzen des General-Gouvernements von Caraccas, die Provinz Venezuela hat allen Provinzen, aus denen dieses General-Gouvernement besteht, ihren Namen gegeben, welchen sie von den Welser'n, reichen Augsburger Bankiers, denen dieses Land vom Kaiser Karl dem Fünften verkauft war, erhielten.

Die Leser sehen es gern, zu erfahren, mit wem sie reisen. Ich fuhr, kaum siebenzehn Jahre alt, im J. 1791 nach den Antillen. Nachdem ich auf Guadeloupe ausgeschifft worden war, begab ich mich zu einem Verwandten, den ich auf der Insel St. Lucia hatte, nachdem ich die Inseln Dominica und Martinique besucht hatte. Ich werde in einem andern Werke*) Rechnung von dem Contraste ablegen, dessen Eindruck ich in Hinsicht der Bauart, der Industrie, des Landbaues und der Sitten auf der Englischen Colonie Dominica und den Französischen Colonien auf Guadeloupe, Martinique und St. Lucie fand.

Da mein Verwandter fast plötzlich und ohne ein Vermächtniß zu hinterlassen, kurz nach meiner An-

*) Dessen Titel wird seyn: Tableau physique, historique et statistique des Colonies françaises en Amérique.

kunft auf St. Lucia starb, so befand ich mich 1,200 g. M. von meinem Vaterlande, bei dem Austritte aus meiner Kindheit, ohne Vermögen, ohne Stelle, ohne Erfahrung, ohne Beschützer.

Aber ein braver Mensch ist nicht lange bei den Colonisten der Dürftigkeit ausgesetzt. Die meisten Personen, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, wurden meine Freunde, meine Beschützer. Ich fand ein Vaterland und Aeltern, die mich als Sohn adoptirt hatten. Damals fieng ich an, die Tugenden kennen zu lernen, welche den Charakter der Creolen (Abkömmlinge der Europäer) so ungemein auszeichnen. Edel, gastfrei, patriarchalisch ist dieser Stamm, und wird nur von Leuten verkannt, welche seinen Werth nicht zu schätzen wissen. Nur dann werde ich glücklich seyn, wenn ich zu ihnen zurückkehren und unter ihnen meinen letzten Aufenthalt nehmen kann.

Während meines Aufenthalts auf St. Lucia und Martinique, machte ich die Bekanntschaft eines, mit meiner Familie verwandten Generals, dem ich Interesse einzuflößen das Glück hatte. Kaum hatte er mich in seinem Dienste als Adjutant nach dem Tode meines Oheims angestellt, als er in dem bürgerlichen Kriege getödtet ward.

Die Stürme der Revolution, welche die Colonien der kleinen Antillen erschütterten, und die von St. Domingo zerstörten, trieben mich gegen das

[illegible] Jahres 1792 auf die Insel Trinidad, [illegible] damals den Spaniern gehörte. Obgleich damals der Natur- und militärischen Geschichte fremd, so ward ich durch meine dermalige Lage und meinen Geschmack, seit meinem ersten Eintritte in den Busen von Paria von den imponirenden Gemälden, welche die Insel Trinidad und die ihr gegenüberliegenden Küsten des festen Landes liefern, überrascht, so wie durch den Contrast der tobenden Wellen aus den Mündungen des Orinoco, mit den ruhigen Gewässern des Meerbusens. Bei dem Anblicke dieser verschiedenartigen, pittoresken Bildungen, ergriff mich diejenige Art von religiöser Bewunderung, welche immer große Scenen der Natur einflößen.

Indem ich im Puerto d'Espanna gelandet war, badete ich mich in dem lieblichen Flüßchen Marawal. Am anderen Morgen lustwandelte ich an den Ufern der Flüsse St. Anna, Aricagua und St. Joseph, und fand, daß die Felsen und Kiesel dieser Flüsse denen auf den Inseln Guadeloupe, Martinique und St. Lucie nicht glichen.

Während meiner ersten Spaziergänge auf den Ebenen und in den Thälern von Trinidad, beobachtete ich, obgleich unbekannt mit botanischen Kenntnissen, einen Unterschied bei dem Anblicke einer großen Zahl der Gewächse dieser Insel und denen der Antillen. Die vegetabilische Natur schien mir in manchen Gegenden von Trinidad reicher zu seyn, als auf den

Antillen, während ſie mir in andern Gegenden gleichſam ermüdet und erſchöpft wegen ihrer ſtarken Fruchtbarkeit vorkam.

Eine Menge mir unbekannter Vögel durchſchnitten die Lüfte nach jeder Richtung. Ich gieng auf die Jagd und ſah vierfüßige Thiere, welche auf den Inſeln, von denen ich kam, nicht exiſtiren. Die Fiſcher zu Puerto d'Espanna verkauften mehrere Fiſche, die man in den Meeren der Antillen nicht anttifft. Die meiſten derſelben waren Urbewohner und für mich fremde Geſtalten. Alles kündigte mir an, daß ich in einer neuen Welt war, deren Anſicht noch nicht durch die Habſucht und die Künſte der Europäer verändert war.

Vergebens bemühte ich mich, in meinem Geiſte dieſe Menge ſo intereſſanter Gegenſtände zu ordnen. Die Ideen, welche ſie erzeugten, durchkreuzten ſich tumultuariſch in meiner Einbildungskraft, und verſenkten mich in eine ſanfte und melancholiſche Träumerei, wenn ich unter dem düſtern Grün dieſer unermeßlichen Waldungen, wo ich mich gern verirrte und mir das Land meiner Kindheit zurückrief, Betrachtungen anſtellte.

Damals ſchon entwarf ich den Plan, mich in dieſem ſchönen Lande niederzulaſſen, der aber erſt vier Jahre nachher vollführt ward.

Während der Epoche meines erſten Aufenthalts in Trinidad bis zu der, als ich mich auf dieſer

1837
ARTES SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

F
2016
.D245

zu begeben. Dort sah ich mich genöthigt aus Gründen, die meinen Freunden bekannt sind, eine Sammlung von Conchylien, Mineralien, eine kleine Zahl merkwürdiger Pflanzen in einem Herbarium mit ihren Saamen, meine Manuscripte und Charten in den Händen eines der vornehmsten Bewohner dieser Gegend zu lassen, mit dem ich schon mehrere Jahre in Verbindung gewesen war. Dieser Mann, den ich als Freund betrachtete, versprach mir diese Gegenstände durch eine sichere Gelegenheit nach Guadeloupe zu senden. Zu meinem großen Verdrusse mußte ich nach den Vereinigten Staaten abreisen, ohne meine Sammlung mitnehmen zu können. Vergebens forderte ich sie nachher zurück. Wir haben nachdem erfahren, daß dieser Mann, der sich als einen Freund der Franzosen stellte, ein Spion der Englischen Regierung und ihr Agent war, um dieses Land gegen die alte Spanische Regierung aufzuwiegeln.

Nach den in meiner Brieftasche enthaltenen Bemerkungen habe ich die Skizze, die ich hier dem Publicum darbiete, entworfen. Sie ist nur der Rahme eines größeren Werkes, welches ich vollenden

hörten, die Feigherzigen mit Verachtung zu überhäufen, welche solche unterzeichneten. Denn die Engländer verachten nichts so sehr, als wenn man sich herabwürdigt, sein Vaterland zu verläugnen.

Reise

nach den Inseln

Trinidad, Tabago

und

Margaretha,

so wie in verschiedene Theile

von

Venezuela

in Süd-Amerika

von

J. J. Dauxion Lavaysse,

correspondirendem Mitgliede der Gesellschaft der Wissenschaften, Litteratur und Kunst zu Bordeaux.

In das Teutsche übersetzt und mit Noten begleitet

von

E. A. W. v. Zimmermann,

Herzogl. Braunschw. geheimen Staatsrathe.

Mit einer Charte.

Weimar,

im Verlage des Gr. H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs.

1816.

L.L. Hubbard
Gift
1-13-27

Vorrede.

Zu einer Zeit, in der die meisten Schriftsteller einen gegründeten Ruhm genießen, unternehme ich die Skizze eines physikalischen und statistischen Gemäldes, welches eine geübtere und verständigere Feder verlangen würde. Obgleich es unvollkommen seyn mag, so theile ich solches doch dem Publicum mit, da noch Keiner, der in der Naturkunde und in der politischen Oekonomie unterrichtet war, bis dahin eine Beschreibung der Inseln Trinidad, Tabago und Margaretha und der, zwischen dem linken Ufer des Orinoco, den Cordilleren von Bogota und Santa-Martha und dem Cap de la Vela eingeschlossenen Länder, welche der Gegenstand meiner Reise sind, zu geben versucht hat. Diese Länder, mit Ausnahme der Insel Tabago, bilden das General-Gouvernement, die Audiencia, oder Capitania general von Caraccas, oder Venezuela. Man nennt sie auch Terrafirma, ein Name, den

ſchäftigt, eine von dieſen nämlichen Ländern zu geben, welche von den Spaniſchen Geographen und von denen, welche ſie copirt haben, ſo ſchlecht niedergelegt ſind. Um meine Reiſebeſchreibung mit Vortheil zu leſen, müßte man dieſe Charte des Hrn. von Humboldt vor Augen haben. Alles, was ich habe thun können, iſt: Charten der Inſeln: Tabago, Margaretha und Trinidad und der beiden intereſſanten Punkte Süd-America's, welche beiden letzteren nahe ſind, zu liefern *).

Endlich hoffe ich, daß die Beſchreibung der General-Capitanie von Caraccas oder Venezuela unter den dermaligen Zeitumſtänden das Publicum intereſſiren wird. Dieſes Land, in jeder Hinſicht eines der allerintereſſanteſten des neuen Continents ſpielt ſchon eine bedeutende Rolle auf dem politiſchen Theater. Trinidad iſt es, auf der Lord Melville — es ſind nun fünfzehen Jahre — den Heerd einer Inſurrection errichtete, welche zu Caraccas begann und Mexico und Peru umſtürzen ſollte. Aus Caraccas machte General Miranda vor drei Jahren (um 1810) ſeine zweite Expedition für die Unabhängigkeit des Spaniſchen America, unter dem Schutze der Brittiſchen Regierung. Im letzten Jahre (1814) haben die Engliſchen Miniſter für gut befunden, nicht nur den Congreß von Venezuela zu verlaſſen, ſondern auch mit der Regentſchaft zu Cadiz gemeine Sache gegen

*) M. ſ. die beigefügte Charte, auf welcher ſie vereinigt ſind. D. U.

ihn zu machen. Der unbestechbare Richter der politischen Begebenheiten, die Geschichte, wird dieser Verrätherei Gerechtigkeit ertheilen. Aus der Tiefe der Gruft des Miranda und seiner Verbündeten wird ein ewig dauerndes Rachgeschrei gegen Menschen widerhallen, die nachdem, sie sie aufgeregt hatten, die Waffen gegen die Unterdrücker ihres Vaterlandes zu ergreifen, damit endigten, solche ihnen auszuliefern.

Anmerkung.

Ein Naturforscher, der meine Reisebeschreibung durchgelesen, hat mich getadelt, daß ich in derselben einige Thatsachen, welche andere Reisende über die Sitten und Gewohnheiten der Urbewohner und über die Thiere Süd-America's mitgetheilt haben, hinwegließ. Ich wollte hauptsächlich die Erzählung von Sachen vermeiden, von denen Reisende und Naturforscher, welche über Länder geschrieben haben, welche an die, die ich beschrieb, gränzen, Nachricht gaben. Aber dieser Gelehrte meint, daß merkwürdige und für die Naturgeschichte interessante Thatsachen, nicht durch eine zu große Menge von Zeugnissen erhärtet würden.

Die Interessanteste ist ohne Zweifel, weil sie unser Geschlecht betrifft, die Gewohnheit der Caraïben und einiger anderer wilden Stämme die Stirne der Neu Geborenen platt zu drücken. Folgender Gestalt verfährt man bei dieser Operation. So wie eine Wilde die Geburtsschmerzen fühlt, so begiebt sie sich an das Ufer des Baches — denn alle ihre Dörfer, die ich in den Americanischen, von mir besuchten Gegenden getroffen habe, liegen entweder am Meere, oder an Flüssen und Bächen — in Begleitung einer andern Frau, meist einer Alten, die gewöhnlich die Kindmutter und Zauberin des Karbel's (Dorfes) ist. Ihre Niederkunft ist wenig schmerzhaft, wenn ich ihre Klagen

schäftigt, eine von diesen nämlichen Ländern zu geben, welche von den Spanischen Geographen und von denen, welche sie copirt haben, so schlecht niedergelegt sind. Um meine Reisebeschreibung mit Vortheil zu lesen, müßte man diese Charte des Hrn. von Humboldt vor Augen haben. Alles, was ich habe thun können, ist: Charten der Inseln: Tabago, Margaretha und Trinidad und der beiden interessanten Punkte Süd-America's, welche beiden letzteren nahe sind, zu liefern *).

Endlich hoffe ich, daß die Beschreibung der General-Capitanie von Caraccas oder Venezuela unter den dermaligen Zeitumständen das Publicum interessiren wird. Dieses Land, in jeder Hinsicht eines der allerinteressantesten des neuen Continents spielt schon eine bedeutende Rolle auf dem politischen Theater. Trinidad ist es, auf der Lord Melville — es sind nun fünfzehen Jahre — den Heerd einer Insurrection errichtete, welche zu Caraccas begann und Mexico und Peru umstürzen sollte. Aus Caraccas machte General Miranda vor drei Jahren (um 1810) seine zweite Expedition für die Unabhängigkeit des Spanischen America, unter dem Schutze der Brittischen Regierung. Im letzten Jahre (1814) haben die Englischen Minister für gut befunden, nicht nur den Congreß von Venezuela zu verlassen, sondern
der Regentschaft zu Cadiz gemei

*) M. s. die beigefügte Charte, an

ihn zu machen. Der unbestechbare Richter der politischen Begebenheiten, die Geschichte, wird dieser Verrätherei Gerechtigkeit ertheilen. Aus der Tiefe der Gruft des Miranda und seiner Verbündeten wird ein ewig dauerndes Rachgeschrei gegen Menschen widerhallen, die nachdem, sie sie aufgeregt hatten, die Waffen gegen die Unterdrücker ihres Vaterlandes zu ergreifen, damit endigten, solche ihnen auszuliefern.

Anmerkung.

Ein Naturforscher, der meine Reisebeschreibung durchgelesen, hat mich getadelt, daß ich in derselben einige Thatsachen, welche andere Reisende über die Sitten und Gewohnheiten der Urbewohner und über die Thiere Süd-America's mitgetheilt haben, hinwegließ. Ich wollte hauptsächlich die Erzählung von Sachen vermeiden, von denen Reisende und Naturforscher, welche über Länder geschrieben haben, welche an die, die ich beschrieb, gränzen, Nachricht gaben. Aber dieser Gelehrte meint, daß merkwürdige und für die Naturgeschichte interessante Thatsachen, nicht durch eine zu große Menge von Zeugnissen erhärtet würden.

Die Interessanteste ist ohne Zweifel, weil sie unser Geschlecht betrifft, die Gewohnheit der Caraiben und einiger anderer wilden Stämme die Stirne der Neu Geborenen platt zu drücken. Folgender Gestalt verfährt man bei dieser Operation. So wie eine Wilbin die Geburtsschmerzen fühlt, so begiebt sie sich an das Ufer des Baches — denn alle ihre Dörfer, die ich in den Americanischen, von mir besuchten Gegenden getroffen habe, liegen entweder am Meere, oder an Flüssen und Bächen — in Begleitung einer andern Frau, meist einer Alten, die gewöhnlich die Kindmutter und Zauberin des Karbel's (Dorfes) ist. Ihre Niederkunft ist wenig schmerzhaft, wenn ich ihre Klagen

mit denen der weißen Frauen von Creolischer Abkunft vergleiche, welche doch selbst leichter und minder schmerzhaft, als die Europäischen Frauen niederkommen, Thatsachen, von denen ich mich mit meinen eigenen Augen auf den Antillen und in Süd-America überzeugt habe. Die Alte erhält das Kind, verbindet ihm die Nabelschnur und wäscht es alsobald im Flusse oder Bache. Die Entbundene nimmt gleichfalls ein Bad von einigen Minuten. Sind die Frauen in das Karbel zurückgekommen, so wird der Kopf des Kindes bis zur Nasenwurzel, oder bis zu beiden Augenbraunen zwischen zwei Bretter von sehr glattem Holze, welches etwa vier Zoll Breite und acht Zoll Länge hat, gebracht und man verbindet diese beiden Holzflächen mittelst Bindfaden an den entgegengesetzten Seiten. Man berührt diese Bretter neun Tage durchaus nicht, welches vielleicht verursacht, daß eine so ungemeine Menge Caraïbischer Kinder zu dieser Zeit an Zuckungen, oder am Klinnbackenkrampfe sterben. Nach dem zehenten Tage legt man dem Kindern diese Bretter nur zur Nachtzeit auf und nimmt sie ihnen ganz weg, wenn sie vollkommen gesäugt sind, welches funfzehen bis achtzehen Monate dauert. Fast alle Eingebornen, die das Christenthum angenommen haben, haben diesem Gebrauche nach der Weisung der Missionäre entsagt. Auch habe ich bei ihnen eben so schöne Stirnen gesehen, als bei den schönsten Köpfen der Creolen, oder Europäer, obgleich die der Bewohner des neuen Continents etwas kleiner sind. Es ist gewiß, daß der Grad ihres Verstandes, oder ihrer Dummheit im Verhältnisse der Größe ihres Kopfs und der Convexität ihrer Stirne, oder in dem seiner Kleinheit und ihrer Abplattung steht, so viel ich zu bemerken Gelegenheit hatte.

Die Reisenden haben kein Mährchen erzählt, wenn sie sagten, daß gewisse Affen eine solche Furcht vor dem Wasser hätten, daß, wenn sie über einen Fluß setzen müssen, sie auf den nächsten Baum am Ufer desselben steigen und eine Kette bilden, indem sie mit ihren Vorderpfoten wechselseitig die Schwänze der Andern festhalten. Ist der Bach nicht breit, so balancirt

Nun stürzen diese gefräßigen Vögel auf die Fische, so wie die Falken auf die Hühner. Es ist eine sehr wunderbare Sache mit der Gewandtheit dieses, dem Anscheine nach sehr plumpen Vogels, der eine bedeutende Menge Fische verschlingt. Er erfüllt damit einen großen Sack, der einen Theil seines Schlundes bildet, aus dem er, wenn ihn hungert, sie in seinen Magen heraufsteigen läßt.

Die Lancett-Fledermaus, oder der Vampyr vom Geschlechte: Phyllostome. Dieses Thier ist sehr gut vom Hrn. Geoffroy-Saint-Hilaire, Mitgliede des Instituts und Professors der Zoologie beschrieben. (M. s. Annales du Museum p. 174 T. XV. Exorde, p. 57. Du Phyllostome Vampire p. 174 und die Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparées par M. *Géoffroy-Saint-Hilaire*. Paris, Levrault.) Als Büffon sich erklären wollte, wie die Vampyre das Blut aussaugen können, ohne den schlafenden Personen einen Schmerz zu machen, der sie zu erwecken fähig sey, vermuthete er, daß dieses mit der Zunge, nicht mit den Zähnen geschehe und er hat sich nicht geirrt. Ich glaube, daß Azara, sonst so genau, (*Histoire Naturelle du Paraguay* T. II. p. 273) sich täuscht, wenn er sagt, sie verwundeten durch den Biß, nicht durch den Stich. Mehrere Male bin ich von diesen Thieren während des Schlafs gestochen worden, ohne den mindesten Schmerz zu fühlen, und ihr Stich gleicht völlig dem einer Lancette, was ihnen den obenangeführten Namen auf Trinidad verschafft hat. Ich kann nicht besser thun, als die Beschreibung, welche der gelehrte Zoolog (Hr. Géoffroy-Saint-Hilaire) den ich schon oft citirt habe, von diesem Organe gegeben hat, zu copiren. „Seine Zunge, deren Breite sich zu ihrer Länge, wie „1 zu 6 verhält, ist oben halb platt und unten abgerundet. „In Bezug auf ihre Länge und Breite, verglichen mit der der „Ameisenfresser, ähnelt sie auch diesem durch die Fähigkeit, „welche die Phyllostomos haben, sie ganz heraus zu strek„ken. Ihre Oberfläche ist leicht und regelmäßig, gleich dem Cha„grin beschaffen. Man bemerkt ganz nahe am Ende der Zunge

Es giebt an den hohen Orten der Provinz Caraccas einen Vogel, der zu dem Adler- und Geiergeschlechte gehört, aber viel größer ist, als Beide. Ich glaube, daß dieser Vogel noch nie von einem Naturforscher beschrieben ist. Seine Füße und Flügel sind sehr lang. Soviel ich mich erinnere, hat er einen Busch von rothen Federn auf seinem Kopfe, und sein Gang ist sehr stolz, obgleich etwas plump. Sein Gefieder ist roth, bläulicht, grün und gelb. Zu Trinidad sah ich nur zwei Individuen dieser Art; einen Lebenden, den Andern ausgestopft. Sie waren von den Gebirgen von Cumana gekommen. Als ich mich im J. 1807 in dieser Provinz aufhielt, bot ich vergebens 200 Piaster, um mir ein lebendiges Individuum zu verschaffen und 400 Piaster, wenn man mir ein Männchen und ein Weibchen gebracht hätte. Die Französischen Colonisten, die sich hier niedergelassen haben, benamten ihn: Roi des Vautours, um ihn von dem Vogel zu unterscheiden, den sie: Roi des Corbeaux nennen, und dem die Naturforscher den Namen: Roi des Vautours, oder: Vultur Papa geben.

Der erste Vogel, der meine Aufmerksamkeit an den Küsten des Busens von Paria auf sich zog, war der Pelikan, den man in der gemeinen Sprache: Grand Gosier, (Pelecanus fuscus der Naturforscher) nennt. Oft ruhet er mit gesenkten Flügeln auf Zweigen, oder Baumstämmen, die an den Küsten schwimmen, und sieht man ihn in dieser Lage in einer Entfernung von einer halben, oder auch wohl ganzen Lieue ($\frac{2}{15}$ bis $\frac{4}{15}$ g. M.), so hält man ihn wegen eines optischen Betruges für ein mit Segeln versehenes Schiff. Auf $\frac{1}{15}$ Lieue ($\frac{1}{15}$ g. M.) Entfernung habe ich ihn oft für einen Wachtposten an der Küste gehalten.

Diese Vögel nähren sich von Fischen. Sie bringen einen Theil ihrer Zeit in Truppen auf den Klippen nächst dem Meere und den übrigen Theil derselben auf dem Wasser zu. Wenn sie Fische bemerken, so steigen sie fünf und zwanzig bis dreißig Fuß über den Meeresspiegel und lassen ihren Koth fallen. Die Fische nähern sich der Oberfläche, um diese Excremente zu verschlingen.

Nun stürzen diese gefräßigen Vögel auf die Fische, so wie die Falken auf die Hühner. Es ist eine sehr wunderbare Sache mit der Gewandtheit dieses, dem Anscheine nach sehr plumpen Vogels, der eine bedeutende Menge Fische verschlingt. Er erfüllt damit einen großen Sack, der einen Theil seines Schlundes bildet, aus dem er, wenn ihn hungert, sie in seinen Magen herabsteigen läßt.

Die Lancett-Fledermaus, oder der Vampyr vom Geschlechte: Phyllostome. Dieses Thier ist sehr gut vom Hrn. Geoffroy-Saint-Hilaire, Mitgliede des Instituts und Professors der Zoologie beschrieben. (M. s. Annales du Museum p. 174 T. XV. Exorde, p. 57. Du Phyllostome Vampire p. 174 und die Mémoires de Zoologie et d'Anatomie comparées par M. *Géoffroy-Saint-Hilaire*. Paris, Levrault.) Als Büffon sich erklären wollte, wie die Vampyre das Blut aussaugen können, ohne den schlafenden Personen einen Schmerz zu machen, der sie zu erwecken fähig sey, vermuthete er, daß dieses mit der Zunge, nicht mit den Zähnen geschehe und er hat sich nicht geirrt. Ich glaube, daß Azara, sonst so genau, (*Histoire Naturelle du Paraguay* T. II. p. 273) sich täuscht, wenn er sagt, sie verwundeten durch den Biß, nicht durch den Stich. Mehrere Male bin ich von diesen Thieren während des Schlafs gestochen worden, ohne den mindesten Schmerz zu fühlen, und ihr Stich gleicht völlig dem einer Lancette, was ihnen den obenangeführten Namen auf Trinidad verschafft hat. Ich kann nicht besser thun, als die Beschreibung, welche der gelehrte Zoolog (Hr. Géoffroy-Saint-Hilaire) den ich schon oft citirt habe, von diesem Organe gegeben hat, zu copiren. „Seine Zunge, deren Breite sich zu ihrer Länge, wie „1 zu 6 verhält, ist oben halb platt und unten abgerundet. „In Bezug auf ihre Länge und Breite, verglichen mit der der „Ameisenfresser, ähnelt sie auch diesem durch die Fähigkeit, „welche die Phyllostomos haben, sie ganz heraus zu strek„ken. Ihre Oberfläche ist leicht und regelmäßig, gleich dem Cha„grin beschaffen. Man bemerkt ganz nahe am Ende der Zunge

Sechstes Kapitel.

Geſchichte der Inſel Tabago oder Neu-Walcheren. — Beſchreibung des Landes und ſtatiſtiſche Gemälde der Colonie 233

Siebentes Kapitel.

Hiſtoriſche Notiz über Venezuela und Beſchreibung dieſes Landes 282
Beſchreibung der alten General-Capitanerie Caraccas, oder von Venezuela 316

Achtes Kapitel.

Hiſtoriſche Notizen über die Provinz Cumana und Beſchreibung dieſes Landes 352
Beſchreibung der Inſel Margaretha . . . 409
Beſchreibung des Spaniſchen Guyana . . . 448
Nachricht über die Provinz Barinas . . . 459
Beſchreibung der Provinz Maracaibo . . . 462

Neuntes Kapitel.

Sitten und Gewohnheiten. Thierreich. Pflanzenreich. Ackerbau. Geologiſche Beobachtungen 468

Zehntes Kapitel.

Ueberſicht über die Induſtrie und den Handel der Spaniſchen Colonien, verglichen mit denen der Franzöſiſchen, Engliſchen, Holländiſchen u. ſ. f. — Gemälde des Handels von Venezuela, von 1775 bis 1807. . . 545

Erſtes Kapitel.

Beſchreibung der Inſel Trinidad. Geologiſche Bemerkungen über die Berge dieſer Inſel und die Gebirgskette der Küſten von Cumana.

Vielleicht bietet kein Land der neuen Welt dem, durch die Einförmigkeit des Meeres ermüdeten, Reiſenden ein ſo maleriſches und impoſantes Schauſpiel dar, als die Inſel Trinidad, die faſt an der Mündung des Orinoco gelegen iſt, gleichſam wie ein Damm um ſeine ungeſtümen Fluten und Strömungen aufzuhalten.

Die Inſel hat die Form eines länglichten Vierecks. Die Spaniſchen Geographen vergleichen ſie mit einer Ochſenhaut: von Oſten nach Weſten hält ſie ſechszig Engliſche Meilen, und fünf und vierzig von Norden gegen Süden; dieß macht alſo ungefähr eine Oberfläche von 211 geographiſchen Quadratmeilen, oder 261 See-Quadratſtunden (lieues). Vom feſten Lande ſchneidet ſie der Meerbuſen von Paria, der auch der Walfiſchgolf, der traurige Meerbuſen und das Meer des ſüßen

Wassers genannt wird. Die Länge desselben beträgt ungefähr dreißig Seemeilen und die größte Breite etwa funfzehn, durch die zweite Mündung des Orinoco, welche der Canal von Pedernales heißt, so wie durch mehrere andere, von kleinen flachen Inseln gebildete Mündungen, welche mit einander gegen Norden gerichtet sind, strömt der große Fluß in den Golf. Diese Gewässer ergießen sich nun von dort in den Ocean durch zwei große Ausgänge, die gewöhnlich die Mündungen des Orinoko genannt werden.

Die kleinen Inseln sind offenbar durch die Anschwemmungen des Flusses entstanden. Während der regnigten Jahrszeit stehen sie unter Wasser; dessen ungeachtet sind sie mit Palm- und Cocusbäumen bedeckt, die den Bewohnern zugleich ihre Nahrung, ihr Getränk, eine Rinde zum Weben, und Holz zu ihren kleinen Möbeln und Kähnen liefern. Die Existenz des Stammes der Guaraonus scheint mit der der Familie der Palmen so zusammenzuhängen, wie das Schicksal gewisser Vögel und Schmetterlinge mit dem einiger Bäume und Blumen.

Die Guaraouns sind dahin gelangt, ihre Wohnungen auf Palmbäumen aufzuschlagen; sie wählen nämlich eine Gruppe, wovon die einzelnen so dicht als möglich neben einander stehen. Zwölf bis funfzehn Fuß über dem Stand der hohen Fluth flechten sie die Stängel derselben zusammen, um den Fußboden daraus zu bilden, und bedecken diesen dann mit ihren langen Blütenscheiden (spatha.) Die Dächer dieser Lufthütten sind

mit Blättern deſſelben Baumes gedeckt, woran ſie ihre Kähne befeſtigen. Die Zahl dieſer Indianer *) beträgt ungefär zehntauſend. Sie ſind ſtark, groß, und gut gebildet, nicht ſo träge als die übrigen Wilden des ſüdlichen Americas, leidenſchaftliche Tänzer, vergnügt, geſellſchaftlich und gaſtfrei; auch ſind ſie nicht ſo ungeſprächig wie die übrigen Wilden. Ihre ſanfte, harmoniſch klingende Sprache iſt reich, im Vergleich mit der ihrer Nachbaren. Sie ſind geſchikte Fiſcher, und ihrer Hunde, von der Raſſe der Schäferhunde, bedienen ſie ſich zum Fiſchfang in den Untiefen, daher behandeln ſie dieſe Thiere ſtets mit großer Vorliebe. Ihr unbedeutender Handel gehet auf Fiſchernetze, Matten und Körbe: mit der ganzen Welt ſind ſie im Frieden, ſogar mit der Spaniſchen Regierung, die ſeit langer Zeit den Plan ſie zu unterjochen aufgegeben hat. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dieß kleine Volk zu beobachten; ich glaubte mich unter demſelben in die Zeit der Rhea verſetzt. Die Geſellſchaft dieſer Indianer bietet ſtets eine Scene von Ruhe, Ueberfluß, Fröhlichkeit und Eintracht dar. Oefters habe ichs' bedauert, daß Rückerinnerungen und Gewohnheiten des geſelligen Lebens mir nicht erlaubten, mich unter ihnen niederzulaſſen; ſie ſind das einzige wilde Völkchen, welches mir dieſen Wunſch eingeflößt hat.

*) Cypries nennt in ſeiner ſchönen Ueberſetzung der Humboldtſchen Gemälde der Natur die Ureinwohner Gouaranis. Die Gouaranis ſind die Eingebornen von Paraguay, deren Civiliſation die Jeſuiten gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts anfingen.

Die östliche Mündung des Orinoco nannte Columbus bouche de Serpent (Schlangenmündung): sie ist ungefähr drei Stunden breit. Mitten zwischen der Insel und dem festen Lande liegt ein kleines Eiland von recht wildem Ansehen, der Soldat genannt: dieß ist der Sammelplatz der Seevögel, deren unzählige Schwärme den Horizont beim Auf- und Untergang der Sonne verdunkeln.

Die nördlichen Mündungen, welche bouches de dragon heißen, werden von vier Eilanden gebildet, die in fast gleichen Entfernungen zwischen der Insel und dem festen Lande gelegen sind. Die kleine Insel Chacachacarreo bildet die große Mündung mit dem gegenüber liegenden Vorgebirge Paria. Diesen Namen fand Columbus für diese Erdzunge, woselbst die Provinz Guayana oder des Orinoco anhebt; sie ist von der von Cumana oder Neu-Andalusien durch den Guarapiche geschieden, der indeß kein Arm des Orinoco ist, wie man dieß ehemals glaubte. Dieser Fluß entstehet aus verschiedenen andern, die ihre Quellen in den Gebirgen von Bergantin *) und in den Mesas — kleinen, eben nicht hohen Plateaux — von Amana, Guanipa und Tororo, haben; nämlich ungefähr achtzehn Myriameter **) in gerader Linie von der Küste des Meerbusens. Er ist da, wo er sich mit

*) Die Küstengebirge von Paria oder Cumana sind nur eine Verlängerung der Berge von Bergantin.

**) 1 Myriameter = 5,130 Toisen, 4 Fuß, 5 Zoll, 4 Linien.

d. H.

mit Blättern deſſelben Baumes gedeckt, woran ſie ihre Kähne befeſtigen. Die Zahl dieſer Indianer *) beträgt ungefär zehntauſend. Sie ſind ſtark, groß, und gut gebildet, nicht ſo träge als die übrigen Wilden des ſüdlichen Americas, leidenſchaftliche Tänzer, vergnügt, geſellſchaftlich und gaſtfrei; auch ſind ſie nicht ſo ungeſprächig wie die übrigen Wilden. Ihre ſanfte, harmoniſch klingende Sprache iſt reich, im Vergleich mit der ihrer Nachbaren. Sie ſind geſchikte Fiſcher, und ihrer Hunde, von der Raſſe der Schäferhunde, bedienen ſie ſich zum Fiſchfang in den Untiefen, daher behandeln ſie dieſe Thiere ſtets mit großer Vorliebe. Ihr unbedeutender Handel gehet auf Fiſchernetze, Matten und Körbe: mit der ganzen Welt ſind ſie im Frieden, ſogar mit der Spaniſchen Regierung, die ſeit langer Zeit den Plan ſie zu unterjochen aufgegeben hat. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dieß kleine Volk zu beobachten; ich glaubte mich unter demſelben in die Zeit der Rhea verſetzt. Die Geſellſchaft dieſer Indianer bietet ſtets eine Scene von Ruhe, Ueberfluß, Fröhlichkeit und Eintracht dar. Oefters habe ichs' bedauert, daß Rückerinnerungen und Gewohnheiten des geſelligen Lebens mir nicht erlaubten, mich unter ihnen niederzulaſſen; ſie ſind das einzige wilde Völkchen, welches mir dieſen Wunſch eingeflößt hat.

*) Cyries nennt in ſeiner ſchönen Ueberſetzung der Humboldtſchen Gemälde der Natur die Ureinwohner Gouaranis. Die Gouaranis ſind die Eingebornen von Paraguay, deren Civiliſation die Jeſuiten gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts anfiengen.

durch ein Syſtem von Mißhandlungen und Verfolgungen ihr Eigenthum zu verlaſſen. Anfangs nahm ſie die Spaniſche Regierung recht gut auf; allein die Cacao-, Caffee- und Baumwoll-Anpflanzungen, und ſelbſt die angelegten Zuckerſiedereien haben die eiferſüchtige Habbegierde einiger der dortigen Adminiſtratoren rege gemacht. Seit 1802 ſuchte man ihrer unter irgend einem Vorwand los zu werden und ſie zu berauben. Einige *) ſind unter den lächerlichſten Schein-Gründen um das Ihrige gebracht und vertrieben. Es iſt jetzt ſehr bemerkungswerth, daß dieſe Verfolgung, ſo wie die Hinderniſſe, welche unſer Handel in den Spaniſchen Provinzen etlitt, und der den Engliſchen Contrebandhändlern offenbar zugeſtandne Schutz im Jahr 1806 anfingen, als man die berüchtigte Proclamation des Friedensfürſten erhielt.

Doch wir kehren zur Anſicht der Natur zurück.

Die Schiffe, welche aus Europa, von den Inſeln unterm Winde anlangen, die ausgenommen, welche von den weſtlich und ſüdlich vom Orinoco gelegenen Colonien kommen, geben beſonders auf die nördliche Küſte der Inſel Acht, um nicht unter den Wind hingeriſſen zu werden, gegen den Haven las Cuevas hin, der ſo wegen ſeiner Grotten heißt, woran ſich das Meer mit Wuth bricht. Von da gehen ſie unter dem Winde durch eine der nördlichen Mündungen, gewöhnlich durch die de los Monos (der Affen) oder durch die Mün-

*) Unter andern Isnardi, aus Piemont, der, wie ich glaube, jetzt Secretär des Congreſſes von Venezuela iſt.

dem Arco vereinigt, vierzig bis sechszig Klafter tief *). Die Storquetta (Spanisch der Zusammenfluß der beiden Flüsse) der Ort, wo der Guaräpiche so tief ist, liegt fünf Stunden vom Meere. Der Arco hat bei dem, fünf und zwanzig Stunden vom Meere entlegenen Puerto-San-Juan eine Tiefe von sechszehn Klaftern.

Es muß allerdings die Antiquarien und Orientalisten überraschen, in diesen wilden Waldungen vor Ankunft der Europäer das Wort Cumana und andere Ausdrücke Griechischen Ursprungs, **) so wie auch das Indische Wort Paria, zu finden, welches in der neuen Welt, so wie in Hindostan eine von ihren Nachbaren verachtete und verfolgte Caste andeutet.

Es giebt wenig so gesunde und zugleich so fruchtbare Flecke im südlichen America, als die Thäler des Vorgebirges Paria. Mehrere Indische Stämme bewohnen dessen fischreiche Küsten. Manche Französische Familien nahmen ihre Zuflucht dorthin während der ersten Stürme der Revolution. Es hat sich daselbst ebenfalls eine bedeutende Anzahl Französischer Colonisten von Trinidad, von Tabago und von Grenade angesiedelt, welche die Bardader und die sechs und dreißig Schottischen Monate ***) dieser Colonien gezwungen haben,

*) Note, die Navarette Herrn von Humboldt mitgetheilt hat.

**) S. in meinem dritten Kapitel, den Auszug der Reise des Sir Walter Raleigh.

***) S. die Note am Ende des 2ten Kapitels.

Landschaften von mannichfaltigen Pflanzungen und an Maandern der sie benetzenden Bäche und Flüsse. Ein zu Zeiten auffallendes Gemisch von Weißen, Negern, und rothen Menschen belebt diese Landschaft. Während die zahlreichen Piroguen der Caraiben und Guayopuns den Golf in jeder Richtung durchsegeln, sieht und hört der Reisende die Neger nach dem Tact arbeiten und zugleich singen. Dort siehet er Gruppen von Affen von einem Baum auf den andern springen und sich, an ihren Schweifen hängend, hin und her schwingen; hier erheitern zahllose Schwärme prächtiger Vögel durch die Mannichfaltigkeit und Schönheit ihrer Farben die Scene. Ohne Aufhören hallet das Ufer von den Gesängen jener und dem Geheul dieser wieder: im Grunde dieser lachenden Ebene erhebt sich das Amphitheater der nördlichen Gebirge; ihre Gipfel werden von den schönsten Bäumen der Tropenländer bekränzt; über allen diesen ragt des Palmbaums stolzes Haupt empor; er ziehet den Donner an, und zwingt das Gewölk *) sein Gewässer an seinem Fuß herunterfallen zu lassen, von wo es sich denn in Cascaden herabstürzt und Bäche und Flüsse bildet.

Man siehet also, daß der Meerbusen von Paria durch die westliche Küste von Trinidad und die entgegengesetzte der Provinz Cumana gebildet wird. Die Schiffe können fast durchgehends mit drei bis zehn Klafter in einem Sand- und Schlamm-Grunde vor Anker gehen.

*) Die Palmbäume haben die Eigenschaft elektrischer Wetterleiter.

dung der Schiffe; denn selten kann man durch die Eiermündung hineinkommen, wenn man durch die Strömungen oder den Wind den Schlag verloren hat, den man machen muß, um durch die Affenmündung zu gehen. In diesem Fall sucht man durch die Mündung der Schiffe zu dringen; da die Strömungen des Orinoco, wenn sie in der nämlichen Richtung mit der Fluth hinuntergehen, so heftig sind, daß die beßten Segler, selbst mit den günstigsten Winden, nur mit vieler Mühe gegen sie aufkommen können. Sie müssen alsdann so lange, bis die Fluth sich ändert, Schläge machen. Zu Zeiten werden sie durch die Heftigkeit seiner Fluthen fortgerissen, die man weiter als hundert Meilen im offnen Meere fühlt, und müssen dann durch die sogenannte große Mündung eingehen. In diesem Falle haben indeß die großen Schiffe oft recht viel Schwierigkeit bis zu dem Spanischen Haven (port d'Espagne) wieder heraufzukommen.

Die Einfahrt in diesen Busen gewährt einen mannichfaltigen großen Anblick. Man stelle sich im Osten dieses majestätischen Flusses, gegen welchen die Europäischen nur Bäche sind, seine sich kreuzenden Fluthen vor, die sich gegen die Wogen des Meeres brechen und unaufhörlich um den Besitz des Golfs streiten; westlich scheinen aus dem Inneren der Fluthen die Seitengebirge von Cumana hervorzugehen; und näherk man sich der Westküste von Trinidad, so zeigen sich nach und nach Thäler und Ebnen bedeckt, mit einem ewigen Grün. Fährt man dicht an der Küste herunter, so ergötzt sich das Auge an

Landſchaften von mannichfaltigen Pflanzungen und an Maandern der ſie benetzenden Bäche und Flüſſe. Ein zu Zeiten auffallendes Gemiſch von Weißen, Negern, und rothen Menſchen belebt dieſe Landſchaft. Während die zahlreichen Piroguen der Caraiben und Guaraunus den Golf in jeder Richtung durchſegeln, ſieht und hört der Reiſende die Neger nach dem Tact arbeiten und zugleich ſingen. Dort ſiehet er Gruppen von Affen von einem Baum auf den andern ſpringen und ſich, an ihren Schweifen hängend, hin und her ſchwingen; hier erheitern zahlloſe Schwärme prächtiger Vögel durch die Mannichfaltigkeit und Schönheit ihrer Farben die Scene. Ohne Aufhören hallet das Ufer von den Geſängen jener und dem Geheul dieſer wieder: im Grunde dieſer lachenden Ebene erhebt ſich das Amphitheater der nördlichen Gebirge; ihre Gipfel werden von den ſchönſten Bäumen der Tropenländer bekränzt; über allen dieſen ragt des Palmbaums ſtolzes Haupt empor; er ziehet den Donner an, und zwingt das Gewölk *) ſein Gewäſſer an ſeinem Fuß herunterfallen zu laſſen, von wo es ſich denn in Cascaden herabſtürzt und Bäche und Flüſſe bildet.

Man ſiehet alſo, daß der Meerbuſen von Paria durch die weſtliche Küſte von Trinidad und die entgegengeſetzte der Provinz Cumana gebildet wird. Die Schiffe können faſt durchgehends mit drei bis zehn Klafter in einem Sand- und Schlamm-Grunde vor Anker gehen.

*) Die Palmbäume haben die Eigenſchaft elektriſcher Wetterleiter.

Die vorzüglichſten Häven der Inſel ſind der von Chagaramus, am Eingang der nördlichen Mündungen, drei Meilen (lieues) weſtlich vom Port d'Eſpagne gelegen. Er kann die größten Kriegsſchiffe aufnehmen, denn er hat einen vier bis vierzig Klafter tiefen Kies- und Schlamm-Grund. Seine Ufer ſind kühn und ſteil. In dieſem, dem ſchönſten und ſicherſten der Colonie verbrannte der Contreadmiral Apodaca ein Schiff von achtzig Kanonen, zwei von 74 und eine Fregatte von 32, als er den 20ten Februar 1797 den Admiral Harvey mit drei Schiffen von 74 und einem von 60 Kanonen mit der kleinen Armee unter Sir Ralph Abercrombie, der ſich der Colonie bemächtigen ſollte, ankommen ſahe.

Der Haven von Carenage iſt nicht völlig ſo ſchön, denn er hält nur zwei bis vier Klafter Tiefe, und eignet ſich daher lediglich zur Aufnahme von Fregatten und Kauffahrern.

Gaspard Grande, ein Inſelchen innerhalb der Mündungen, wo die Spaniſchen Schiffe zu Zeiten unter dem Schutz einer, dort zur Vertheidigung des Eingangs der Mündung angebrachten Batterie, die durch ihre Lage nichts zu vertheidigen vermag, vor Anker giengen.

Den Spaniſchen Haven oder Puerto de Eſpaña haben Handel und Kunſt zum Haupthaven von Trinidad erhoben. Er liegt am weſtlichen Theile der Inſel und von ihm hat die Hauptſtadt ihren Namen. Außer mehreren Privatperſonen gehörigen Quais beſitzt

Norden blasen, so ergiebt sich daraus, wie sehr der Küstenhandel ungewiß und schwierig in diesen Gegenden seyn muß. Dieß ist eine Unbequemlichkeit, welche Trinidad mit allen Inseln des Americanischen Archipels gemein hat.

Im Norden sind die Haupthäven, Maqueribe und las Cuevas, wo sich das Fort Abercrombie befindet. Letzteres, so wie das von Maqueribe wurden 1807 durch Batterien von zwölf und vier und zwanzig Pfündern vertheidigt, um den Englischen Kauffahrern Schutz gegen die Französischen Kaper zu verleihen.

Nordöstlich liegen die Häven Rio-Grande, Toro, und Cumana; östlich Balandra-Baie, wo zu jeder Zeit ein sicherer Ankerplatz für die Küstenfahrer ist, welche nicht mehr als fünf bis sechs Fuß tief gehen. Weiter gegen Osten befinden sich die Anse Gujas und die Baie de Mayara.

An der südöstlichen Küste liegt der Haven Guatguajare. Dieß ist der sicherste des östlichen Theils der Insel, weil er durch eine Spitze oder ein Cap gegen den Ostwind geschützt ist, und seine Mündung ihn nur den Südwinden bloß stellt, die in diesen Gegenden selten und nicht heftig sind.

Dieser Theil der Insel gewährt sehr schöne, für kleine Schiffe befahrbare Flüsse; nördlich nämlich den Rio-Grande, gegen Osten den Oropuche, Nariva oder Mitan in der Creolen-Sprache, weil er mitten auf

der Ebene der Cocusbäume hinfließt. Dieser Cocus-Wald ist eine der Natur-Schönheiten der Insel; in der That bietet er einen reizenden Anblick für den Europäer dar, der noch nicht gegen die natürlichen Reize der Tropenländer abgestumpft ist. Wie sehr wünschte ich, dem für die reinen Schönheiten der Natur gefühlvollen Leser, die höchst angenehmen Empfindungen mittheilen zu können, die bei mir aufstiegen, wenn ich an diesem prachtvollen Gestade, vom Fang der Schildkröten oder vom Aufsuchen der Eier im Sande ermüdet, meine Hangmatte zwischen zwei Cocusbäumen befestigte, deren vegetabilische Milch meinen Durst löschte, während ich im Schatten ihrer prachtvollen Blätter meine Indianer unser Mahl von Fischen oder erlegtem Wildpret zubereiten sah.

Zur Zeit des Revolutionskrieges der vereinigten Staaten unterhielt der Graf d'Estaing, der sich stets als Vater gegen seine Matrosen und Soldaten benahm, ein eigenes Fahrzeug zum Einsammeln der Cocusnüsse auf dieser Küste, welche er auf seiner Escadre vertheilen ließ. Diese weise Maaßregel schützte seine Seeleute gegen den Skorbut und erhielt sie gesund.

Die Chronik der Colonie bezeugt, daß im Jahr 1730 ein Fahrzeug, welches an den Inseln Guaraouns mit Cocusnüssen beladen war, an der Küste Schiffbruch litt, daß die Wellen sie an's Land warfen, wo sie sich dann nach und nach vermehrt haben.

Guataro, woraus die Franzosen Ortoir gemacht haben, wird unrichtig für den bedeutendsten Fluß

Norden blasen, so ergiebt sich daraus, wie sehr der Küstenhandel ungewiß und schwierig in diesen Gegenden seyn muß. Dieß ist eine Unbequemlichkeit, welche Trinidad mit allen Inseln des Americanischen Archipels gemein hat.

Im Norden sind die Haupthäven, Maqueribe und las Cuevas, wo sich das Fort Abercrombie befindet. Letzteres, so wie das von Maqueribe wurden 1807 durch Batterien von zwölf und vier und zwanzig Pfündern vertheidigt, um den Englischen Kauffahrern Schutz gegen die Französischen Kaper zu verleihen.

Nordöstlich liegen die Häven Rio-Grande, Toro, und Cumana; östlich Balandra-Baie, wo zu jeder Zeit ein sicherer Ankerplatz für die Küstenfahrer ist, welche nicht mehr als fünf bis sechs Fuß tief gehen. Weiter gegen Osten befinden sich die Anse Gujas und die Baie de Mayara.

An der südöstlichen Küste liegt der Haven Guatguajare. Dieß ist der sicherste des östlichen Theils der Insel, weil er durch eine Spitze oder ein Cap gegen den Ostwind geschützt ist, und seine Mündung ihn nur den Südwinden bloß stellt, die in diesen Gegenden selten und nicht heftig sind.

Dieser Theil der Insel gewährt sehr schöne, für kleine Schiffe befahrbare Flüsse; nördlich nämlich den Rio Grande, gegen Osten den Oropuche, Nariva oder Mitan in der Creolen-Sprache, weil er mitten auf

der Ebene der Cocusbäume hinfließt. Dieser Cocus-Wald ist eine der Natur-Schönheiten der Insel; in der That bietet er einen reizenden Anblick für den Europäer dar, der noch nicht gegen die natürlichen Reize der Tropenländer abgestumpft ist. Wie sehr wünschte ich, dem für die reinen Schönheiten der Natur gefühlvollen Leser, die höchst angenehmen Empfindungen mittheilen zu können, die bei mir aufstiegen, wenn ich an diesem prachtvollen Gestade, vom Fang der Schildkröten oder vom Aufsuchen der Eier im Sande ermüdet, meine Hangmatte zwischen zwei Cocusbäumen befestigte, deren vegetabilische Milch meinen Durst löschte, während ich im Schatten ihrer prachtvollen Blätter meine Indianer unser Mahl von Fischen oder erlegtem Wildpret zubereiten sah.

Zur Zeit des Revolutionskrieges der vereinigten Staaten unterhielt der Graf d'Estaing, der sich stets als Vater gegen seine Matrosen und Soldaten benahm, ein eigenes Fahrzeug zum Einsammeln der Cocusnüsse auf dieser Küste, welche er auf seiner Escadre vertheilen ließ. Diese weise Maaßregel schützte seine Seeleute gegen den Skorbut und erhielt sie gesund.

Die Chronik der Colonie bezeugt, daß im Jahr 1730 ein Fahrzeug, welches an den Inseln Guaraouns mit Cocusnüssen beladen war, an der Küste Schiffbruch litt, daß die Wellen sie an's Land warfen, wo sie sich dann nach und nach vermehrt haben.

Guataro, woraus die Franzosen Ortoir gemacht haben, wird unrichtig für den bedeutendsten Fluß

An den Ufern und Mündungen dieser Flüsse trift man viele gerundete Kieſel, da hingegen ſie bei den Mündungen der weſtlichen Flüſſe ſelten ſind. Nichts deſto weniger haben im Inneren die nämlichen Flüſſe, welche ſich auf die weſtliche Küſte hin erſtrecken, viele und ſehr hübſche Kieſel. Ich habe unter andern einen gefunden, der mich nicht wenig in Verlegenheit ſetzte; nämlich einen rothen Kieſel von der Farbe eines Ziegels, der zu Zeiten auch eben ſo hart iſt. Anfänglich glaubte ich, es wären dieß Stückchen der von den Spaniern hier und dort hingeworfenen Ziegeln, die dann durch Abnutzung abgerundet geworden. Als ich indeß in verſchiedenen Flüſſen große Quantitäten davon antraf, mußte ich ſie wohl für ein Naturproduct halten; auch iſt Thonerde in den Umgebungen dieſer Flüſſe in Menge; ohne Zweifel ſind dieſe Stücke Jaspis; aber, wo kommt dieſer Jaspis her?

Die Flüſſe der öſtlichen Theile, beſonders die Moruga, ernähren viele treffliche Auſtern, welche ſich auf den Stämmen und den Zweigen der Manglebäume (Rhizophora Mangle Lin.) vervielfachen; wodurch dann ſowol die Europäer, als die Leute aus dem nördlichen America, welche dieß Schauſpiel zum erſtenmal ſehen, überraſcht werden.

Ich glaube nicht, daß es noch ſolch eine Inſel auf der Erde giebt, welche im Verhältniſſe zu ihrem Umfange mit einer ſo großen Anzahl ſchiffbarer Flüſſe verſehen wäre; dieſe und die Küſten ſind außerordentlich fiſchreich. Der gefährliche und gefräßige Hammerfiſch

für Fahrzeuge, die mehr als fünf Englische Fuß tief im Waſſer gehen, auf ſchiffbar zu ſeyn *).

Dürfte man Kleines mit Großem vergleichen, ſo würde ich ſagen, daß dieſe Verbindung zwiſchen zwei Flüſſen noch unter diejenigen Dinge gehört, welche Trinidad mit dem benachbarten feſten Lande gemein hat. Die geſchikteſten Geographen hatten die natürlichen Canäle, welche den Orinoco und den Amazonenfluß mit einander verbinden, wovon die Jeſuiten-Miſſionarien unterrichtet geweſen ſind, als eine Chimäre angeſehen. Jetzt zweifelt Niemand mehr daran, da v. Humboldt von einem dieſer Flüſſe in den andern gefahren iſt. Ehe der Name des gelehrten Reiſenden dieſe wichtige Thatſache der phyſiſchen Geographie außer allen Zweifel geſetzt hatte **), hat man mehreremal Barquen den San Carlos del Rio negro, durch dieſe innere Schifffarth von Angustura nach San-Tomé und nach Puerto d'España kommen ſehen.

Die Küſte und die Ebene von Mayaro ſind niedrig und ungeſund; ſüdlich aber bieten die von Guaiquaiare ein prächtiges Amphitheater und eine eben ſo lachende, als fruchtbare und geſunde Landſchaft dar.

Weiter gegen Süden läuft der ſchöne Fluß Moruga, deſſen Ufer und Umgebungen einen Ueberfluß an Campeſcheholz haben.

*) Auch hat er noch mehrere Fehler auf der Charte entdeckt.

**) Selbſt Buache ſuchte vormals das Gegentheil zu beweiſen. A. d. H.

hundert Pfund schwer. Das Fleisch gleicht dem des Schweines, und läßt sich sehr gut frisch oder gesalzen genießen, auch wird das Fett wie das des Schweines genutzt.

Trinidad hat Sümpfe, welche die Spanier Lagunes und die Creolen Lagons nennen, in der Nähe der Hauptflüsse. Diese Lagunen bringen viele Manglebäume hervor, deren Holz zum Bau treflich ist. In der trocknen Jahrszeit verändern sich diese Lagunen in Savannen, worauf man das Vieh weiden läßt; auch erhält man hier viel Wildpret. Ebenfalls findet man dort ein große Menge Erdschildkröten verschiedener Art, deren Fleisch eben so zart, als nahrhaft ist. Zu allen Zeiten haben diese Savannen einen Ueberfluß an Seevögeln, an grauen Rephühnern, an Wasserhühnern, an Phönicoptern, an weißen Schnepfen von sehr schmackhaftem und zartem Fleisch. Schwerlich kann man sich einen Begriff von der zahllosen Menge wilder Enten dieser Flüsse machen. Zu Zeiten fängt man sie in so großer Anzahl, daß man das Stück um zehn Sous in dem Port d'Espagne verkauft. Ich kenne davon drei Arten, ohne die Winterhalbente (Anas Querquedula Lin.) zu rechnen. Die größte gleicht sehr der Bisamente (Anas moschata Lin.); die zweite unserer gewöhnlichen Ente, und die dritte ist eine sehr schöne kleine Ente, blau, rosenroth, gelb und weiß auf der Stirn, mit einem Stern von sehr glänzendem Golde, ungefähr von einem Zoll Umfang. Sie heißt Onikiki.

Die bedeutendste dieser Lagunen ist der Asphaltsee, der nicht mit der großen Lagune in Verbindung

(Squalus Zygaena) *) ist der merkwürdigste. Er ist ungefähr drei Meter lang und verhältnißmäßig dick. Er hat große hervorstehende furchtbare Augen; der Kopf hat die Gestalt eines Hammers. Der Mund und seine drei Reihen Zähne noch besser zum Beißen eingerichtet, als die des Hai, dem er in Hinsicht des übrigen Theils des Körpers gleicht und der dabei in diesen Gegenden sehr häufig ist.

Die alte Frau, eine Stockfischart, die dem Kabeljau sehr nahe kommt, ist hier ebenfalls sehr gewöhnlich und eben so gefährlich als der andere. Eines Tages, als ich mich nahe bei der Mündung des Oropuche mit einem Französischen und einem Englischen Ingenieur befand, fiengen die Indischen Fischer einen, der einen Negerkopf im Magen hatte. Man wird sich leicht denken, daß wir nun nicht davon aßen; die Indianer zeigten auch denselben Widerwillen; einige der Neger, welche uns begleiteten, ließen ihn sich aber gut schmecken und räucherten oder salzten das Uebrige davon ein.

Es ist ein schmackhafter Fisch, der hier häufig genossen wird.

Die Seekuh (Trichecus Manati) ist ein Amphibium, das man oft paarweise mit seinen Jungen findet, wie es außerhalb des Wassers die Seepflanzen auf der Ebene der Cocusbäume abfrißt. Man fängt deren gewöhnlich tausend bis eilf hundert Pfund schwer. Es sollen selbst dergleichen im Orinoko gefangen seyn, von tausend acht-

*) Der Squalus Tiburo ist dort ebenfalls sehr gewöhnlich.

wo die Meeresströme große Haufen von vegetabilischen Materien gebildet haben.

Es ist bereits erwähnt, wie sehr mir in Trinidad die Mittel, chemische Versuche anzustellen, mangelten; indeß habe ich Alles angewandt, was mir zu Gebote stand, um die Natur dieses Harzes kennen zu lernen.

Man findet in diesem See die Abstufungen von dem Steinöl zum Erdharz. Da ich bemerkt hatte, daß mehrere dieser Stücke so hart als Stein waren, und noch schwerer als andere, so gedachte ich, sie in einer Retorte zu schmelzen. In dieser Absicht nahm ich davon mehrere kleine Stücke von zwei Pfund oder zwei und dreißig Unzen, legte sie in die Retorte, welche ich glühend machte und erhielt zehn Unzen sehr flüssiges Steinöl; der kaltgewordene Rest hatte das Ansehn einer Okersubstanz; ich fand darin Kiesel, Alaunkohle und Eisen-Oxyd. Dieser rohe Versuch, den ich vier mal, zuletzt mit dem Arzt der Colonie, welcher die meisten chemischen Kenntnisse hatte, anstellete, gab uns stets die nämlichen Resultate, und zwar schienen uns die Proportionen folgende:

Steinöl . . .	11	Unzen.
Kiesel . . .	10	—
Alaun . . .	5	—
Kohlensubstanz . .	4	—
Eisenoxyd . .	2	—
	32	Unzen.

ſteht, wie dieß auf verſchiedenen Charten angegeben iſt, ſondern einen halben Myriameter davon entfernt liegt. Dieſer ſo merkwürdige See, gemeinlich Lac de la Braye genannt, iſt ungefähr eine halbe Meile lang und etwa eben ſo breit. Er liegt dicht am Meer und vier und zwanzig Fuß über deſſen Fläche erhaben.

Die Küſte bietet an dieſem Fleck eine Vermiſchung von Mergelerde, hier und dort mit Asphalt geſchwängert, dar. Man findet ein treffliches helles fließendes Waſſer in den Spalten des Asphalts; einige derſelben haben ſechs Fuß Tiefe; viele kleine Fiſche leben in dieſem Waſſer. Dieſe Spalten, im Lande Trichter genannt, ſind von koniſcher Geſtalt. Der Grund einiger dieſer Trichter iſt ſo flüſſig, daß, wenn man Stangen darein thut, ſie darin verſchwinden. Leute, die in der Nachbarſchaft wohnen, haben mir verſichert, ſie hätten Zeichen an Stückchen Holz gemacht, welche ſie in die Trichter geſenkt, und dieſe dann einige Tage nachher an dem Ufer wiedergefunden. Ich habe in dieſem See mehrere Stückchen Holz ganz in Harz verwandelt angetroffen, namentlich in einem der Trichter den Stamm eines großen Baums (einen combaril(?) wenn ich mich nicht irre), der noch ganz die runde Form hatte. Ich ließ ihn durchſägen; er war völlig mit Steinöl geſchwängert oder, um mich richtiger auszudrücken: er war ganz in Erdharz verwandelt.

Ich habe die nämlichen Phänomene in Neubarcelona und Cumana, dicht beim See Coriaque beobachtet; endlich in verſchiedenen Theilen der Regionen,

wo die Meeresströme große Haufen von vegetabilischen Materien gebildet haben.

Es ist bereits erwähnt, wie sehr mir in Trinidad die Mittel, chemische Versuche anzustellen, mangelten; indeß habe ich Alles angewandt, was mir zu Gebote stand, um die Natur dieses Harzes kennen zu lernen.

Man findet in diesem See die Abstufungen von dem Steinöl zum Erdharz. Da ich bemerkt hatte, daß mehrere dieser Stücke so hart als Stein waren, und noch schwerer als andere, so gedachte ich, sie in einer Retorte zu schmelzen. In dieser Absicht nahm ich davon mehrere kleine Stücke von zwei Pfund oder zwei und dreißig Unzen, legte sie in die Retorte, welche ich glühend machte und erhielt zehn Unzen sehr flüssiges Steinöl; der kaltgewordene Rest hatte das Ansehn einer Oxydsubstanz; ich fand darin Kieſel, Alaunkohle und Eisen-Oxyd. Dieser rohe Versuch, den ich vier mal, zuletzt mit dem Arzt der Colonie, welcher die meisten chemischen Kenntnisse hatte, anstellete, gab uns stets die nämlichen Resultate, und zwar schienen uns die Proportionen folgende:

Steinöl . . .	11	Unzen.
Kieſel . . .	10	—
Alaun . . .	5	—
Kohlensubstanz . .	4	—
Eisenoxyd . .	2	—
	32	Unzen.

Die ſpecifiſche Schwere des gereinigten Steinöls iſt geringer, als die des mit andern mineraliſchen Subſtanzen verbundenen, Erdharzes. Die jener zwei und dreißig Unzen, deren Zerlegung ich oben erwähnt, iſt 1,745 bei der Temperatur von 21 Graden Reaumur; und die des reinen Steinöls beträgt 1,023 nach dem, im December 1803 im Port d'Eſpagne von mir angeſtellten Verſuch.

Kein Phänomen bietet größere Veränderlichkeit und mehr Beweglichkeit dar, als die Oberfläche des Aſphaltes. Hier erblickt man Gruppen von Stauden; dort Gebüſche von wilden Ananas und Aloen. Zwiſchen dieſen Stauden und Blumen ſuchen Schwärme von prächtigen Schmetterlingen, kleinen Vögeln, glänzenden Colibris ihre Nahrung, und erheitern die Scene, die das Bild einer der Mündungen der Hölle darſtellen würde, wenn ihr Thiere und Vegetabilien abgiengen. Dort, wo man den Abend vorher eine kleine Inſel von einigen Fuß im Durchmeſſer wahrgenommen, bemerkt man oft den folgenden Morgen einen Abgrund oder Trichter, der ſie verſchlungen hat, indeß ſeitwärts aus der Tiefe ein anderes Inſelchen hervorgekommen iſt, das bald mit Grün bedeckt ſeyn wird.

Mir ſcheint es, daß Le Dru *) nach irrigen Angaben angeführt hat, es gäbe in der Nachbarſchaft von Laguna Quellen von heißem Waſſer. Ich habe in dieſem Thale eine Beſitzung gehabt, bin in jeder Rich-

*) M. ſ. deſſen Voyage aux Iles Ténériffe etc. C. I. 248.

tung die benachbarten Pflanzungen und Holzungen durchstrichen, habe aber diese Quellen nie gesehen, noch davon reden hören: dagegen giebts in dem Quartier Naparima, in dem hintersten Theile der Besitzung der Gebrüder Mandichon warme mineralische Quellen, welche nach Schwefel riechen und aufgelöstes Eisen enthalten. *)

Einen halben Myriameter unweit der Laguna zwischen den schönen Plantagen und den herrlichen Waldungen, die sie umgeben, findet man hier und dort Steinöl mit Erde vermischt: sie wird dadurch außerordentlich fruchtbar. Die besten und schönsten Früchte der Colonie kommen von diesem Quartier her; besonders ist die Ananas dort weniger fasericht, dicker, hat einen aromatischern Geruch, und eine hochgelbere Farbe als sonst irgend wo.

Sechs oder sieben hundert Meter südlich von Cabo de la Brea befindet sich ein Schlund oder eine

*) Unrichtig hat man angenommen, es befänden sich Quellen von warmem Wasser in der Nachbarschaft von la Braye. Leute, die lange als Anbauer die Umgebungen der Laguna bewohnt haben, andere, welche sie aus Neugierde besuchten, wie auch solche, die sie und die Umgebungen, der Jagd wegen in jeder Richtung durchstrichen, und die sehr häufig naß geworden sind beim Uebersetzen über die kleinen Canäle, welche in der Laguna eine Menge kleiner Inseln bilden, haben an dem Wasser in diesem Theile der Insel keine andre Temperatur angetroffen, als welche dem Quell- und Fluß-Wasser in diesem Klima gewöhnlich ist. — Diese Note rührt von dem sehr geschickten Arzt Redon her, der seit mehr als zehn Jahren auf Trinidad lebt.

Oeffnung im Grunde des Meeres, worin es zu Zeiten gleichsam aufkocht und woraus jedesmal eine bedeutende Menge Steinöl ausgeworfen wird.

An dem östlichen Theile der Insel und in der Bai von Mayaro trifft man einen andern solchen Schlund, woraus jedes Jahr in den Monaten März und Junius einige Verpuffungen hervorgehen, die dem Knall einer Kanone oder dem des Donners gleichen. Dieß ist mit Flammen und Rauch begleitet, die dann aus den Abgründen heraufsteigen: und einige Minuten nachher werfen die Wellen Stücke von schwarzem Erdpech, das wie Gagat glänzt, an die Küste. Wird dieser Asphalt in gehöriger Proportion mit Talg und Leinöl bereitet, so giebt dieß einen treflichen Theer zum Kalfatern der Schiffe, der die unschätzbare Eigenschaft besitzt, sie gegen den Stich des Schiffbohrers (Teredo) zu schützen. Seit dem Jahr 1805 wandten ihn die Engländer hierzu an, allein sie bereiteten ihn nicht gehörig zu. Diese Insel würde eine solche Menge hervorbringen, um jährlich Tausende von Schiffen zu kalfatern.

Ein Bewohner des südlichen Theils sagte mir 1799, Jäger, welche sich in den Waldungen der Spitze Icacos verirrt hätten, versicherten bei ihrer Rückkehr einen Vulkan in den hintersten Theilen der Besitzung Renusson mitten in der Lagune, welche sich in der Nachbarschaft befindet, angetroffen zu haben. Ich bewog einen der Jäger mich an den Fleck hinzuführen; wir langten hier nach dreistündigem Gehen an, indeß nicht ohne außerordentliche Mühe quer über die Mo-

räste, worauf Manglebäume wachsen. Unter dem Schatten derselben auf den Morästen stand das Thermometer 31 bis 32 Grade Reaumur.

Endlich gelangten wir auf die Spitze eines Hügels von thonartiger Erde. Ueber ihm, und um denselben befinden sich viele kleine, ein bis zwei Fuß hohe Kegel. Ihre Spitzen sind stumpf oder offen: die Kegel sind eben so viele kleine Luftlöcher, woraus ein Gas aufsteigt, das den Geruch von schwefelichtem Wasserstoff hat. Auf dem höchsten Theile des Hügels befindet sich ein ungefähr anderthalb Meter hoher Kegel, vom Gipfel bis zur Basis gleich den übrigen durchbohrt; dieser wirft unaufhörlich eine weißlichte Materie von alaunartigem Geschmack aus.

Hört man nun gleich ein Geräusch, welches beweiset, daß die Flüssigkeit im Inneren des kleinen Berges, in steter Bewegung begriffen sey; wirft er nun auch beständig Kügelchen von einem elastischen Fluido aus, so ist doch der Schaum an der Mündung des Kegels kalt. Ich konnte mit vier, an den Enden zusammengefügten sechs und zwanzig Meter langen Stangen nicht bis auf den Grund des Schlundes kommen; als ich sie losließ, verschwanden sie plötzlich.

Findet man eine Stunde (Lieue) im Umfang weder Steine noch Sand, so traf ich desto mehr davon um den Hügel an, so wie auch abgerundete hübsche Kiesel und kleinen kalkartige Steine, woran prismatische Schwefeltheilchen hiengen.

ben. Keine der Antillen, ſogar nicht das, kaum ſechzehn Myriameter vom feſten Lande entlegene, Grenada, bietet ein ähnliches Phänomen dar. Ich würde davon eine weitläuftigere Beſchreibung beibringen, hätte ſich nicht Hr. v. Humboldt bereits darüber ausgelaſſen.

„Die Exiſtenz dieſer unfruchtbaren Wüſten, äußerte er ſich *), dieſer ungeheuren Räume ohne Vegetabilien, mitten in an üppiger Vegetation reichen Gegenden, iſt ein geologiſches Phänomen, worauf man wenig Acht hat, und das unſtreitig von den ehemaligen Revolutionen der Natur, entweder Ueberſchwemmungen oder vulkaniſchen Umbildungen der Erdkruſte, herrührt. Sobald eine Gegend die Pflanzen, womit ſie bedeckt war, verloren, der Sand beweglich geworden und ihr die Quellen entzogen hat, und eine glühende, lothrecht in die Höhe ſteigende Atmoſphäre das Niederſchlagen der Wolken hindert, ſo werden Tauſende von Jahrhunderten vorübergehen, bevor aus dem Inneren des grünen Randes der Wüſte, dieß organiſche Leben in ihr Inneres dringen wird.“

Gebirge.

Die Inſel Trinidad hat gegen Norden eine Kette von Bergen, ſüdlich eine Gruppe von Hügeln

*) Discours sur les steppes et les deserts in den tableaux de la nature. Paris, Schöll 1808.

baco *) und anderer Theile des südlichen America, welche v. Humboldt beschrieben hat, gehören?

Im Jahre 1801 entdeckte ich schieferartiges Wasserblei, in dessen Nähe sich eine Steinkohlen-Mine befindet, woraus Stein-Oel am Fuße des Hügels der Mission von Montserrat ausschwitzt, der ungefähr anderthalb Myriameter vom Meere entfernt liegt.

Man trifft auf Trinidad nicht jene tiefen, sich windenden Thäler, die ausgezeichneten Schönheiten der kleinen Antillen an. Der Caffeebaum auf Sainte-Lucie, Martinique, Dominica, Guadelupe, Porto-Rico, genießt ungestört in diesen herrlichen Zufluchtsorten einer frischen reinen Luft, und sieht ruhig von den Gipfeln der steilen Berge auf die Umgebungen, auf die Ebenen, und die Stürme des Oceans herab.

Die Antillen haben dagegen diese Savannen oder natürlichen Wiesen nicht, die man auf Trinidad mitten in Waldungen, und an den Seiten einiger Berge antrifft. Gab es ehemals auf Trinidad und Tabago, so wie auf dem festen Lande, wovon diese Inseln losgerissen sind, einige unfruchtbare Flecken, denen die Vegetation mangelt, so fangen sie jetzt an mit Grasarten, Kräutern und Stauden überzogen zu wer-

*) Dicht bei Carthagena. Es sind dieß kleine Kegel auf dem Gipfel mit Oeffnungen; diese sind voll Wasser, und hieraus steigen Blasen von azotischem Gas in die Höhe.

Kriſtoph und den übrigen Caraiben, die ich beſucht habe, ſind zuſammen im Centro dieſer Inſeln gelegen, und ihre Kette ſenkt ſich, ſo wie ſie ſich dem Meere nähert. Dieſe Ketten von Inſeln und ihre Berge haben die Richtung nach Oſten und Weſten, während die Apalachiſchen Hochgebirge von N. N. W. nach S. S. W. laufen. Der Kern der Caraibiſchen Gebirge, durchgehends wo ich vermittelſt der durch das Meer nackt geſpülten Seiten dieß beobachten konnte, hat mir Granit mit prismatiſchem Baſalt überſetzt zu ſeyn geſchienen. Die Baſalte von Grenada ſind am beſtimmteſten charakteriſirt; dort, ſo wie durchgehends anderswo, erhebt ſich der Felſen in Zwillingsbergen mit abgeſtumpften Spitzen. Dieſe Gebirge ſind ebenfalls von einem höheren Range, als die von Trinidad durch ihre Grundſubſtanzen und ihre Höhe. Alle dieſe Inſeln haben ſowohl lebendige, als erloſchene Vulkane.

Von den Erdbeben, welche auf Guadeloupe und den Antillen ſo ſtark in der Nacht vom 26ſten auf den 27ſten September 1797 ausbrachen, verſpürte man gar keine Erſchütterungen auf Trinidad, noch in der Provinz Cumana: wie aber einige Zeit nachher dieſe Provinz mit einem heftigen Erdbeben heimgeſucht ward, da fühlte man dieß, indeß doch nur ſchwach, auf Trinidad, auf den Antillen hingegen nicht.

Als ich in den Jahren 1799 und 1800 geologiſche Vergleiche zwiſchen der Inſel Trinidad und den Caraiben anſtellte, dachte ich nur daran, die Thatſachen mit der ſinnreichen Theorie des Doctor Hutton, die ſeit

dem von dem gelehrten Playfair so geschickt vertheidigt worden ist, in Uebereinstimmung zu bringen. Wie ich indeß anfieng, unabhängig von irgend einem Systeme darüber nachzudenken, schienen mir die Antillen vulkanischen, Trinidad und Tabago neptunischen Ursprungs, und noch jünger aus dem Inneren der Gewässer, nebst den Kettengebirgen der Küste von Cumana, wovon sie nur eine Verlängerung sind, hervorgegangen zu seyn. Auch stellte ich's mir als möglich vor, daß im ersten Zeitalter unseres Planeten die Caraibischen Inseln einen Theil einer großen Kette gebildet hätten, die sich bis zum nördlichen America in Mexico erstreckte.

Uebrigens fand ich einen großen Unterschied zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche dieser Inseln, und dem von Trinidad, wie auch von den an den Orinoco gränzenden Ländern.

Dieß waren damals meine Gedanken, und ich theilte sie dem Arzt Amic und dem Pharmaceutiker Chermi-nier von Guadeloupe, mit, beide in den verschiedenen Theilen der Naturgeschichte sehr bewandert; so wie auch dem Doctor Anderson, der den prächtigen botanischen Garten der Insel Saint-Vincent angelegt hat; auch dem Doctor Benj. Rush in Philadelphia u. s. w.

Ein Memoire des Hrn. v. Humboldt, das den Titel führt: Fragmens d'un tableau géologique de l'Amérique méridionale, und dem Journal de physique vom Messidor an 9 einverleibt ist, fiel mir am Ende des Jah-

Eriſtoph und den übrigen Caraiben, die ich beſucht habe, ſind zuſammen im Centro dieſer Inſeln gelegen, und ihre Kette ſenkt ſich, ſo wie ſie ſich dem Meere nähert. Dieſe Ketten von Inſeln und ihre Berge haben die Richtung nach Oſten und Weſten, während die Apalachiſchen Hochgebirge von N. N. W. nach S. S. W. laufen. Der Kern der Caraibiſchen Gebirge, durchgehends wo ich vermittelſt der durch das Meer nackt geſpülten Seiten dieß beobachten konnte, hat mir Granit mit prismatiſchem Baſalt überſetzt zu ſeyn geſchienen. Die Baſalte von Grenada ſind am beſtimmteſten charakteriſirt; dort, ſo wie durchgehends anderswo, erhebt ſich der Felſen in Zwillingsbergen mit abgeſtumpften Spitzen. Dieſe Gebirge ſind ebenfalls von einem höheren Range, als die von Trinidad durch ihre Grundſubſtanzen und ihre Höhe. Alle dieſe Inſeln haben ſowohl lebendige, als erloſchene Vulkane.

Von den Erdbeben, welche auf Guadeloupe und den Antillen ſo ſtark in der Nacht vom 26ſten auf den 27ſten September 1797 ausbrachen, verſpürte man gar keine Erſchütterungen auf Trinidad, noch in der Provinz Cumana: wie aber einige Zeit nachher dieſe Provinz mit einem heftigen Erdbeben heimgeſucht ward, da fühlte man dieß, indeß doch nur ſchwach, auf Trinidad, auf den Antillen hingegen nicht.

Als ich in den Jahren 1799 und 1800 geologiſche Vergleiche zwiſchen der Inſel Trinidad und den Caraiben anſtellte, dachte ich nur daran, die Thatſachen mit der ſinnreichen Theorie des Doctor Hutton, die ſeit-

dem von dem gelehrten Playfair so geschickt vertheidigt worden ist, in Uebereinstimmung zu bringen. Wie ich indeß anfieng, unabhängig von irgend einem Systeme darüber nachzudenken, schienen mir die Antillen vulkanischen, Trinidad und Tabago neptunischen Ursprungs, und noch jünger aus dem Inneren der Gewässer, nebst den Kettengebirgen der Küste von Cumana, wovon sie nur eine Verlängerung sind, hervorgegangen zu seyn. Auch stellte ich's mir als möglich vor, daß im ersten Zeitalter unseres Planeten die Caraibischen Inseln einen Theil einer großen Kette gebildet hätten, die sich bis zum nördlichen America in Mexico erstreckte.

Uebrigens fand ich einen großen Unterschied zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche dieser Inseln, und dem von Trinidad, wie auch von den an den Orinoco gränzenden Ländern.

Dieß waren damals meine Gedanken, und ich theilte sie dem Arzt Amic und dem Pharmaceutiker Chermi-nier von Guadeloupe, mit, beide in den verschiedenen Theilen der Naturgeschichte sehr bewandert; so wie auch dem Doctor Anderson, der den prächtigen botanischen Garten der Insel Saint-Vincent angelegt hat; auch dem Doctor Benj. Rush in Philadelphia u. s. w.

Ein Memoire des Hrn. v. Humboldt, das den Titel führt: Fragmens d'un tableau géologique de l'Amérique méridionale, und dem Journal de physique vom Messidor an 9 einverleibt ist, fiel mir am Ende des Jah-

res 1806 in die Hände. Um dieſe Zeit unternahm ich meine Reiſe in die Provinzen des Orinoco, von Neu-Andaluſien und Cumana; ich ſtudierte mit dem Humboldtiſchen Memoire in der Hand dieſe Länder, und da änderten ſich dann die meiſten meiner Ideen.

Seitdem ſchien es mir, daß Trinidad und Tabago in einer ſehr fernen Periode unſers Erdballes, von den Ländern, welche heutzutage an den Orinoco gränzen, und von der Gebirgskette der Küſte von Cumana, getrennt worden waren: dieſe große Kataſtrophe hatte vielleicht ihren Grund in der Annäherung eines Cometen,*) wodurch dann das Bette der Meere plötzlich verſetzt, und viele Gegenden vom Waſſer überſchwemmt wurden, während neue Ebenen und Berge aus dem Inneren der Fluthen hervorgiengen.

Damals wurden ſicher Mitelmeere gebildet, vergrößert, oder mit dem großen Ocean vereint. Zu jener Zeit durchbrachen wahrſcheinlich die Gewäſſer, welche ungeheure Ebenen bedeckten, die heutzutage zwiſchen dem Rio de la Plata, dem Amazonen-Fluß, dem Orinoco und vielleicht Unterluiſiana lagen, den ungeheuern Damm, der ſie in ihrem Becken hielt, und wovon die Caraiben die Hauptſpitzen bildeten. Vor dieſer großen Periode des Umſturzes unſers Planeten, der Zerſtörung des größten Theils unſeres Geſchlechts und

*) S. die Note am Ende des Kapitels.

mehrerer Thierarten, die sich in den Geschichtbüchern aller Nationen angegeben findet, traf man statt des Caraibischen Oceans einen großen See oder ein Mittel-Meer, das da gelegen war zwischen den Caraibischen Bergen, jetzt in Inseln verwandelt, ferner zwischen der Kette von Sierra de la Parima, denen von Merida und Pampelona und den übrigen Bergen dieses Theils des südlichen America, wovon die Gebirgsketten der Küste von Cumana nur zur zweiten Ordnung gehörten.

Hr. von Tussac hat in Jamaica, auf der Spitze Morant, auf den Gebirgen, nämlich in dem Theile der Insel, welcher dem nördlichen festen Lande gegenüber liegt, Myrica *) und mehrere andere Vegetabilien, die dem nördlichen America angehören, gefunden; meiner Meinung nach ist dieß ein neuer Beweis, daß die Antillen vom festen Lande des nördlichen America getrennt worden sind.

Ehe ich in die geologischen Details eingehe, wollen wir die Aeußerungen eines berühmten Naturforschers über die Länder hören, welche an jene gränzen, die ich zu beschreiben willens bin.

Am Fuß der Gebirgskette von Granit (der Andes), die der heftigen Wirkung der Gewässer widerstand, als im ersten Zeitalter unseres Planeten ihr Einsturz den Mexicanischen Meerbusen bildete, beginnt eine ungeheuere Ebene, die man nicht übersehen kann,

*) Tamariscken. d. H.

Die Ilanos de Caracas sind mit Sandstein von alter Bildung bedeckt, der sich durchgehends in fast horizontalen Schichten erstreckt. Tritt man aus den Thälern von Aragua hervor, so steigt man die südlichste Gebirgskette der Küste von Guigue und von Villa de Cura hinab, um nach Parapara zu gelangen, und findet den Rand der großen Ebene mit kleinen Hügeln von Mandelsteinen von Diabese (?) und Klingsteinporphyr bezeichnet. Die berühmten Felsen, Morros von San-Juan, bilden eine Art Teufels-Meer; sie liegen aber auf der abhängigen Seite der Berge und nicht innerhalb der Ilanos selbst, wie dieß die Bewohner der Küste behaupten. Man muß sie daher nicht sowohl für Inseln des ehemaligen Golfs, als vielmehr für einen Theil der Gebirgskette der Küste ansehen. Ich nenne die Ilanos einen Meerbusen, weil, wenn man auf ihre geringe Höhe über dem Meere Acht hat, auf die der kreisförmigen Bewegung des Stroms anpassende Form, endlich auf die Abflachung der östlichen Küste, gegen die Mündung des Orinoco hin, so bleibt kein Zweifel übrig, daß ehemals das Meer nicht das ganze, zwischen der Gebirgskette der Küste und der Sierra de la Parima gelegene Becken angefüllt, und gegen Westen den Fuß der Gebirge von Merida und Pampelona bespült habe; überdieß hat der Fall oder die Neigung der Ilanos die Richtung von Osten nach Westen *) u. s. w.

*) Humboldt über die Natur der Steppen, die Wasserfälle des Orinoco in seinen Ansichten der Natur u. s. w.

So kündigt denn alles an, daß Trinidad und Tabago nur eine Zerstückelung des linken Ufers des Orinoco, und diese Trennung durch einen Eindrang der Gewässer des Meeres veranlaßt worden sey. Man trifft dort die nämlichen Erdlagen, die nämlichen Fossilien, die nämlichen Vegetabilien, die nämlichen Thiere.

Die Kette der Berge des nördlichen Trinidad läuft östlich und westlich: Dieß ist die Richtung der Gebirgskette der Küste von Cumana. Es ist bereits erwähnt, daß die höchsten Spitzen diejenigen sind, welche zu den dem Meere zunächst gelegnen Bergen gehören. Ihr Kern besteht aus sehr derbem Thonschiefer.

Dieser Schiefer wird plattenförmig und um so mehr zerreiblich, je mehr er der Berührung der Luft ausgesetzt ist. Ich habe bemerkt, daß die unteren Schichten, und die zunächst den Flußbetten gelegenen, in Glimmerschiefer übergehen. Die Flüsse, welche auf der nördlichen Gebirgskette entspringen und nach Norden, nach Westen, und nach West-Südwesten laufen, gehen über das Bette dieses Schiefers, in dessen Platten man eine große Menge Schwefelkiese in cubischen Krystallen angehäuft findet.

Die schieferartige Bergkette von Paria und Cumana, die der Granit-Gebirgskette der Caraibischen Inseln parallel läuft, vereinigt sich daher mit dem System von Pallas*), der da glaubte beobachtet zu haben, daß

*) Pallas, über die Bildung der Gebirge; Bnd. 9 seiner Reisen; Ausg. in 8.

den Granitbergen ſtets eine Kette von Schiefer-Gebirgen zur Seite gehe. v. Humboldt hatte bereits vor langer Zeit beobachtet, daß es eine gewiſſe Regularität in der Neigung und Richtung der Schichten giebt, daß dieſe Neigung ſelten von äußern Ungleichheiten des Bodens abhängt, und daß die Schichten am häufigſten mit einer ſehr entfernten *) Kette von Bergen parallel laufen.

Vergleicht man die Beobachtungen dieſes Gelehrten über die Andes, über die Schiefergebirge von Cumana, Cuba, von St. Domingo und Jamaika, mit der Richtung der eigentlich genannten Caraiben und dem Apalachiſchen Hochgebirge, ſo ergiebt ſich, daß er ein Naturgeſetz errathen hatte.

Das Gebirge las Cuevas iſt der Fleck, wo man am beſten die geologiſche Zuſammenſetzung der Inſel kennen lernen kann.

Eine der erſten Stufen dieſes Amphiteaters, worauf das Fort Abercrombie surplomb gelegen iſt, tritt gegen das Meer unter einem Winkel, der mit dem Loth ungefähr 12° macht.

Die Wellen haben hier gleichſam Höhlen gegraben. Iſt das Meer ruhig, ſo kann man dort in einem Kahn in der Nähe beobachten. Das Geſtein, welches ich davon an der Oberfläche des Waſſers losſchlug, iſt ſehr reine

*) Die Gebirge des nördlichen Aſiens gehen nach dem Pole wie ein Meridian. (Eine, von Herrn Pictet mitgetheilte, Bemerkung.)

So kündigt denn alles an, daß Trinidad und Tabago nur eine Zerstückelung des linken Ufers des Orinoco, und diese Trennung durch einen Eindrang der Gewässer des Meeres veranlaßt worden sey. Man trifft dort die nämlichen Erdlagen, die nämlichen Fossilien, die nämlichen Vegetabilien, die nämlichen Thiere.

Die Kette der Berge des nördlichen Trinidad läuft östlich und westlich: Dieß ist die Richtung der Gebirgskette der Küste von Cumana. Es ist bereits erwähnt, daß die höchsten Spitzen diejenigen sind, welche zu den dem Meere zunächst gelegnen Bergen gehören. Ihr Kern besteht aus sehr derbem Thonschiefer.

Dieser Schiefer wird plattenförmig und um so mehr zerreiblich, je mehr er der Berührung der Luft ausgesetzt ist. Ich habe bemerkt, daß die unteren Schichten, und die zunächst den Flußbetten gelegenen, in Glimmerschiefer übergehen. Die Flüsse, welche auf der nördlichen Gebirgskette entspringen und nach Norden, nach Westen, und nach West-Südwesten laufen, gehen über das Bette dieses Schiefers, in dessen Platten man eine große Menge Schwefelkiese in cubischen Krystallen angehäuft findet.

Die schieferartige Bergkette von Paria und Cumana, die der Granit-Gebirgskette der Caraibischen Inseln parallel läuft, vereinigt sich daher mit dem System von Pallas*), der da glaubte beobachtet zu haben, daß

*) Pallas, über die Bildung der Gebirge; Bnd. 9 seiner Reisen; Ausg. in 8.

den Granitbergen ſtets eine Kette von Schiefer-Gebirgen zur Seite gehe. v. Humboldt hatte bereits vor langer Zeit beobachtet, daß es eine gewiſſe Regularität in der Neigung und Richtung der Schichten giebt, daß dieſe Neigung ſelten von äußern Ungleichheiten des Bodens abhängt, und daß die Schichten am häufigſten mit einer ſehr entfernten *) Kette von Bergen parallel laufen.

Vergleicht man die Beobachtungen dieſes Gelehrten über die Andes, über die Schiefergebirge von Cumana, Cuba, von St. Domingo und Jamaika, mit der Richtung der eigentlich genannten Caraiben und dem Apalachiſchen Hochgebirge, ſo ergiebt ſich, daß er ein Naturgeſetz errathen hatte.

Das Gebirge las Cuevas iſt der Fleck, wo man am beſten die geologiſche Zuſammenſetzung der Inſel kennen lernen kann.

Eine der erſten Stufen dieſes Amphiteaters, worauf das Fort Abercrombie surplomb gelegen iſt, tritt gegen das Meer unter einem Winkel, der mit dem Loth ungefähr 12° macht.

Die Wellen haben hier gleichſam Höhlen gegraben. Iſt das Meer ruhig, ſo kann man dort in einem Kahn in der Nähe beobachten. Das Geſtein, welches ich davon an der Oberfläche des Waſſers losſchlug, iſt ſehr reine

*) Die Gebirge des nördlichen Aſiens gehen nach dem Pole wie ein Meridian. (Eine, von Herrn Pictet mitgetheilte, Bemerkung.)

und ſehr ſchöne Hornblende, der ähnlich, womit die Straßen von San-Tomé de Anguſtura gepflaſtert ſind. Auf dieſem Hornſtein ruhen Lagen von Thonſchiefer, und hierüber befindet ſich eine Lage von mehr als zwanzig Fuß quarzigem Kieſel, und ſodann vegetabiliſche Erde.

Oefters bin ich in Kähnen längs der ganzen Küſte von der Spitze la Galère bis zum Port d'Eſpagne hinabgeſegelt; habe indeß nur am Fuße des Berges las Cuevas und horizontal mit dem Waſſer, Hornſchiefer geſehen; ohne Zweifel war er vormals von dem Meere bedeckt. Man nimmt an anderen Orten bei der Oeffnung der Thäler, bei den Vorgebirgen, wo ſich die Wellen brechen, nur quarzigen Sandſtein lagenweiſe, zerſtückelt und in Breccien auf einander gehäuft, wahr. Viele dieſer Quarz-Stücke enthalten magnetiſches Eiſen. Dieſe Orte tragen die Spuren bedeutender Verheerungen an ſich. Die Ueberbleibſel von Felſen bilden Klippen, längs der ganzen Küſte. Wirft gleich das Meer viele Madreporen auf die Küſte, ſo haben ſie dennoch keine verborgenen Untiefen gebildet, wenigſtens habe ich dort keine entdecken können. Ich glaube, daß die wahren Korallen nicht auf dieſem Theil der Küſte von Südamerica exiſtiren.

Doch wir kehren nun wieder nach las Cuevas zurück. Aus dieſem Gebirge mit zwei Spitzen gehen vier herrliche, durch zahlloſe Bäche bewäſſerte, Thäler hervor. Das Thal von Nordoſten führt den Namen las Cuevas. Zwiſchen den beiden Spitzen liegt eine ſehr ſchöne

Hochebene, einzig auf der Insel, von wo man die Aussicht aufs Meer nach Osten und Westen hat. Von dieser Höhe steigt man in die Thäler von St. Joseph, von Santa-Cruz südwestlich, und nordöstlich in die von las Cuevas und Maraccas hinab. In diesen vier Thälern, und ihren Bergen, kann man genau die geologische Zusammensetzung des Landes beobachten, indem ihre Seiten an vielen Stellen durch herabgestürzte Lavinen und Ströme entblößt worden sind. Auf dieser, mit baumartigem Farrenkraut bewachsenen, Hochebene fand ich nebst Herrn de la Barrère einen Baum, der uns lebhaftes Vergnügen verursachte und den wir für einen Taxusbaum hielten, den aber Jussieu nach der Beschreibung, welche ich ihm davon mitgetheilt habe, für einen Prodocarpus hält.

Die Abdachungen der Berge, welche durch diese Ströme entstanden sind, bieten an einigen Stellen Lagen eines groben Thons, mit eisenhaltigem Sande vermischt dar. Dieser Sand und der eisenhaltige Sandstein sind auf den kleinen südlichen Bergen des Mittelpunkts sehr häufig, und noch mehr auf denen im Süden, zunächst der Solfatara von Erin. Letztere kleine Berge sind nicht schieferartig, wie die der nördlichen Gebirgskette.

Herrscht nun gleich eine große Unordnung in den Lagen der Abdachungen der Gebirge, und in dem Grunde der Thäler, so bemerkt doch der genaue Beobachter, daß der Kern dieser Gebirge schieferartig ist; daß sich über den schieferartigen Lagen erstlich eine Schicht von

quarzigem und eisenhaltigem Sandstein befindet, hierüber eine andere von weichem und grobem Sandstein, dann Thon lagenweise und endlich vegetabilische Erde. Als ich mich auf der Ebene, Saint-Joseph und der entgegengesetzten Seite näherte, bemerkte ich zwischen der Thon- und Sandschicht eine Lage von sehr dünner und sehr leichter Kreidenerde. Hier und da findet man in den Krümmungen Lagen von eisenhaltigem Sandstein, abgesonderte Stücke Wasserblei, schwefelgesäuerte Schwererde und Mandelstein. Könnte die Entdeckung, welche ich von dieser letzten Steinart in den hiesigen Gebirgen gemacht habe, nicht etwa Aufklärung über ihre Natur geben? Bekanntlich setzen sie manche Naturforscher unter die vulkanischen Felsen, andere unter die von der zweiten Ordnung; v. Humboldt zählt sie dagegen zu den vulkanischen Producten.

In Le Drus Reise, Thl. I. S. 269 liefet man einen Auszug aus der von Mac-Callum. Oberhalb Port d'Espagne sagt er, liegt das unnütze Fort Abercrombie-Tower; die Anhöhe, worauf es sich befindet, ist ein erloschener Vulkan, dessen Krater noch sichtbar ist.

Ich kann nicht begreifen, was Mac-Callum als vulkanisch erscheinen konnte. Dieser Berg ist schieferartig, wie der übrige Theil der Gebirgskette, und mit thonigtem Mergel bedeckt, worauf eine leichte Lage vegetabilischer Erde liegt. Er hat indessen zwei Zwillings-Spitzen, gleich den Basaltgebirgen; und zwischen diesen beiden Gipfeln befindet sich eine sehr tiefe Kluft. Die-

ser Berg, worauf heut zu Tage das Fort George gelegen ist, scheidet das Thal Maraval von dem Thale Diego-Martin, und an dessen Fuße beginnet letzteres!

Die Flüsse Moraccas, Maraval, Saint-Joseph, Tacarigua, Sainte-Anne, alle die Bäche, welche quer durch die kleinen Thäler laufen, die sich an die Hochebene des Las Cuevas lehn, fangen ihren Lauf auf Betten von quarzigem Sandstein an, die durch die Ordnung ihrer Lagen Stufen bilden. Ich habe diese Flecke oft und genau beobachtet: da, wo die Lagen von Sandstein aufhören, fängt kiesartiger Schiefer an.

Nimmt man nun gleich nirgends auf der Insel, auf Tabago und im Innern auf dem festen Lande, von der Mündung des Orinoco bis zum Cap Paria Granit wahr, so zeigen sich doch schon auf hundert Schritte von hier, mehr oder minder ansehnliche Blöcke von milchichtem fettem Quarz, und in dessen Spaltungen stößt man oft auf schöne Stücke von Bergkrystall.

Ich habe verhältnißmäßig nie soviel, als hier davon gesehen. Diese zerstreueten Quarzstücke können ihren Ursprung entweder aus Quarzgängen, die in allen Ländern durch die Thonschiefer laufen, oder aus zerstörten Granitgebirgen nehmen. Oefters habe ich unter diesen Quarzblöcken Aushöhlungen gemacht und Nachsuchungen angestellt, wenn sie zu bedeutend waren, als daß man sie hätte bewegen können, und dann zu Zeiten gefunden, daß sie eine leichte Lage von schwefelsaurem Kalk

enthielten. Ohne Zweifel ist auf Trinidad, Tabago und der Küste von Paria der Granit von Meerwasser bedeckt und er dient dort, so wie in dem übrigen südlichen America *) dem Schiefer und andern neuern Bildungen zur Grundlage. Man trifft ihn dann und wann auf den Küsten in einzeln gelegenen Felsen zwischen der Mündung des Orinoco und der des Amazonenflusses. Ich besitze durch die Freundschaft des Hrn. Laffon de Ladibat Stücke von Granit und Mandelsteinen und ein merkwürdiges Stück Syenit, das auf Trapp aufgelegt liegt; er hatte sie von Felsen abgeschlagen, welche sich am Ufer des Meeres, dicht bei der Mündung des Flusses Cayenne befinden.

Schwefelsaure, so wie kohlensaure Kalkerde trifft man auf Trinidad, Tabago und der Gebirgskette der Küste von Cumana äußerst selten; lange hat man selbst angenommen, sie fänden sich dort gar nicht. Indeß in dem Thale oder dem großen Becken in Süden und Osten, zwischen den südlichen Hügeln und der Spitze Iracos, welche wahrscheinlich ehemals irgend einem Arm des Orinoco zum Bette gedient hat, findet man nicht weit von der Solfatara von Erin horizontale oder abhängige Lagen von quarzigem Sandstein, welche auf leichten isolirten, mit kiesartigem Thon vermengten, Schichten von Gips ruhen.

Folgt man der Küste des Meeres, um von Pointe à Cèdre bis zum Asphaltsee zu gehen, so trifft

*) S. Das tableau physique des regions équatoriales par A. de *Humboldt* p. 122. Paris 1807.

un bedeutende Maſſen von ſtaubigem Feldſpath in einem durch Regen ausgewaſchenen Berge, bei der Mündung des Fluſſes Guapo und auf einem linken Ufer. Dieſer Feldſpath ſcheint mir dem ähnlich, welchen Faujas de Saint Fond in ſeinem Curſus vorzeigt, und den man in den Umgebungen von Mans auf dem Wege von Alençon findet.

Da ich indeß zwiſchen den verſchiedenartigſten Meinungen in der Geologie und Mineralogie hin und her ſchwankte, dabei ohne claſſiſche Kenntniſſe und faſt ohne Bücher, ohne alle Leitung in meinen Beobachtungen und Unterſuchungen war, ſo dachte ich, dieſe Lagen von ſchwefelſaurer Kalkerde, die ſich in einigen von den, von Flüſſen verlaſſenen, Betten zeigen, würden die Meinung des gelehrten Lalmanon unterſtützen, der die Gypsbrüche als das Product des Abfalls und der Fäulung der Vegetabilien in den Flüſſen und den übrigen großen Maſſen ſüßen Waſſers anſah.

Wie es indeß mit dieſer Theorie auch ſeyn möge, ich ward dadurch auf folgende zwei Verſuche geleitet. Erſtens that ich im Monat Auguſt 1798 in einen gut glaſurten irdenen Krug, der ungefähr 100 Litres faßte, vier Pfund Mark-Gewicht Zweige und Blätter des Baumwollenbaums und ein gleiches Gewicht von Kräutern, die ich auf meiner Savanne geſammelt hatte; als dieſe Subſtanzen zerſchlagen und nachgehends gleichſam zu Pulver zerſtößen waren, füllte ich das Gefäß mit Waſſer aus einem Fluſſe, der auf meiner Beſitzung im Quartier St. Anne floß. Zweitens: Die Beobachtungen

auf dem See la Braye, bei Gelegenheit der Zersetzung der großen Bäume brachten mich auf den Gedanken, Asphalt könnte wohl das Product der Zersetzung der harzigen und Gummihaltigen Bäume mittelst des Meerwassers seyn. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, ließ ich Stücke von Guayacholz, von Gummi- und andern harzigen Bäumen, woran die Insel Trinidad einen Ueberfluß hat, durchsägen, und that zehn Pfund von diesen Sägespähnen in ein, dem obigen ähnliches, mit Meerwasser angefülltes Gefäß.

In der Mitte jeder dieser Krüge war ein Hahn angebracht, mittelst dessen ich die Hälfte des Wassers ablassen konnte, ohne daß deshalb das Untere aufgerührt wurde. Mir schien es nothwendig, von Zeit zu Zeit frisches Wasser zuzuschütten, damit es nicht die Zersetzungskraft verlieren möchte; ich erneuerte es daher zur Hälfte alle acht oder vierzehn Tage, und rührte hierauf die auf dem Boden befindlichen Substanzen um.

Am zwei und sechszigsten Tage meines Versuches verbreitete das Gefäß, worin sich die Stückchen Baumwollenstaude und die Kräuter befanden, einen ziemlich starken schwefelichten Wasserstoff-Geruch, der zwei Stunden hindurch unerträglich wurde, als ich den Tag darauf den Grund des Gefäßes umgerührt hatte; nach und nach verflog er, und nach drei Monaten ward dieß Wasser, selbst wenn ichs umrührte, geruchlos.

Das Gefäß, welches die harzigen Hölzer enthielt, gab gar keinen Geruch. Ich kostete dieß Wasser von

Zeit zu Zeit und nach Jahresfriſt kam es mir vor, als habe es einen, dem des Waſſers ziemlich ähnlichen Geruch, worin man Theer hat kochen laſſen; dieſe Zubereitung wird von den Aerzten des Landes bei Lungen- und Haut-Krankheiten angewandt.

Da ich Anſtalten treffen mußte, dieſe Colonie im Monat Dezember 1806 zu verlaſſen, ſo goß ich das Waſſer von beiden Gefäßen mit aller Sorgfalt ab. Die Ueberbleibſel that ich in zwei große Terrinen von ſehr weiten Oeffnungen, und ſtellte ſie täglich an die Sonne von ihrem Aufgang bis zum Untergang. Nach zwanzig oder ein und zwanzig Tagen war das Waſſer gänzlich in der Terrine verdunſtet, welche die Ueberbleibſel der Baumwollenſtaude und der Kräuter enthielt. Ich bekam ein gräuliches Pulver mit holzigten Faſern vermiſcht, welches, durchgeſiebt, anderthalb Unzen ſchwefelſauere Kalkerde gab. Bei einer vollkommnern Vorrichtung hätte ich wahrſcheinlich etwas mehr erhalten.

Am drei und zwanzigſten Tage war das, auf den Ueberbleibſeln der Harzholze befindliche Seewaſſer noch nicht völlig verdunſtet. Sie ſchienen mir von derſelben Natur, nur nicht ganz ſo ſchwarz, als der Aſphalt des Sees la Brea. Mit Gewißheit kann ich aber nicht ſagen, ob ſie die nämlichen chemiſchen Reſultate würden gegeben haben, da ich aus Mangel an Mitteln keine Verſuche hierüber anſtellen konnte und beide Subſtanzen mit meiner ganzen Sammlung in Cumana zurückgeblieben ſind.

Es ist bereits erwähnt, daß sich Gyps und Kalkstein auf den Inseln Trinidad und Tabago sehr selten finden, obschon die ganze Gebirgskette von Bergantin und Guacharo völlig aus Kalkstein besteht. Auf Trinidad kenne ich nur einen kohlensauern Kalksteinbruch am Fuße eines beim Port d'Espagne gelegenen Hügels, wenn man von der Stadt nach St. Joseph gehet. Dieser Felsen ist indessen mit fremdartigen Substanzen vermischt, zwischen welchen ich Adern von Kiesel gefunden habe.

Man trifft einige reine kohlensauere Kalksteinbrüche in den Thälern der Küstenbergkette bei Guire, innerhalb des Golfs, und schwefelsauere Kalkerde zu Rio Caraibe und zu Carupano in der Nachbarschaft der Kupferminen. Wahrscheinlich findet man sie auch in den Hügeln, welche Cumana beherrschen, so wie ebenfalls wohl an andern Stellen, die ich nicht untersuchen konnte.

Ungeachtet wiederhohlter mühsamer Untersuchungen in den Gebirgen des Nordens und den Hügeln des Südens und des Zentrums habe ich dort gar keine Spuren von organisirten Körpern angetroffen; dagegen aber in ihren Ebenen, so wie in denen von Tabago und den Thälern der Küstengebirgskette von Cumana, in den Lagen von quarzigem Sandstein und den Kreidenschichten. Die Meermuscheln liegen dort durch einander mit denen des süßen Wassers, und mehrere derselben gehören zu unbekannten Geschlechtern, deren Gattungen gar nicht mehr existiren, wenn man den Berichten der Fischer und

Indier Glauben beimißt. Mein Indiſcher Fiſcher *) Joſeph, der alle Pflanzen, alle Bewohner der dortigen Waldungen, ſo wie auch die des Meeres zu kennen vermeinte, machte mir zu Zeiten bemerklich, daß manche dieſer Muſchelthiere öfters in Muſcheln wohnen, welche ihnen von Natur gar nicht angehörten, weil, ſeiner Anſicht nach, es unter den Thieren gleich wie unter den Indiern Nichtsthuer gäbe, die ſich ſelbſt keine Häuſer bauen wollten **)

Dieſer Mangel an Gebirgen von Kalk und ſelbſt an bedeutenden Maſſen dieſer Subſtanz iſt einer der geologiſchen Charaktere, wodurch Trinidad, Tabago und die Bergkette von Cumana weſentlich von den Antillen oder den Caraibiſchen Inſeln ***) unterſchieden

*) Ueber ihn wird nachgehends ein mehreres vorkommen.

**) Etwas Aehnliches kann man von dem ſogenannten Soldaten, Cancer Miles, ſagen. A. d. H.

***) Linné und Ellis zufolge, werden die Kalkzoophyten z. B. die Röhren-, die Stern-, die Punktkorallen von kleinen Thieren bewohnt, welche einige Aehnlichkeit mit den Nereiden, Meerneſſeln und den Armpolypen haben. Aus neueren Unterſuchungen ergiebt es ſich indeß, daß alle Felſen bildende Korallen ſonſt die Lytophytes saxigènes der Franzöſiſchen Zoologen, und ſelbſt die pavonia cariophillea und hullipora von Lamark, den Schleimthieren einer beſondern Art zur Wohnung dienen oder davon umgeben ſind. Seit Cook's Reiſen haben Forſter's Bemerkungen bei manchen Geologen die Idee veranlaßt, mehrere Inſeln und ſelbſt ganze Länder verdankten ihren Urſprung den, von dieſen kleinen Thieren hervorgebrachten Korallen. Ich habe von dieſen

sind; dort giebt es Felsen und selbst Gebirge von Kalkschichten, wo man mehrere Gattungen Muscheln zusammengehäuft und versteinert antrifft.

Von allen diesen Kalkfelsen ist sicher der merkwürdigste eine Bank von ziemlich hartem kohlensauerm Kalk, einen Kilometer lang am Ufer des Meeres, im Quartier von Moule auf Guadeloupe.

Korallen-Inseln mehrere von einer kümmerlichen Vegetation gesehen und zweifle nicht, daß ein großer Theil der des großen Oceans auf solche Weise gebildet worden seye. Doch kommt es mir vor, als habe man diese Hypothese zu weit ausgedehnt. So hat man z. B. auf den Antillen Felsen von Kalkstein in Lagen, welche versteinerte Tubiporen und Madreporen enthalten, für neue Werke der Korallen-Thiere bloß deßhalb angesehen, weil sie sich in Gewässern finden, wo man ähnliche Würmer antrifft. Dringt man aber in das Innere der großen Antillen, so stößt man auf Berge von ursprünglichem Felsstein, die bei einer gleichen Höhe von diesen nämlichen Madreporen umgeben sind; folglich giengen diese Felsen aus der Urwelt hervor. Träfe man Korallenfelsen am Rande der Juretischen Meeres, so würden die Geologen nicht entstehen, sie zu den Kalkschichten des Jura zu zählen, die auf dem Berge Bolca Fische der heißen Zone enthalten. Zwischen den Tropenländern an den Ufern des Meerbusens von Mexico läuft der Reisende Gefahr, Kalkschichten voll versteinerter Korallen mit alten Korallenbänken zu verwechseln.

Diese Note ist aus Humboldt über die Natur der Steppen, die Wüsten des Orinoco u. s. w. genommen. Faujas de Saint-Fond sagt, die wahre Koralle existire nicht auf den Küsten des mittäglichen America.

Dieß Kalklager ſtehet mit dem Waſſer in gleicher Höhe und wird während der Fluth bedeckt. Der General Ernout, ein eifriger und hellſehender Freund der Wiſſenſchaften hatte gehört, dieſe Steinmaſſe enthalte Skelette von Menſchen, und ſandte gegen das Ende des Jahres 1804 einen Naturforſcher von Brüſſel, Gérard, um dort Nachſuchungen anzuſtellen. Dieſer brachte dann auch einen Block heraus, worin ſich ein völlig in den Stein incruſtirtes und nur eins mit ihm ausmachendes Menſchenſkelet befindet. Ich hielt mich um die Zeit ebenfalls auf Guadeloupe auf und ſtellte dort für meine eigene Rechnung Nachforſchungen an. Zwar bekam ich kein ganzes Skelet, indeß doch Köpfe, Arme, Beine, Fragmente vom Rückgrad. Hätte ich viele Leute zu meinem Gebot gehabt, ſo würde ich ganze Skelette, die mehr Entſcheidung gegeben hätten, als die des Herrn Gérard, haben erhalten können. An mehreren Theilen ſeines Skelets kann man die Liniamente nicht deutlich ohne Hülfe einer Puppe unterſcheiden. Wie ich bemerkt habe, ſind alle dieſe Anthropolithen von Oſten nach Weſten nach der alten Sitte der Aſiaten und Americaner gelegen. In dieſen Steinen incruſtirt und an der Seite der Skelette habe ich Schlägel, Aexte und Streitkolben von Baſalt oder Porphyr angetroffen, kurz Inſtrumente, die denen ähnlich ſehen, deren ſich noch die Wilden bedienen. Sie ſind verſteinert; indeß habe ich dort gar keine andere Spuren, nicht das mindeſte Ueberbleibſel von organiſchen Körpern vorgefunden; ob es gleich an den Seiten Bänke von Madreporen giebt, obſchon dieſer ganze Theil des Hauptlandes das Pro-

duct dieſer kleinen Thiere zu ſeyn ſcheint und man Muſchelwerk in den ſteilen Bergen dieſer Partie antrifft. Ohne Zweifel war dieß ein durch die Zeit und andere Urſachen in einen Kalkfelſen verwandelter Kirchhof. Dieſer Kalkfelſen enthält weißen Quarz in ſehr kleinen Körnern. Im Lande heißen dieſe Skelette Galibis, ſicher ſollen hiedurch die Ueberbleibſel der Wilden angedeutet werden, welche dieſen Namen führten.

Vielleicht wird man mir einen Vorwurf daraus machen, durch dieſe Beſchreibung des Kalkſteins von Guadeloupe die mir vorgeſteckten Gränzen überſchritten zu haben. Indeß gehet doch mein Hauptzweck bei der Beſchreibung der Küſtengebirgskette von Cumana dahin, den Unterſchied bemerklich zu machen, der ſich zwiſchen der geologiſchen Bildung derſelben und der der Antillen findet. Sollte ich mich aber dieſer Arbeit nicht ſo geſchickt entledigt haben, als ein gelehrter Geologe, ſo glaube ich, man kann wenigſtens nicht in Abrede ſeyn, daß ich zuerſt dieſen Unterſchied beobachtet habe.

Auf der Inſel Trinidad und in den Umgebungen findet ſich kein Granit. Auf ihrer Oberfläche trifft man durch die Thalflüſſe abgerundete Kieſel; gelangt man aber erſt in die Ebene, ſo finden ſich dort keine weiter. Dieſe Flüſſe haben da keinen Fall mehr und fließen langſam quer über große Ebenen von thonigter und vegetabiliſcher Erde. Der ganzen ungeheuern Ebene zwiſchen dem Amazonenfluß und dem Orinoco, unter dem Namen Nieder-Guiana bekannt, fehlen ebenfalls Steine und Rollkieſel, ob ſie gleich von ſehr be-

benden Flüssen, z. B. dem Surinam, Essequebo, Demerary u. s. w. bewässert wird. Der bescheidene, gelehrte, und zu wenig bekannte Anderson de St. Vincent hat mir versichert, er sey den Demerary zwei hundert Englische Meilen hinaufgefahren, ohne an seinen Ufern Felsen oder gerollte Kiesel angetroffen zu haben. Das erste Gestein, das er erblickte, war ein ungeheuerer Damm von Granit, der einen der Katarakten dieses Flusses bildete.

Die Hügel des Mittelpunkts und des Süden sind nicht schieferartig, wie die im Norden; davon muß man indeß den Montserat ausnehmen, dessen ich in dem vorhergehenden Kapitel erwähnte, an dessen Fuß ich 1798 schieferartiges Wasserblei entdeckte, worauf eine Mine Steinkohlen salzt, die Asphalt ausschwitzt. Alle diese Hügel oder Dünen schienen mir aus Anhäufungen von quarzigem Sande zu bestehen und durch Thon verbunden zu seyn. In allen trifft man eine Schicht reiner thonigter Erde auf dem Sande und auf dem Thone ruhet gewöhnlich die vegetabilische Erde; in denen aber, welche der Solfatara von Erin am nächsten liegen, findet man eine leichte Lage Kreide zwischen dem Thon und der vegetabilischen Erde, die gemeiniglich nur einen oder zwei Zoll dick auf den Bergen liegt.

Sind nun gleich diese Berge, oder vielmehr Hügel nicht so hoch als die Berge von Martinique, Sainte-Lucie, Guadeloupe u. s. w. und laufen die Gipfel von diesen spitz zu, während die der Hügel von Trinidad sehr abgerundet sind, so ist nichts deste

weniger der Abfall von dieſen weit ſchneller; deßhalb paſſen ſich ſteile Hügel auch weit weniger für die Caffeepflanzungen; denn nach zehnjähriger Cultur, und zu Zeiten noch früher, werden ſie dadurch unfruchtbar, daß Regen und Lavinen die dünne Kruſte von vegetabiliſcher Erde fortreißen. Dagegen giebt es auch wenig Länder in der neuen Welt, wo die Ebenen auf ſo reicher und vieler vegetabiliſcher Erde beſtünden. Die vegetabiliſche Schicht iſt gemeiniglich vier bis fünf Meter tief, zwiſchen den Flüſſen Guanapo, Arima und in den prachtvollen Ebenen von Naparima, in den Umgebungen von Guapo und in der Nachbarſchaft von einigen andern Flüſſen im Norden, Oſten und Süden.

Indeß findet man die vegetabiliſche Erde ſo tief nur hundert, hundert und funfzig, höchſtens zweihundert Metres von den Ufern dieſer Flüſſe; weiter hin iſt ſie nur ſechs bis zwölf Zoll tief; kurz die tiefen Schichten fangen da an, wo die abgerundeten Kieſel endigen und wo die Flüſſe wenig Fall haben.

Eben ſo verhält es ſich mit den Flüſſen von Cayenne, Surinam, Berbice, Demerary, Eſſequebo u. ſ. w. Die vegetabiliſche Erdſchicht in der Nähe dieſer Flüſſe iſt zu Zeiten ſelbſt ſechs Metres tief.

Ich habe alle Urſache zu glauben, daß es dieſer Inſel gänzlich an Minen der edlen Metalle mangelt; dagegen entdecken das Auge und der Magnet das Eiſen in den meiſten ihrer Felſen und Kieſel. Alle Coloniſten

ſehen die Goldfaſern, wovon Sir Walter Raleigh redet, als eine Fabel an. Aller angewandten Mühe ungeachtet habe ich dort nie Gold, Silber oder Platina entdecken können, und eben ſo fruchtlos waren zwei Jahrhunderte hindurch die Bemühungen der Spanier.

Ein Einwohner von Port d'Eſpagne brachte mir eines Tages ein ſehr ſchweres Stück Stein, welches er in einem Fluſſe gefunden haben wollte, als er Kieſel zum Bauen ſammelte. Ich überzeugte mich indeß, daß dieß Arſenik in einem Gangſtein von ſchwefelſaurer Schwer-Erde war. Den Tag darauf ließ ich mich an dieſen Fleck hinführen; allein alle angeſtellten Nachforſchungen waren vergeblich und verſchafften mir nicht ein Stück dieſes Metalles; indeß ſetze ich dennoch in die Ausſagen jenes wahrheitsliebenden Mannes kein Mißtrauen.

Der Feldmeſſer M. hatte eine, ſeiner Behauptung nach, in den Umgebungen von Erin zuſammengebrachte Sammlung von Mineralien. Hab' ich nun gleich aus Liebe für die Naturgeſchichte mehrere Male die Solfatara deßhalb beſucht, ſo iſt mir dennoch ungeachtet der genaueſten Nachforſchungen keine andere metalliſche Subſtanz, als einige in Alaun und zwiſchen den Kieſeln incruſtirte Kryſtallen von ſchwefelſaurem Kupfer vorgekommen. Indeß zeigte dieſer Feldmeſſer ein Metall, welches er nach ſeiner Behauptung dort gefunden, und das er für Silber hielt. Ich habe es in ſeinem Gange nicht geſehen; nur mit vieler Mühe erhielt ich ein Stück von mehr als zwei Unzen von ihm. Dieß iſt ſehr glänzend

weiß; ſeine ſpezifiſche Schwere betrug zehn; mit Gold geſchmolzen wird dieſem dadurch ſeine Streck- und Dehnbarkeit genommen; es hatte die nämliche Wirkung auf das Silber, wofern nicht drei Viertel Silber auf ein Viertel dieſes Metalles giengen. Einem Goldſchmidt, der nebſt dem Landmeſſer Verſuche mit dieſem Metalle anſtellte, ſo wie nachgehends auch mit mir zuſammen, ſchien es, daß es bei dieſem Verhältniß die Dehnbarkeit des Silbers nicht vermindere. Doch iſt es nicht ſehr brüchig. Um es zu ſchmelzen, bedarf es zwei oder drei Grad mehr nach dem Pyrometer von Wedgwood als das Silber.

Ich ſchmolz ein Stück davon, das ein wenig mehr als drei Quentchen wog, in einem Tiegel von Wedgwood, der inwendig eben ſo glatt als Glas war, und nichts deſto weniger fand ich auf dem Boden, als er kalt geworden, ein halbes Sphäroid, deſſen Oberfläche in eine Menge kleiner Linien auslief, die ſich unter rechten Winkeln ſchnitten und auf dieſe Weiſe viele kleine Quadrate bildeten, deren jedes noch keine Linie hielt. Beim wiederhohlten Verſuch in verſchiedenen Tiegeln erhielt ich daſſelbe Reſultat.

Das Stück, welches übrig blieb, behandelte ich nun mit verſchiedenen Säuren, die es aber durchaus nicht angriffen. Hingegen mit Salpeterſäure brauſete es während einiger Minuten auf und verwandelte ſich in weniger als vier Stunden in ein ſchönes rothes Präcipitat. Zu weiteren Verſuchen hatte ich keine Gelegenheit.

Dieß Metall ist mit meiner Sammlung in Cumana geblieben.

Vauquelin, dem ich diesen Artikel mittheilte, ist der Meinung, es wäre dieß ein neues Metall, oder bestünde vielleicht aus mehreren.

Es ist wohl ganz passend anzuführen, daß der Landmesser, von dem ich das Metall erhielt, nicht sehr achtsam auf den Ursprungsort oder auf das Vaterland der von ihm gesammelten natürlichen Merkwürdigkeiten war, so daß man höchstens sagen darf, das hier angezeigte Mineral gehörte in dieser Gegend zu Hause, ob dem Innern des Landes oder einer Insel, bleibt wohl ziemlich unzewiß.

Diejenigen, welche nur die Vulkane Europens kennen, werden ohne Zweifel überrascht seyn, weder Lava noch Basalte an den Orten, wo vormals Vulkane waren und zwischen so vielen eisenhaltigen Felsen anzutreffen. Dieß ist meiner Meinung nach ein neuer Beweis, daß Trinidad und die Küstengebirgskette von Cumana keinen Theil der Kette der Caraiben bilden. Halbcalcinirte Steine, kothige, wasserschwefelartige Auswürfe, Bergoel, und Asphalt, dieß sind die vulkanischen Wirkungen und die Producte des unterirdischen Feuers der Länder, die ich hier beschreibe.

Späterhin werde ich auf die physische Beschaffenheit derselben wieder zurückkommen.

Vergleichung einiger Ortsbestimmungen, welche von Humboldt in diesen Gegenden angestellt hat, mit verschiedenen andern Beobachtungen und Charten.

Das Nordcap fand er unter 10° 20′ 13″ n. Br. und 62° 47′ 30″ w. Länge. Nach andern Geographen lag es, wie folgt:

	Breite.	Länge.
R. Bonne im Raynalſchen Atlas.	11° — 19′ — 0″	62° — 31′ — 0″
Seecharte des Depot der Franzöſ. Marine.	11 — 14′ — 0″	62 — 47′ — 0″
Jefferys.	11 — 29′	62 — 28
Arrowſmith's Charte von Weſtindien (1803).	11 — 13	62 — 53 — 15
Churruca (Reſultat der königl. Expedition).	11 — 19	62 — 52 — 30

Die Pointe des Sables oder Sandy Point im Südweſten von Tabago, ebenfalls ein wichtiger Punkt für die Schiffer, welche den Canal zwiſchen Tabago und Trinidad paſſiren wollen, iſt verſchiedenen Angaben nach, wie folgt:

	Breite.	Länge.
Nach Chabert.	0° — 0′ *)	63° 9′ — 0″
Jefferys.	11 — 11	62 — 52 — 47
Churruca.	11 — 7	63 — 13 — 30
Arrowſmith.	10 — 56	63 — 13 — 15

Selbſt die ſchöne Charte von Arrowſmith von 1805 iſt bei den Inſeln Tabago und Trinidad zuweilen um 6 bis 11 Minuten fehlerhaft, in Anſehung der Breite.

Den Drachenmund (Boccas del Drago), nämlich die nächſte Inſel der Weſtſeite, ſetzt Humboldt un-

*) Wahrſcheinlich iſt hier ein Druckfehler.

ter 65° 32′ 35″, indeß geſtehet er, daß dieſe Angabe wohl nicht ganz fehlerfrei ſey. Die Länge des Cap di tres puntes (am nördlichen Continent) von Paria ſetzt er unter 65° 4′ 5″. Die vorzüglichen Charten des Deposito geografico in Madrid geben die Länge zu 65° 5′ 8″ an.

Die Charte des de la Cruz iſt, Humboldt zufolge, übrigens für Trinidad ziemlich genau; die bisherigen Zweifel ſind indeß durch die ſchöne Charte des Deposito geografico zu Madrid vom Jahr 1802 gehoben. Folgende Tafel zeigt die bedeutendſten Abweichungen der Angaben der Breiten verſchiedner Charten von Trinidad und Tabago.

	la Cruz,	Faden (1802)	Arrowſmith (1803)	Churruca und Fidalgo 1802 (Dep. geogr.)
Punta de la Gallera.	10° — 50′	10° — 51′	10° — 41′	10° — 51′
Nordw. Cap.	10 — 40	10 — 43	10 — 27	10 — 42
Punta Icaco.	10 — 5	10 — 3	9 — 48	10 — 3
Punta Galeota.	9 — 45	10 — 10		10 — 9
Für Tabago				
Nord-Cap	11 — 30	— —	11 — 13	11 — 20
Süd-Cap.	11 — 4	— —	10 — 56	11 — 6

Zweites Kapitel.

Beſchaffenheit der Atmoſphäre — Winde — Ebbe und Fluth.

Die zwiſchen den Wendekreiſen gelegenen Länder haben nur zwei Jahrszeiten, die trockene und die regnigte, oder den Frühling und den Winter, beide ſind auf Trinidad noch mehr von einander unterſchieden, als auf den Antillen. Denn welche Winde auch auf jener Inſel wehen mögen, ſo fällt doch nie ein Tropfen Regen während des Frühjahrs. Dieſen Namen giebt man in jenen Gegenden dem Theile des Jahres, der mit dem Monat November anhebt und mit dem April oder Anfang Mai zu Ende gehet. So wie ſich der April endigt, tritt unvermerkt die Hitze ein; die Oſt-, Nordoſt- und Nord-Winde werden weniger kalt: zu Ende des Junius erreicht die Hitze den höchſten Grad; die Stürme fangen an, werden ſtets häufiger, und nehmen immer mehr zu, bis zu den Monaten Auguſt, September und dem Anfang October, wo ſie dann täglich mit Regengüſſen begleitet eintreten. Für einen Europäer giebt es ſicher nichts

merkwürdigeres, als die Art, wie ſich in dieſem Klima ein Sturm bildet. Die Luft iſt ſo ruhig, daß ſie nicht durch ein Lüftchen in Bewegung geſetzt wird; der Thermometer von Réaumur ſtehet im Schatten auf 23, 24, 25 Grad, und um ſo höher, als die Atmosphäre ruhig iſt. Die Wölbung des Himmels iſt erhaben, hochblau und ohne Gewölk. Auf einmal zeigt ſich an einem Theile des Firmaments ein kleiner grauer Punkt, der in vier oder fünf Minuten zu einer großen ſchwarzen Wolke anwächſt; anfänglich fahren kleine Blitze aus den Wolken, bald werden dieſe aber bedeutender; den Augenblik darauf fällt der Barometer plötzlich um eine oder zwei Linien; der Donner kracht und in einem Moment kommt ein Regenſtrom in dicken Tropfen herab. Gewöhnlich dauern dieſe Platzregen nur einige Minuten, ſelten eine halbe Stunde; kaum hat der Regen aufgehört, ſo iſt die Atmosphäre eben ſo ruhig, der Himmel eben ſo heiter als vorhin. So regnet es wohl funfzehn bis zwanzig mal des Tages im Winter, und den Augenblik nachher ſcheint es kaum geregnet zu haben. Selten regnet es des Nachts; allein ein Platzregen ohne Sturm gehet gemeiniglich in dieſer Jahrszeit eine halbe Stunde dem Aufgang der Sonne voran.

Sehr ſelten habe ich in der Atmosphäre von Trinidad und der dichte am Meere gelegenen Ländereien zwiſchen dem linken Ufer des Orinoco und den Thälern von Cumana und Caraccas, jenen Stoß von Winden und Wolken wahrgenommen, der in der un-

ruhigen Atmosphäre der Antillen und des Mexicanischen Meerbusens dann so merkwürdig ist, wenn während des Winters die westlichen Winde die niederen Wolken gegen ihren gewöhnlichen Lauf jagen, und so, jene Orkane, Hurricanes*) hervorbringen, welche so oft Verwüstungen über dieß Inselmeer gebracht haben. Diese Orkane kennet man auf Trinidad, Tabago und auf dem benachbarten festen Lande nicht. Die Natur scheint ihnen die Gebirgs Küstenketten von Cumana zu Gränzen gegeben zu haben; da diese weit höher als Trinidad, Tabago und Guyana, und dabei diesen Ländern gegen Osten liegen, so schützen sie sie gegen die heftigen Winde aus Westen; von dort fangen nämlich die Windstöße an, nachdem sie in einigen Minuten alle Punkte des Horizonts durchlaufen sind. Vielleicht empfindet man auch den Stoß der entgegengesetzten Luftzüge jenseits des zehnten Grades nördlicher Breite in diesem Theile von America deßhalb nie, weil sich diese Luftwogen an den entgegengesetzten Küsten von Cumana und Florida brechen, indem sie der Richtung der Strömungen des Golfs von Mexico folgen.

Bemerkungswerth ist es, daß Grenada, die südlichste der Antillischen Inseln, nur dreißig Stunden

*) Oviedo bemerkt in seiner Geschichte, das Wort Huracan bedeute nach der Sprache von Hayti, einen heftigen, mit Regen begleiteten Windstoß. Dieß Wort kommt dem Französischen ouragan, und dem Englischen Worte huricane sehr nahe. S. Oviedo, historia general natural de las Indias u. s. w. Liv. VI.

(lieues) vom festen Lande, eben so sehr durch Windstöße leidet, als die übrigen Antillen. Sollte dieß daher rühren, weil sie nicht so liegt, um gegen den furchtbaren Westwind durch die Küstengebirgskette von Cumana geschützt zu seyn? Eben so merkwürdig ist es, daß die Insel Tabago, die doch wie Trinidad östlich der Küstengebirgskette liegt, nie einen solchen Windstoß auszustehen gehabt hat.

Im östlichen Theile der Insel wechselt der Barometer von 27 Zoll, 10 Linien, zu 28 Zoll ab, und in dem westlichen Theile, wo die Atmosphäre noch weit regelmäßiger ist; diese Abwechselungen sind kein gewisses Zeichen von schönem oder schlechtem Wetter. Indeß wird ein heftiger Sturm, der aus Süden oder Süd-Westen kommt, gewöhnlich durch einen plötzlichen Fall von mehreren Linien angekündigt.

Von dem Ende April bis zum Monat Jun. wächst die Hitze, bleibt dann von diesem Monat bis zum October die nämliche, und nimmt hierauf gleichzeitig mit den Stürmen und Regen ab.

Ich bediente mich des Fahrenheitschen Thermometers. Gemeiniglich zeigt es in dieser Jahrszeit in Port d'Espagne des Morgens, vor Aufgang der Sonne 78° bis 80; von deren Aufgang bis zum Untergang 84° bis 86°; des Abends fällt er gewöhnlich auf 82°; zu Zeiten, wenn das Wetter sehr stürmisch ist, in den Monaten August und September, und daß die Luft von Feuchtigkeit gesättigt ist, steigt er bis zu 90°. In einem

Zeitraum von neun Jahren habe ich ihn nur zweimal auf 93° gesehn; nämlich den 2ten September 1798 und den 21ten October 1799, wo an beiden Tagen Erdbeben Statt hatten.

Wenn im Winter während der Nacht der Wind gehet, und es dabei regnet, so sind die Morgen weniger warm, und allemal wenn am Tage dem Regen heftiger Donner vorhergehet, etwas Gewöhnliches in dieser Jahrszeit, dann sind die Abende ebenfalls nicht so heiß. Gehet hingegen dem Regen kein Donnerwetter voran, und ist er nicht vom Winde begleitet, so ist die Atmosphäre schwül, und die Hitze heftig.

Uebrigens wechselt die Hitze im Umfang von einigen Myriametern, um mehrere Grade ab, je nach der höheren und freieren Lage eines Ortes; dieser Unterschied ist besonders im Frühjahr fühlbar, wie wir dieß nachgehends zeigen werden.

Die hygrometrische Beschaffenheit von Trinidad erleidet große Abwechselungen von einer Jahrszeit zur andern. Während der regnigten, stehet der Hygrometer gewöhnlich zwischen 85° und 90°; im Frühling gemeiniglich zwischen 36° und 38° am Tage, und auf 50° während der Nacht.

In Trinidad fällt das gewöhnliche Jahr ungefähr 62 Zoll Regenwasser, während der Winterzeit, und im Frühling wohl acht bis neun Zoll, den Thau*) mit

*) Ich erstaunte über die Menge Thau, welche jede Nacht auf Trinidad fiel, und kam im December 1799 auf die Idee,

einbegriffen; denn es regnet dort faſt nie vor dem Ende des December, bis zum letzten Mai. Der Regen nimmt mit den Stürmen ab, und die Hitze mit dem Ende des October. Dieſe Octoberregen ſind ſehr fein; im November, wo die kühle Jahrszeit anhebt, nehmen ſie täglich ab, und werden feiner. Es giebt Jahre, wo vom Ende des December, bis zum Anfang des Junius, hier am Tage nicht ein einziger Tropfen fällt.

Nach der Verſicherung bejahrter Leute regnete es dort vor dem Jahre 1783, wo die Urbarmachungen angefangen haben, weit mehr. Ausgemacht iſt es, daß der Fluß Saint-Joſeph, der ſich in den Carony ergießt, vor dreißig Jahren, bis unten an die Stadt ſchiffbar war. Während funfzehn Jahren, die ich die Inſel beſuchte und bewohnte, habe ich die Bemerkung gemacht, daß die Flüſſe des weſtlichen Theils weit weniger Waſſer im Jahr 1806, als 1791 enthielten, da hingegen die im Oſten und Norden nicht abzunehmen ſcheinen, ohne Zweifel, weil durch die Urbarmachungen und Culturen die Waldungen dort nicht ſo, wie im weſtlichen Theile gelitten haben.

auf ein Brett, in meiner Savanne, funfzig Schwämme jede Nacht vom 2ten December an, bis zum 1ſten Mai 1800 zu legen. Alle Morgen drückte ich das darin eingeſognе Waſſer aus, und ließ dasjenige, was noch darin geblieben war, in einer Retorte verdunſten. Dieß that ich in Flaſchen und dann von einer Zeit zur andern in den Zuber, der zum Ausmeſſen des Regens beſtimmt war, und mir ſchien es, ſo wie auch meinem Gehülfen, daß der während dieſer fünf Monate gefallene Thau ſechs Zoll Regenwaſſer gleich kam.

Die Nachbarschaft des feuchten Continents von Guiana erklärt es, warum auf Trinidad mindestens eben so viel Wasser fällt, als auf Martinique, Guadeloupe und den meisten Antillen; sie haben nämlich ziemlich bedeutende Berge, die Natur hat sie ihrer ganzen Länge nach hingereihet, und scheint ihnen die Richtung der herrschenden Winde gegeben zu haben; ihre spitz zulaufenden Gipfel nehmen die Elektricität der Atmosphäre auf sich, ziehen ihre Dünste an, und versammeln sie *). Trinidad hat dagegen nur eine Kette

*) Bis dahin waren die Physiker der Meinung, die Gipfel der Berge löseten die Wolken auf, indem sie als Leiter der Elektricität dienten. Humboldt scheint dieß Phänomen auf eine andere Weise zu erklären. Nach ihm ist der in die Höhe steigende Luftzug eine der Haupturſachen der wichtigsten meteorologischen Phänomen. Wird eine pflanzenleere, sandige Ebene von einer Kette hoher Gebirge umfaßt, so siehet man den Seewind über diese Wüstenei dicke Wolken wegtreiben, die sich nur erst dann auflösen, wenn sie auf die Berge gekommen sind. Ehemals erklärte man dieß Phänomen auf keine sehr genaue Art, indem man sagte, die Bergketten zögen die Wolken an. Die wahre Ursache könnte in der Säule warmer und aufsteigender Luft liegen, welche sich auf der Oberfläche der sandigen Ebene erhebt, und die Dünste verhindert sich aufzulösen. Je weniger Vegetation eine Oberfläche hat, je heißer wird der Sand, je mehr erheben sich die Wolken, und um so weniger kann die Auflösung vor sich gehen. Alle diese Ursachen hören auf, auf den Abhang der Berge zu wirken. Das Spiel des perpendiculären Luftzuges ist dort weit schwächer; die Wolken gehen hinunter und lösen sich in den frischeren Luftschichten auf. Auf solche Weise wirkt der Mangel an Regen und Pflanzen wechel-

von niederen Gebirgen auf der Nordseite, eine Gruppe von Hügeln gegen das Centrum hin, und eine kleine Kette von Dünen, auf der südwestlichen Küste. Die Spitzen dieser Hügel sind platt und abgerundet, ob man gleich ihre Seiten steiler findet, als die der Berge von Martinique und der übrigen Caraibischen Inseln.

Mit der regnigten Jahrszeit fängt das Anschwellen des Orinoco an, das stets von dem Ende des Aprils bis zum Ende des Augusts zunimmt. Im September stehet

seitig auf einander. Es regnet nicht, weil die sandige nackte Ebene ohne Vegetation ist, sich stärker erhizt und mehr Hize zurückwirft, und die Wüste wird nicht eine Steppe oder Savanne, weil es ohne Wasser keine organische Entwickelung giebt.

v. Humboldt erklärt allerdings auf eine genugthuende Art das Phänomen des Regens in den Wüsten, welche die Berge umgeben; folgt aber daraus, daß die nicht von Wüsten umgebenen Gipfel nicht wahre elektrische Leiter sind? Wie oft hab' ich nicht auf den Antillen, denen die Wüsten abgehen, und deren Ebene und Berge grün sind, von Winden getriebene Wolken sich auf gespitzte Gipfel dieser Versenken, sobald sie sich über denselben befanden, den Blitz aus der Wolke fahren und sie in Regen auflösen sehen!

Einige dieser Inseln, Barbade, Antigoa und Sainte-Croix sind glatt und ohne Berge. Mehrmals habe ich beobachtet, wie dicke Wolken über diese Inseln mehrere Tage hintereinander wegzogen, ohne dort einen Tropfen Wassers fallen zu lassen, und in der nämlichen Zeit regnete es stark auf den benachbarten Inseln, welche gebirgig sind. Zu Zeiten fällt auf diese gebirgslosen Inseln ein ganzes Jahr hindurch kein Regen.

Daux. Lavaysse Ins. Trinid.

das Waſſer in ſeiner anſehnlichſten Höhe. Der Fluß ſteigt dann ungefähr 39 bis 41 Fuß höher, als in der Jahreszeit ſeiner niedrigſten Gewäſſer. Er tritt über ſeine Ufer, und die meiſten Inſeln der Guaraoúns befinden ſich unterm Waſſer. Im October fängt der Fluß an zu fallen, nach und nach bis zum Monat März, wo das Waſſer darin am niedrigſten ſtehet. Dieſe Abwechſelungen ſind regelmäßig und unveränderlich.

Es iſt bekannt, wie Raynal das Phänomen dieſer periodiſchen Regen und des Anſchwellens zu erklären behauptet. Während der fünf Monate, welche das Anſchwellen des Stroms dauert, ſagt er, bietet die Hemiſphäre der neuen Welt nur Meere, und faſt kein Land dar, worauf die Sonnenſtrahlen lothrecht wirkten. Während der folgenden ſechs Monate des Abnehmens des Fluſſes, zeigt ſich dieſelbe Wirkung auf dem ungeheuren Continent von America; das Meer iſt alsdann dem wirkenden Einfluß der Sonne noch weniger ausgeſetzt, oder wenigſtens wird ſeine Bewegung gegen die öſtliche Küſte hin, in einem höheren Grade durch die Länder im Gleichgewichte gehalten und gebrochen: es muß deshalb dem Laufe der Flüſſe eine größere Freiheit geſtattet werden, die, da ſie durch die große Entfernung des Meeres zurückgeſtaucht werden, nur durch das Schmelzen des Schnees der mittäglichen Cordilleren, oder durch den Regen anſchwellen. Vielleicht wird auch nur durch den vermehrten Regen das Anſchwellen des Orinoco beſtimmt; nach der Meinung des Pater Gumilla, der dieß Phänomen genau beobach-

ist zu haben scheint. Sobald eine aufgeklärte Nation, fährt Raynal fort, die Ufer des Orinoco untersucht haben wird, so läßt sich dieß Phänomen von seinem Anwachsen mit mehr Richtigkeit angeben.

Meiner Meinung nach könnte man dieß Phänomen auf eine befriedigerende Art erklären. Der Regen ist nicht die erste und einzige Ursache des Anschwellens des Orinoco; denn er wächst merkbar, ehe der Regen anfängt. Ohne Zweifel ist das Schmelzen des Schnees der Cordilleren von Bogota und der Ketten, welche davon auslaufen, die Haupturſache davon.

Ebbe und Fluth.

Die Ebbe und Fluth ist wenig merkbar, und eben so wenig regelmäßig auf der ganzen Küste, von dem Cap von Paria außerhalb des Golfs, der seinen Namen führt, bis zum Cap la Vela. So verhält es sich aber nicht, wenn man von dem Cap von Paria gegen die Mündung des Amazonenflusses hinaufsteigt. Ich habe keine hinlänglich genaue Beobachtungen anstellen können, um die Höhe der Fluth und ihrer Perioden zu bestimmen. Doch schränken die Bildung der Küsten und der Widerstand, welchen sie der Masse des Wassers des Meeres, und dem, das aus den ungeheuren Flüssen des südlichen America abfließt, entgegensetzen, die Wirkung der Fluth außerordentlich ein. Sie steigt zwei bis drittehalb Meter in dem Meerbusen

von Paria, während der Nachtgleichen; und in dieser Zeit fährt man den Guarapiche von la Horquetta bis nach San-Bonifacio hinauf, unter Begünstigung einer Fluth, welche das Wasser zwei und zwei drittel Meter in die Höhe hebt. In San-Tomé de Angustura am Orinoco merkt man aber kaum eine Fluth von 8 bis 10 Zoll. San Tomé liegt indeß nur ungefähr zwei und dreißig Myriameter von den Mündungen des Orinoco.

v. Humboldt beschreibt die trockene Jahreszeit in Gujana als etwas Schreckliches, und den Anfang der regnigten, als das Wiederaufblühen der Natur.

Im südlichen America vergehet man durch die Heftigkeit der Sonne; in Grönland kommt man durch die ungeheure Menge von Eis um. Man muß seine tableaux de la nature lesen, um sich einen Begriff von dem Wiederaufleben der vegetabilischen Natur, bei der Rückkehr des Regens zu machen; von der Art Auferstehung der Crocodille, der monströsen kriechenden Thiere, welche aus den unlängst ausgetrockneten Sümpfen und Pfuhlen wieder hervorkommen; von der Eile und der Heftigkeit, womit viele Pferde, Ochsen, wilde Esel und wilde Thiere keuchend aus der entzündeten Wüste kommen, um bei der Rückkehr des Regens ihren Durst zu stillen. Auch habe ich selbst gesehen, wie sich diese Thiere mit solcher Eile in die Sümpfe gestürzt, und wie sie so viel Wasser getrunken haben, daß sie einige Minuten vorher gleichsam hektisch waren, hierauf wassersüchtig schie-

nen, und etliche Stunden nachher auf dem Waſſer ſchwimmend ſtarben.

So iſt es indeß nicht in ganz Gujana; in den Theilen des Landes, welche durch die See-Winde abgekühlt werden, iſt die trockne Jahreszeit oder der Frühling köſtlich, dagegen aber die regnigte wärmer und nicht ſo geſund. Eben ſo iſt das Klima in Cayenne, Surinam, in Berbice, Demerary, von Eſſequebo, ferner der zwiſchen dieſem Fluß und dem Orinoco gelegenen Länder, und vom Orinoco an der Küſte hinauf, bis zum See oder dem Mittelländiſchen Meere von Maracaibo. Ich verſtehe hierunter nur jene Theile dieſes Landes, welche nicht weiter als zwanzig oder fünf und zwanzig Myriameter vom Meere entfernt liegen. Ehe es urbar gemacht wurde — das Holländiſche Gujana und beſonders Demerary — ſagt Bolingbroke, der eine ſehr intereſſante Beſchreibung davon geliefert hat, fiel dort der Regen ſtromweiſe. Seitdem man Cultur des Bodens eingeführt hat, ſind die Jahreszeiten regelmäßiger, und es regnet nicht mehr ſo ſtark. Man nimmt dort zwei naſſe und zwei trockne Jahreszeiten an. Jene treten während der Monate December, Januar und Februar, ferner im Junius, Julius und Auguſt ein, der übrige Theil des Jahres bildet die letztere. Während der regnigten Jahreszeit ſteht das Thermometer weit tiefer, als in der übrigen. Die Landwinde ſind am häufigſten und werden für ungeſund gehalten. Die Muſtiken füllen die Zimmer an, und fallen ſehr beſchwerlich; dieß gehet ſo weit, daß ein Coloniſt, welcher eine Pflanzung in

urbaren Stand ſetzt, im Rauche leben muß, um des Nachts einiger Ruhe zu genießen. Sowohl das Stechen als das Geſumſe dieſer Thiere iſt unerträglich, und das Mittel des Rauchs nicht minder. Wenn man Kämpfer verbrennen läßt, dann kömmt der größte Theil dieſer Inſecten um; in Schweden iſt der erſte Verſuch hierüber angeſtellt. Vielleicht ſollte man dieſes oder irgend ein anderes zerſtörendes Räucherwerk ſtatt des Holzrauches anwenden, um dieſe Geißel los zu werden. Die trockne Jahreszeit, ſagt der nämliche Schriftſteller bei Gelegenheit, daß er von den Colonien Demerary und Eſſequebo redet, iſt außerordentlich ſchön. Ein azurner Himmel glänzt den ganzen Tag, und ſelbſt gegen Oſten von vier Uhr des Morgens durch die Wirkung einer langſamen ſtufenweiſen Dämmerung. Um 6 Uhr Abends gehet die Sonne in einem Augenblicke unter, und das ganze Land wird auf einmal dunkel. Dieſer höchſt auffallende Unterſchied rührt wahrſcheinlich daher, daß die Sonne auf dem Meere aufgehet, wo deren Strahlen durch eine feuchte und ſehr kühlende Atmoſphäre dringen, ſtatt daß ſie ſich hinter hohen Gebirgen verſteckt, deren Schatten beſtimmte Gränzen hat. Die größte Hitze von ſieben Uhr an bis zehn Uhr des Morgens, iſt ſehr ſchwer zu ertragen. Um zehn Uhr hebt der kühle Wind an, und bringt die Natur wieder in's Leben. Er nimmt bis an den Abend zu, und vermindert ſich wieder gegen zehn Uhr des Nachts.

Im Auguſt fangen die Orcane auf Weſtindien (den Caraiben) an; Gujana iſt indeß dieſer Geißel wenig ausgeſetzt; man hat dort nur einige Windſtöße, wodurch

etliche Felder von Bananen leiden. Gegen Süden häufen sich Wolken an, der Donner kracht, und gegen das Ende des Tages glänzen einige Blitze am Horizonte von der Gegend von Süden oder Südwesten.

Die Länge der Tage ist nach Bolingbroke, dreizehn Stunden und nimmt bis vierzehn zu. Man wird wenig Abwechselung in dem Laufe des Jahres gewahr; übrigens ändert sich das Klima weit mehr, als man dieß wohl glauben sollte. Während der trocknen Jahreszeit, die für die wärmste angesehen wird, wechselt das Fahrenheitsche Thermometer in der Nähe des Meeres, von achtzig bis neunzig Graden (23 bis 26 nach Reaumur). Zwanzig Meilen im Inneren im heißesten Augenblicke, gehet der Thermometer selten über 86° Fahrenheit (21⅓ Reaumur) und des Nachts fällt er auf 50 oder 60° Fahrenheit (8 oder 12⅓ R.).

Die Morgen sind außerordentlich kühl, und von starkem Thaue begleitet. Dieß, nebst den stehenden Gewässern und den sumpfigen Ebenen, machen das Innere des Landes für den Europäer äußerst ungesund. Die Einwohner dagegen genießen durch die Wirkung der Gewohnheit fast immer einer guten Gesundheit, und sind wenigen Krankheiten unterworfen. Man hält dieß Klima für ungesund; ich habe es aber nie so gefunden. Auf den Reisen, welche ich zu Wasser nach Esquibo und Berbice, wo ich Geschäfte hatte, unternommen habe, bin ich oft völlig selbst drei Mal binnen vier und zwanzig Stunden durchnäßt worden, und habe meine Kleider auf dem Leibe trocknen lassen, ohne wei-

tere Unbequemlichkeit. Ich will damit gerade den eben Angekommenen nicht anrathen, dieſen Verſuch zu wiederhohlen. Nur durch Nothwendigkeit ſah ich mich hierzu gezwungen, glaube aber, daß die Mäßigkeit das beſte Vorbauungsmittel iſt. Denen, welche nach Weſtindien kommen, muß man einige kühlende Arzeneien empfehlen, ſo wie auch ſorgfältig die Nachtluft, und beſonders die Sonne zu meiden, denn ſetzt man ſich dieſer unvorſichtig aus, ſo bekommt man das Fieber. *)

So ſind Klima und Temperatur von Gujana, d. h. des zwiſchen dem Orinoco und dem Amazonenfluß gelegenen ungeheuren Landes, beſchaffen. Von dem linken Ufer des Orinoco bis zum Cap de la Vela, iſt in dieſem häufig durchſchnittenen gebirgigten Lande das Klima abwechſelnder, mehr oder minder kühler, je nach der Höhe der Orte, feucht, heiß und ungeſund in den engen Thälern, wo ſich ſtehende Waſſer befinden, heiß, trocken und ſehr geſund, in den von reißenden Strömen benetzten Ebenen; dieß iſt im Allgemeinen das Klima von der Provinz Cumana, von dem Aegypten des ſüdlichen America.

Das Klima der Inſel Trinidad weicht von dem dieſer Länder, denen es gleichſam zur Gränze dient, darin ab, daß es nicht ſo feucht, als das von Gujana, und nicht ſo trocken, als das von Cumana iſt. Da

*) S. Henri Bolingbroke's Voyage to Demerary. London 1804, ein Band in 4te.

dieß eine Inſel iſt, ſo ſind die Winde dort beſtändiger, und erneuern unaufhörlich die Athmoſphäre.

Der Winter oder die Regenzeit fängt dort, wie ich bereits erwähnt, im Junius an, und gehet im October zu Ende, wie auf den Caraibiſchen Inſeln. Es fällt aber ſehr wenig Regen im Monat Junius, zu Zeiten gar keiner, obſchon die Rückkehr der Hitze von dem Ende des Mai an unveränderlich iſt. Mit dem Monat November hebt eine herrliche Jahreszeit an; nämlich die Zeit der Oſt- und Nordoſtwinde. Dieſe Luftzüge kommen aus den kalten Gegenden des nördlichen America, weil nach dem Geſetze des Gleichgewichts die kalte und verdickte Luft des Nordens den Platz wieder einnehmen muß, den ihr die heiße leichte Luft der Tropenländer durch ihre Ausdehnung gemacht hat. Während dieſes Frühjahrs ſteht der Thermometer gewöhnlich am Tage zwiſchen dem 20ſten und 21ſten Grade von Reaumur, und während der Nacht fällt er gemeiniglich auf 12°, zu Zeiten ſelbſt auf 8°, an den nur dreißig Meter über der Meeresfläche erhabenen Orten. Es giebt auf Trinidad glückliche Flecken, wo ſelbſt während des Winters das Thermometer ſelten am Tage höher als 22° Reaum. ſteigt, und die Nacht auf 19° oder 18° hinuntergehet. Es ſind dieß Berge oder Höhen, die an der Oeffnung von Thälern liegen, welche von reißenden Flüſſen beſpült werden, und wo ſtets ein friſcher Luftzug herrſcht. Die Thäler von Sainte-Anne, Maraval, Diego-Martin, Aricagua und die Anhöhen von Saint Joſeph

im Nordwesten, so wie die Thäler der Küste im Norden, genießen der sanftesten Temperatur. Diejenigen, welche Häuser bewohnen, die auf Bergen gelegen sind, an der Oeffnung oder an einem Luftzuge eines Thales, athmen während fast des ganzen Jahres eine frische, reine, sehr elastische Luft ein.

Die Ausdünstung, welche durch die gleichzeitige Wirkung des Regens, des Thaues und der Winde hervorgebracht wird, ist die große Quelle dieser Kühle; der animalische Körper, welcher ausdünstet, und die entweder natürlich oder künstlich von Wasserdünsten umgebenen Körper, empfinden einen geringern Grad der Hitze, als das Thermometer, das da nicht ausdünstet.

Wenn z. B. der Thermometer 21 und selbst 24° Reaumur zeigt, und man läßt das Essen in einem der Luft recht ausgesetzten Zimmer auftragen, so erstarren die Speisen in einem Augenblicke; umgiebt man in dem nämlichen Moment den Thermometer mit einer angefeuchteten Gaze, so wird er in einigen Minuten um 2, 3 oder 4 Grad, nach dem Grade der Kälte des herrschenden Windes fallen.

Nach diesem Princip erhält man sehr kaltes Getränk, wenn man die Bouteillen in mit Wasser angefeuchteten Säcken, in einem Luftzuge aufhängt, und Wasser in kleine halb gebrannte thönerne Gefäße schüttet.

Man muß daher nicht glauben, daß der Körper in dem Klima der Tropenländer, den nämlichen Grad

von Hitze ausstehe, als in Europa bei gleichem Thermometer Grade. In diesen angeführten Klimaten dunstet der Körper durch die vorher angeführten Ursachen früher aus, und macht folglich eine größere Quantität animalischer Hitze frei. Ich merkte es am Körper, daß ich weit weniger Hitze empfand, nachdem ich mich gewöhnte, Untercamisöler von Flanell auf dem bloßen Leibe zu tragen. Die unmerkliche Ausdünstung, die dadurch erhalten wird, so wie die Kühle, welche so entstehet, sind ein's der sichersten Mittel, gesund in diesem Klima zu bleiben, wovon sich die Europäer, die nicht darin gelebt haben, eine ganz unrichtige Idee machen.

Warum raffen aber diese Gegenden so viele Europäer weg? Warum erreichen diejenigen, welche dort geboren sind oder dort lange gelebt haben, kein hohes Alter?

Ich glaube, daß hiervon als Haupt-Ursachen die Gemüthsbewegungen und das zu arbeitsame und unregelmäßige Leben anzusehen sind.

Im Betreff auf die Gemüthsbewegungen, will ich hier nur eines Beispiels erwähnen. Es ist durchgehends in Trinidad bekannt, daß Mehrere an der Leberkrankheit starben, und daß Andere von der nämlichen Krankheit befallen wurden, die durch Kummer und Verzweiflung, eine Folge der Bedrückungen, welche sie von Picton erleiden mußten, entstand. Man muß diese Länder bewohnt haben, um sich einen Begriff von

der furchtbaren und ſchnellen Wirkung des Kummers und der heftigen Leidenſchaften auf die Leber und die Milz, *) zu machen.

Es giebt kein Land der Welt, wo man ein ſchöneres Alter genöſſe, als auf den Antillen; hier findet man weder Podagra, noch Hüftweh, noch Verluſt der Sinne und Organe, die traurigen Gefährten des hohen Alters in kalten Ländern. In keinem Lande behält der Menſch ſo lange das Vermögen ſeines Gleichen zu erzeugen, ſelbſt wenn er in dieſem Punkte zu viel gethan haben ſollte.

Thau.

Der häufige Thau, welcher jede Nacht in Trinidad fällt, iſt die Haupturſache der großen Abwechſelung des Hygrometers. Ein Theil des Thaues wird ohne Zweifel durch die Gewäſſer der Inſel und des Meeres umher erzeugt; allein das angränzende feſte Land von Guiana, ſeine Teiche, ſeine großen Flüſſe, kühlen eigentlich die Inſel durch dieſen häufigen Thau ab. Trinidad iſt gewöhnlich ohne Regen, oder es fällt faſt gar keiner von dem Monate December bis zum Ende des Junius. Indeſſen ſind die Vegetabilien dennoch jeden Morgen ſo von Waſſer durchnäßt, als wenn ein ſtarker Regen gefallen wäre.

*) Der berühmte Rush aus Philadelphia, hat in der Hinſicht eben ſo merkwürdige als ſinnreiche Beobachtungen in ſeinem Mémoire sur la maladie des Royalistes beigebracht.

Ohne dieſen wohlthuenden Thau würde die Inſel unfruchtbar, und ihr Klima entſetzlich heiß ſeyn. Der Boden befindet ſich dort gleichſam in einem ſteten Reize, theilt den Vegetabilien Kraft mit, treibt die großen Bäume, und giebt ihnen ein ſo herrliches Aeußere, daß auch kein Europäer, der dieſe Gegenden nie zuvor ſah, ſich einen Begriff davon machen kann.

Was ſoll ich von den ſchönen Nächten, von dem trefflichen geſtirnten Himmel, von jener reinen geſunden Luft — gleich den Nächten Arabiens — ſagen? Den herrlichſten Theil der ſüdlichen Himmelskugel, den Centaur, das Schiff und das mittägliche Kreuz, erblicken die Bewohner Europens nie. Nur unter dem Aequator genießt man des einzigen prachtvollen Anblickes aller Geſtirne der beiden Himmelskugeln zugleich. Einige unſerer nördlichen Sterne z. B. der große und kleine Bär, ſcheinen dort wegen ihres Sinkens gegen den Horizont, von einer außerordentlichen, faſt furchtbaren *) Größe.

*) Die niedrigern Geſtirne nehmen mehr Raum ein, die Sterne ſind indeß nicht größer. Dieſe Erklärung hat v. Humboldt mündlich darüber gegeben.

Drittes Kapitel.

Geschichte der Insel seit ihrer Entdeckung, bis zu ihrer Eroberung durch die Engländer 1797.

Die Insel Trinidad ward von Christoph Columbus den 31sten Julius 1498, auf seiner dritten Reise nach der neuen Welt entdeckt. Einigen Geschichtschreibern zu Folge, gab er ihr den Namen Trinidad, als er noch dreißig Meilen (lieues) südöstlich davon entfernt war, wegen der drei Spitzen von Bergen, die sich von hier im Meere zeigen; nach Herrera hingegen, nannte er sie so, dem Geheimniß der Dreieinigkeit zu Ehren.

Nichtsdestoweniger wurden die Spanier erst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aufmerksam auf diese Insel, wenn man einem historischen Monumente Glauben beimißt, das in der St. Josephskirche in Druña aufbewahrt wird. Nach dieser Chronik scheint es, daß sie ihrer dortigen Niederlassung im Anfange des Jah-

res 1588 die allgemeine Aufreibung aller Indier voran-gehen ließen. Die, welche der Achterklärung entgiengen, fanden noch einen langsameren und abscheulicheren Tod, bei den Arbeiten in den Minen. Einige verdankten indeß ihr Leben der väterlichen und muthvollen Fürsorge des Apostels der neuen Welt, des tugendhaften Las Casas.

Durch den Schweiß der Indier wurde bald das Land, wovon sie Herren gewesen waren, fruchtbar für ihre Ueberwinder. Einige Neger wurden nachgehends hinübergebracht, und den Eingebornen zum Arbeiten zugesellt.

Der Admiral Sir Walter Raleigh,*) der diese Insel besuchte, als er im Jahr 1593 gegen das chimerische el dorado hinsegelte, führt an, daß man damals dort trefflichen Tabak und Zuckerrohr baute. Die Spanier versicherten ihm, daß die Flüsse Goldflittern mit sich führten. Als dieser unglückliche, berühmte Seemann, den 5ten Februar 1595 aus England abgereiset, den 17ten desselben Monats bei den Caraibischen Inseln vor Anker gegangen war, langte er hierauf den 22sten März bei Trinidad an, legte bei der Spitze del Gallo oder der Korallenspitze bei, die ihm zu Folge unterm 8ten Breiten-Grade gelegen ist. „Wir verweilten, sagt

*) Dem Leser wird die Erzählung des Admirals deßwegen nicht unangenehm seyn, weil sie eine bedeutende Lücke in der Geschichte der Insel ausfüllet, wenn gleich Manches durch die nachfolgenden Reisen als unrichtig befunden worden ist. A. d. H.

Raleigh, in Curiapau vier oder fünf Tage, und während dieſer Zeit ſprachen wir nicht einen einzigen Spanier. Von Curiapau, von den Spaniern Punta de Gallo genannt, kam ich nach einem Haven oder Dorfe von Eingebornen, das Parico hieß, wo wir einen Fluß voll ſüßen Waſſers (Rio Gouapo), aber keinen Einwohner fanden. Von dort fuhr ich nach einem andern, Pichér von den Eingebornen, und Sierra von den Spaniern genannten Haven. Auf dem Weg zwiſchen dieſen beiden Häven, giebts mehrere Bäche ſüßen Waſſers, und einen ſalzigen Fluß, worin man eine Menge ſehr ſchöner Auſtern an den Zweigen der Manglebäume ſitzend antrifft; dagegen findet man ſie nicht an der Erde; man bemerkt das nämliche gewöhnlich in Weſtindien und anderwärts.

André Thevet hat jenen Baum in ſeinem Antartique française etc. beſchrieben.

Bei dieſem, Tierra de Brea oder Piché genannten Punkt, giebt es einen ſolchen Ueberfluß an Stein-Oel oder Bergpech, daß alle Fahrzeuge der Erde ſich dort damit verſehen könnten. Wir machten den Verſuch, unſere Schiffe damit zu kalfatern, und fanden es trefflich. Es ſchmilzt nicht an der Sonne, wie das Norwegiſche Pech; daher paßt es dann beſſer für die Schiffe, welche die ſüdlichen Meere befahren. Von dort giengen wir nach dem Fuße des, Annaparima genannten Berges, und als wir über den Fluß Carony gekommen waren, fanden wir unſere Schiffe zu Puerto de Eſpaña oder Conquerrabia.

Dieſe Inſel hat die Geſtalt einer Schäferſchaufel, *) und iſt nicht breit. Der nördliche Theil iſt bergigt: ihr trefflicher Boden erzeugt Zucker, Ingwer und die übrigen Waaren Weſtindiens. In Menge findet man dort Hirſche, wilde Schweine, Früchte, Fiſche und Geflügel. Auch bietet ſie den Mais zum Brode, Caſſave, und die übrigen, durchgehends in Weſtindien gewöhnlichen, Früchte und Wurzeln dar. Außerdem trifft man dort noch verſchiedene Thiere, welche man in Indien vergeblich ſucht. Die Spanier geſtehen, in einigen Flüſſen Goldkörner gefunden zu haben; da ſie aber den Plan faßten, in Gujana, (das große Magazin der reichen Metalle), einzudringen, ſo haben ſie ſich mit dieſer Unterſuchung nicht beſchäftigt.

Bei den Eingebornen heißt dieſe Inſel Caïri. Man findet dort verſchiedne Nationen. Die, welche ſich um Parico befinden, heißen Jaïo; die von Punta-Carao gehören zu der Nation der Arwaka's. Zwiſchen Carao und Curiapan nennen ſie ſich Salivas; zwiſchen Carao und Punta-Galera, trifft man die Nepojos; endlich nennen ſich Diejenigen, welche an die Spaniſche Stadt gränzen, Carinepagotos.

Während wir uns bei Puerto de-los-Hiſpaniolos aufhielten, kamen einige Spanier an Bord, um von der Mannſchaft Leinewand, deren ſie bedruf-

*) Aus meiner Charte erſiehet man im Gegentheil, daß ſie die Form eines länglichten Vierecks darbietet. Die Spaniſchen Geographen vergleichen ſie mit einer Ochſenhaut.

ten, zu kaufen, und ebenfalls um unſer Schiff und die Mannſchaft zu ſehen. Ich empfieng ſie zuvorkommend, und bewirthete ſie nach Engliſcher Sitte. Auf dieſe Weiſe ſammelte ich, durch Befragen des Einen und Andern ſoviel möglich Kenntniſſe über Gujana.

Das Reich Gujana iſt geradezu öſtlich von Peru, an der Meeresſeite, und unter dem Aequator gelegen. Es enthält mehr Gold *), als irgend ein Theil von Peru und mehr große Städte, als Peru je in ſeinem blühendſten Zuſtande gehabt hat; es wird nach den nämlichen Geſetzen regiert. Der Kaiſer und das Volk bekennen ſich zu derſelben Religion. Man nimmt dort die nämliche Policei, die nämliche Regierungsform wie in Peru, ohne den allermindeſten Unterſchied wahr. Die Spanier, welche Manoa die Hauptſtadt von Gujana, bei ihnen el Dorado genannt, ſahen, verſichern, ſie habe in Hinſicht ihrer Größe, ihres Reichthums und ihrer bewunderungswürdigen Lage den Vorzug vor allen Städten der, wenigſtens der Spaniſchen Nation bekannten Welt. Sie liegt auf einem Salzſee, der ungefähr zwei hundert Stunden lang, und dem Caſpiſchen Meere ziemlich ähnlich iſt. Vergleicht man dieſe Hauptſtadt mit der von Peru, und ziehet über letztere die Beſchreibung von Francisco Lopez, und Andern zu Rathe, ſo ſcheint dieſe Erzählung ſehr wahrſcheinlich.

Mehrere Spanier, welche die Eroberung dieſes Landes verſucht haben, ſind überzeugt, daß der Inca,

*) v. Humboldt hat hiervon das Gegentheil bewieſen. A. d. H.

wovon der jetzige Kaiser herstammt, seinen Weg durch den Amazonenfluß, und zwar durch den, Papamene genannten, Arm nahm; denn diesem Wege folgte Orellana im Jahre 1542 auf Geheiß des Marquis Pacaro. Dieser Reisende hat nach seinem Namen den Fluß genannt, den man auch Marañon nennt, ob gleich André Thevet versichert, daß der Maranon von dem Amazonenflusse auf hundert zwanzig Stunden entfernt liege; indeß ist's ausgemacht, daß diese beiden Flüsse aus der nämlichen Quelle entspringen, und daß der von Thevet beschriebene Marañon nur ein Arm des Amazonenflusses oder des Orellana ist, wovon nachgehends weitläuftiger die Rede seyn wird. Die Unternehmung ward auch von Diego Ordaz versucht; jedoch weiß ich nicht, ob sie vor oder nach Orellana Statt fand; es sind jetzt etwas weniger als siebenzig Jahre, daß Ordaz, Ritter des St. Jacobs-Ordens, seine Unternehmung entwarf und 1542 entdeckte Orellana den Amazonenfluß. Der erste, welcher die Stadt Manoa gesehen, ist Johann Martines, Aufseher der Munition des Ordaz. Noch heut zu Tage giebt's in dem, Maraquito genannten, Haven von Gujana einen großen Anker des Schiffes von Ordaz, und dieser Haven liegt ungefähr dreihundert Meilen im Inneren an dem großen Orinoco-Flusse.

Nach Orellana, der bei dem Marquis Pacaro, dem Eroberer und Gouverneur von Peru gebraucht wurde, und nach dem Tode von Ordaz und Mar-

tines, verſuchte Pedro de Oſuna, ein Ritter aus Navarra, eine Expedition nach Gujana. Er nahm ſeinen Weg durch Peru, und bauete ſeine Brigantinen am Fluſſe Oja, der nach dem Süden von Quito fließt, und bedeutend iſt. Dieſer ergießt ſich in den Amazonenfluß, durch den Oſuna mit ſeinen Leuten hinabfuhr. Sie kamen endlich durch die, Mitylones genannte, Provinz heraus.

Ob es gleich meiner Meinung nach unmöglich iſt, in Gujana auf dem Marañon einzudringen, ſo ſtehet dennoch nicht daran zu zweifeln, daß der Goldhandel dieſes Landes, nicht durch die Arme der Flüſſe geführt werde, welche in den Amazonenfluß gehen, und daß er nicht ebenfalls die entfernteſten Orte berühre; denn die Eingebornen von Trinidad haben goldene Teller, welche ſie aus Gujana erhalten. Die Cannibalen von Dominica, welche auf Inſeln leben, durch die jährlich unſere Schiffe auf ihrer Fahrt nach Weſtindien gehen; die Eingebornen von Paria, die, welche Tucaris Apotourios, Cumanagotos genannt werden, und alle übrigen Nationen, die dicht bei den Bergen wohnen, welche von Paria aus durch die Provinz Venezuela und das Maracapana laufen; die Cannibalen von Guaniſſa, die Eingebornen Aſſawai, Coaca, Ajai genannt; alle dieſe Völker, welche ich beſchreiben und deren Lage ich angeben werde, haben goldene Teller von Gujana. Nach Thevet's Angabe ſollen die, welche an den Ufern des Amazonenfluſſes wohnen, goldene halbe Monde tra-

gen; und mit ähnlichen Zierathen pflegen ſich die Guianier zu ſchmücken.

Ich forſchte bei den älteſten, und am meiſten gereiſeten Oronoquoponis nach, und ward dann über alle die Flüſſe, welche zwiſchen dem Orinoco und dem Amazonenfluß hinlaufen, belehret; auch wünſchte ich zu hören, was man von den kriegeriſchen Frauen zu halten hat; weil Einige an ihre Exiſtenz glauben, Andere ſie dagegen beſtreiten.

Nach Berreo's Behauptung ergießen ſich von Norden nach Süden hundert Flüſſe in den Orinoco; der geringſte ſey ſo bedeutend, als der Rio-Grande, der zwiſchen Popayan und dem Nuevo Reyno de Grenada fließt. Den Rio-Grande hält man für einen der beträchtlichſten Flüſſe von Weſtindien und der bedeutendſten der Welt.

Beim Handel pflegten die Spanier in Kähnen die Barema, die Poumaroum und Eſſequebo zu paſſiren, welche ſich ſüdlich von der Mündung des Orinoco befinden. Dort kauften ſie Frauen und Kinder der Cannibalen, ſo barbariſcher Völker, daß ſie um drei oder vier Hobel die Töchter und Söhne ihrer Brüder und Schweſtern, und um einige Kleinigkeiten mehr ihre eigenen Kinder verhandelten. Die Spanier gewinnen bei dieſem Handel außerordentlich; denn für zwei oder drei Hobel kaufen ſie ein Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, und verkaufen dieſe in Weſtindien wieder um funfzig oder hundert Peſos. (Kronthaler.)

Der Patron meines Schiffes, Johann Douglas, nahm einen der Kähne, der sich auf dem Rückwege mit Menschen, welche verkauft werden sollten, beladen befand. Die Meisten entkamen; unter denen, welche er fortführte, fand sich ein Frauenzimmer, so schön als irgend eins in England. Nachmals habe ich noch mehrere gesehen, welche mit den Europäischen Frauenzimmern verglichen werden können. Auch treiben die Spanier auf diesen Flüssen den Handel mit Brod von Cassave, wovon sie hundert Pfund für ein Messer erstehen, und dieß wieder für zehn Pesos auf Marguerite verkaufen. Sie erhandeln dort auch viele Baumwolle, Brasilienholz und die Hamacs oder sogenannten Brasilianischen Betten, deren sich alle Spanier in den heißen Ländern bedienen; auch wir schliefen in keinen andern, so lange dort unser Aufenthalt dauerte.

Von Berreo stand weiter nichts zu erfahren, als daß man die Arme der Flüsse hinaufschiffen muß, um in das Land zu dringen; und indem man auf solche Weise tief hineinkommt, ereignet es sich, daß man zu Zeiten gar nicht wieder herauskommen kann. Wir mußten in unserm Fahrzeuge über ein eben so großes Meer segeln, als zwischen Dover und Calais. So kamen wir tief in die Bai Guanipa, und giengen von hier in die Mündung eines der Flüsse, welche Douglas untersucht hatte. Bei uns befand sich ein Eingeborner von Demerary als Lootse. Dieser Fluß läuft südlich vom Orinoco, zwischen diesem und dem Amazonenflusse. Wir hatten unsern Lootsen nebst seinen Kähnen ange-

halten, als er von Demerary abgieng, um ſich nach Marguerite zu begeben und Brod von Caſſave zu verkaufen. Dieſer Eingeborne Arwakau verſprach, mich nach dem großen Fluſſe Orinoco zu bringen; wir wußten indeß warlich nicht, daß es der war, wo wir hineinfuhren.

Da der Fluß keinen Namen hatte, nannten wir ihn den des rothen Kreuzes (Red cross river), indem wir die erſten Chriſten wären, die ihn beſuchten. Als wir uns den 20ten Mai auf demſelben Fluſſe rudern ließen, nahmen wir einen kleinen Kahn mit drei Eingebornen wahr; meine Barke gieng, der acht Ruderknechte wegen, ſehr ſchnell, wir hohlten daher den Kahn ein, und ich verſperrete ihm den Weg. Die am Ufer in dickem Gehölz befindlichen Eingebornen gaben mit unruhiger Neugierde Acht, was aus den drei Gefangenen würde. Als ſie ſahen, daß wir ſie nicht im mindeſten hart behandelten, daß keiner von uns in ihren Kahn drang, noch daß wir ſie zwangen, in unſere Barken zu ſteigen, ſo zeigten ſie ſich am Ufer, und boten uns an, mit ihen zu handeln. Bei unſerer Annäherung blieben ſie ganz ruhig, und wir kamen in unſerm Fahrzeuge an die Mündung eines kleinen Fluſſes, der ſich in einen großen ergoß; und oberhalb deſſelben war ihr Dorf gelegen. Die Völker, welche dieſe durchſchnittenen Inſeln und jene unter Waſſer geſetzten Ländereien bewohnen, nennen ſich mit einem gemeinſchaftlichen Namen die Trivitivas, die Warawites (die Gouaraoüns).

Dieſe Trivitivas (Souaraoûns) ſind ein ſchönes tapferes Volk; ihre Sprache iſt die männlichſte und kraftvolleſte, die ich je gehört habe. Im Sommer leben ſie, wie durchgehends in Wohnungen auf der Erde; dagegen leben ſie im Winter auf den Bäumen, und erbauen dort Dörfer und Flecken auf eine äußerſt ſinnreiche Art. Zwiſchen dem Mai und dem September ſteigt der Orinoco dreißig Fuß hoch; dann ſind dieſe Inſeln mit zwanzig Fuß Waſſer bedeckt, mit Ausnahme einiger hohen Ländereien. Hiedurch ſehen ſich die Einwohner zu jener Lebensweiſe gezwungen. Sie genießen nie etwas Gepflanztes oder Geſäetes. Da ſie bei ſich nicht zu ſäen, noch das Land zu bauen pflegen, ſo weigern ſie ſich, wenn ſie aus ihrem Lande kommen, irgend etwas anderes zu genießen, als was die Natur ohne irgend eine Art Arbeit gewährt. Sie benutzen die Spitzen des Palmkohls als Brod, und ihre übrige Nahrung beſtehet in Hirſchen, in Fiſchen und Schweinen. Auch pflücken ſie in den Waldungen Früchte aller Art, und treffen dort mancherlei Geflügel an.

Wäre es nicht langweilig, ſo würde ich bei dieſen Gegenſtänden länger verweilen; denn wir haben hier Vögel von ſeltenen Farben und Geſtalten wahrgenommen, die ſich nicht an anderen Orten finden, ſoweit ich darüber urtheilen kann. Diejenigen unter dieſen Völkern, welche auf Baumzweigen leben, oberhalb der Gewäſſer des Orinoco, die man Capuris und Macures nennt, ſind meiſtentheils Zimmerleute und Kähnebauer; ſie führen eine große Menge eleganter Häuſer auf, und

verkaufen dieſe in Guiana gegen Gold, und in Trinidad gegen Tabak; dieſen nehmen ſie in ſehr großem Uebermaß. Stirbt ihr Oberhaupt, ſo ſtellen ſie laute Wehklagen an; ſobald ſie ſein Fleiſch für in Fäulniß übergegangen halten, und es ſich von den Knochen abgelöſet hat, ſo hängen ſie das Skelet in dem Hauſe, das dem verſtorbenen Caziken gehörte, auf; ſie ſchmücken ſeine Hirnſchale mit Federn von allen Farben, und die Knochen der Arme und Beine mit ſeinem goldenen Geſchirr. Die Nationen, welche Arwakas heißen, und an den Quellen des Orinoco wohnen — von dort her war auch unſer Lootſe — ſind an mehrern andern Orten zerſtreuet. Sie pflegen die Knochen ihrer Herrn zu Pulver zu ſtoßen; dieß miſchen denn ihre Frauen und Freunde unter ihr Getränk und ſchlucken es zuſammen hinunter. Als wir den Haven der Ciaouanis verlaſſen hatten, fuhren wir mit der Fluth hinauf, und giengen zur Zeit der Ebbe vor Anker.

Dieſe Nacht giengen wir bei dem Zuſammenfluß von drei ſchönen Flüſſen vor Anker. Der eine iſt der Amana *), durch den wir hereingekommen, als wir aus dem Norden kamen und gegen Süden lavirten. Die beiden andern waren Arme des Orinoco, die den erſtern durchkreuzten, indem ſie aus Weſten kamen und ſich gegen Oſten in's Meer ergoſſen. Wir giengen auf einem

*) Der Guarapiche. Aus dem was folgt, wird man erſehen, daß es damals eben ſo wenig, als jetzt eine Verbindung zwiſchen dem Guarapiche und dem Orinoco gab.
D. Savayſſé.

ebenen Sande vor Anker und fanden dort Tauſende von Schildkröten-Eiern, die ein ſehr geſundes und ſtärkendes Eſſen gewähren. Unſere Leute ſättigten ſich daran, und waren hiermit ſowohl, als mit dem guten Eſſen und mit der Anſicht des Landes ſehr zufrieden. Des Morgens ſahen wir ſeinem Verſprechen zufolge den Herrn des Orts, der Toparimaca hieß, mit einem Gefolge von dreißig oder vierzig Perſonen zu uns kommen. Er brachte uns verſchiedene Arten Früchte, Wein *), den man dort trinkt, Brod, Fiſch und Fleiſch. Wir nahmen ihn dagegen auf's Beßte auf; er trank Spaniſchen Wein mit uns, wovon wir noch einige Bouteillen hatten, und welchen dieſe Eingebornen Allem vorziehen.

Ich überlegte mit Toparimaca, welches der beſte Weg ſey, um nach Gujana zu gelangen. Er führte unſere Galere und unſere Fahrzeuge nach ſeinem eignen Haven, und brachte uns von dort nach ſeinem, anderthalb Meilen vom Ufer gelegenen, Dorfe. Da tranken einige unſerer Capitäne von ſeinem Wein faſt bis

*) D. h. der Saft aus dem Zuckerrohr, der mit verſchiedenen Wurzeln gegohren hat. Man muß ein Wilder ſeyn, um davon zu trinken. Man drückt dort den Saft des Zuckerrohrs zwiſchen zwei hölzernen Walzen und läßt ihn mit einigen aromatiſchen Pflanzen, vielem Spaniſchen Pfeffer, mit Wurzeln, unter andern der Batate (convolvulus batatas), welche die Frauenzimmer kauen und in ein Gefäß ſpeien, gähren. Nach vier und zwanzig Stunden hat dieſe Miſchung gegohren und die Wilden trinken dieſes widerliche Getränk; ſie werden dann bald betrunken davon, und wälzen ſich wie Schweine an der Erde. D. Lavayſſé.

zur Berauſchung; denn er iſt ſtark und mit Pfeffer, ſo wie mit dem Safte mehrerer Kräuter und Früchte vermiſcht. Dieſe Völker bewahren ihn in irdenen Töpfen von zwölf Gallonen auf, die ſehr reinlich gehalten werden, und bei ihren Feſten genießen ſie hiervon in groſſem Uebermaß; bei unſerer Ankunft in dieſem Flecke fanden wir zwei Caziken, worunter einer, ein Fremder, den Fluß des Handels wegen hinauf gekommen war; ſeine Kähne, ſeine Leute und ſeine Frau befanden ſich im Haven, wo er vor Anker gelegt hatte. Der andere war ein Cazike des Landes, mit Toparimaca verbunden. Beide ſchliefen in baumwollenen Hängematten, die wir Braſilianiſche Betten nennen. Zwei Frauen bedienten ſie aus ſechs Schalen und mit einem Löffel, indem ſie aus einem Topfe voll Wein ſchöpften. Jeder von ihnen trank nach einander bald aus drei Schalen, bald nur aus einer. Auf dieſe Weiſe pflegen ſie ſich bei ihren Feſten und in ihren Geſellſchaften zu berauſchen.

Die Lage des Fleckens von Toparimaca ſchien uns ſehr angenehm. Er liegt auf einem kleinen Hügel, und hat eine Ausſicht von groſſem Umfang, nebſt ſchönen Gärten, welche ihn bis auf eine Meile weit umgeben, und dicht an der Seite zwei ſchöne große, an herrlichen Fiſchen reiche, Teiche. Dieſer Flecken heißt Arowkaï. Die Nation iſt die der Nepoïos; ſie gehört nach Caroupana. Ich bemerkte in dieſem Flecken mehrere ſo bejahrte Perſonen, daß man auf ihrer Haut jede Sehnen und Adern ſah, ohne alles Fleiſch. Der Herr des Orts gab mir einen alten Mann zum Lootſen; dieſer

hatte große Erfahrung und war viel gereiſet; er kannte den Fluß ſowohl bei Tag als bei der Nacht auf's genaueſte.

Den Tag darauf fuhren wir mit einem guten Oſtwind ab, der uns der Mühe zu rudern überhob; denn von dem Flecke an, wo der Fluß in den Orinoco tritt, läuft er faſt ſtets von Oſten nach Weſten, von dem Meere an bis nach Quito in Peru. Er iſt mit Schiffen etwas über drei hundert Stunden hinauf fahrbar, und von dem Fleck an, durch den wir hineingekommen ſind, kann man mit kleinen Pinaſſen bis auf mehrere der ſchönſten Theile von Neu-Granada und Popayan gelangen. Gerade von dieſem Punkt könnte man am leichteſten die Städte dieſer Theile Indien's einnehmen. Wir ſtießen ſodann auf einen Arm dieſes Fluſſes, und hatten links die große Inſel Aſſapana von ungefähr ſechs und zwanzig Meilen Länge und ſechs Breite. Das Hauptbette des Fluſſes iſt auf der anderen Seite der Inſel. Jenſeits dieſes Arms der Mitte liegt in dem Fluſſe die Inſel Iwana, etwa noch einmal ſo groß, als die Inſel Wight, darüber hinaus, nämlich zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande von Guajana fließt der dritte Arm des Orinoco, Arraroupana. Dieſe drei Arme ſind zuſammen ſchön und für große Schiffe befahrbar. Ich glaube, daß an dieſem Flecke der Fluß wenigſtens dreißig Meilen Breite hat, wenn man die Inſeln mitrechnet, welche ihn in verſchiedene Arme theilen.

Als wir an den oberen Theil der Inſel Aſſapana gelangt waren, eröffnete ſich ein wenig gegen Weſten,

zur Rechten ein Fluß, der aus dem Norden kommt, Europe heißt, und ſich in den großen Fluß ergießt; weiterhin giengen wir an der nämlichen Seite vor Anker, um die Nacht einer andern Inſel gegenüber hinzubringen, die ſechs Meilen lang, zwei Meilen breit iſt und Ocawita heißt. Von dort ſetzten wir des Morgens zwei Gujaner an's Land, die wir in dem Flecken Parimaca angetroffen und die mit uns hierher gekommen waren. Sie benachrichtigten den Herren des Landes, Namens Putyman, einen Vaſallen von Topiawari, dem Oberhaupt von Arromaï, und Nachfolger von Marequito. Der Flecken Putyman liegt ziemlich tief im Inneren des Landes, und er kam daher auch den nämlichen Tag nicht zu uns: ſo giengen wir denn die folgende Nacht am Ufer einer andern Inſel vor Anker, die faſt ſo groß als die vorhergehende iſt, und Pulapayma heißt; dieſer gerade gegenüber liegt auf dem feſten Lande der ſehr hohe Berg Occopé. Wir legten lieber bei dieſen Inſeln, als an dem Ufer des feſten Landes bei, wegen der Schildkröten-Eier, welche unſre Leute dort in Ueberfluß antrafen, und weil der Boden dort paſſender zum Auswerfen des Fiſchnetzes war: ſtatt daß ſich das Ufer an der Seite des feſten Landes ſteinigt und die Küſte ſteil und hoch zeigten. Die Felſen haben dort eine blaue metalliſche Farbe, die der der ſchönſten Mine von Stahl ähnlich ſiehet, und ich wage es wohl zu verſichern, daß ſie wirklich aus dieſer Subſtanz beſtehen *). Ebenſo enthalten mehrere große Ge-

*) Es iſt dieß Hornblende Schiefer. D. Lavayſſé.

birge, die ſich längs dem Ufer von einer Stelle zur andern erſtrecken, dieſen blauen Stein.

Um neun Uhr des andern Morgens lichteten wir die Anker und da der Wind zunahm, ſo ſegelten wir gegen Weſten den Fluß hinauf. Einige Zeit nachher öffnete ſich die Gegend rechts und bot den Anblick einer Ebene dar; die Ufer des Fluſſes zeigten ſich roth. Mein alter Lootſe, der viel gereiſet war, Bruder des Caziken Toparimaca, ſagte, dieß ſeyen die Ebenen von Saïma; und auf einer gleichen Höhe liefe das Land bis nach Cumana und Carracas, ſechszig Stunden nach Norden fort: er fügte hinzu, dieſe Ebenen würden von vier Hauptnationen bewohnt. Die erſte ſey die der Saïmas, die andere die der Aſſawaï, die dritte die bedeutendſte, die der Wikiri; die vierte die der Aroras. Letztere ſind ſchwarz wie Neger *); aber ſie haben glattes Haar. Es iſt dieß ein tapferes oder vielmehr mit ſeinem Leben verſchwenderiſches Volk. Es bedient ſich eines heftigen Giftes, um die Pfeile darein zu tauchen, und iſt unter allen Nationen die furchtbarſte. Um dieſe Zeit waren der Orinoco, der Ceroni, ſo wie auch alle übrige Flüſſe vier oder fünf Fuß hoch, ſo daß es keine menſchliche Kraft, noch irgend eine Art Fahrzeug vermochte, gegen den Strom mit Rudern hinaufzukommen.

*) Dieß iſt nicht richtig; ſie ſind dunkel kupferfarbig, und ſeitdem ſie ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, haben ſie ſich mit den übrigen Stämmen vermiſcht.

D. Savaysſé.

Wir kletterten auf die nächsten Hügel des Gestades, betrachteten von dort jene ungeheuere Masse Wasser, welche in den Caroni fällt, und wie sie sich in drei Theile auf eine Entfernung von mehr als zwanzig Meilen theilt. Es zeigten sich uns zehn oder zwölf Wasserfälle, einer über dem andern; wovon jeder von der Höhe eines Glockenthurms, durch den Herabsturz und das Brechen der Wogen einen feinen Regen um und her verbreitete, den wir im ersten Augenblick für den Rauch einer großen Stadt hielten.

Nie habe ich ein schöneres Land, nie so malerische Aussichten gesehen; Hügel erhoben sich aus dem Innern der Thäler; der Fluß schlängelte sich in der Ebene in verschiedenen Armen. Man entdeckte große holzlose Ebenen, ein grünes dickes Kraut und sandiges Erdreich, fest und bequem zum Gehen und Reiten; Hirsche giengen quer über den Fußsteig vor unsern Augen; die Vögel erfüllten die Luft mit ihrem mannichfaltigen Gesange; weiße Kraniche, cramoisin- und hochrothe Reiher liefen längs den Ufern des Flusses; die Luft ward durch den Ostwind abgekühlt. Jeder Kiesel, den wir aufnahmen, schien uns nach seiner Farbe Gold- und Silberminen zu versprechen.

Als ich Alles, was mir nur irgend möglich war, in Canuri und Arromaja ausgekundschaftet und das Versprechen der Ersten des Landes erlangt hatte, Unterthanen Sr. Majestät werden, und sich den Spaniern widersetzen zu wollen, wenn diese in unserer Abwesenheit irgend etwas unternähmen, so wie auch die Natio-

nen des Sees Caſſipa und die von Iwara-Wakeri auf unſere Seite zu ziehen, ſo trennete ich mich von dem alten Topiawari; er gab mir ſeinen Sohn als Geißel mit und ich ließ ihm dagegen zwei der unſrigen zurück. Dem Franz Sparrow ertheilte ich die Vorſchrift, mit den Waaren, welche ich ihm zurückließ, nach Macuragarai hin zu ſegeln; Nachrichten von der Lage der großen Stadt Manoa einzuziehen und Alles anzuwenden, um dorthin zu gelangen. Hierauf lichteten wir die Anker und fuhren längs dem Fluſſe an der Seite von Gujana hin.

Den Tag darauf landeten wir an der Inſel Aſſapäna. Dort bewirtheten wir uns mit einem Panzerthier (Tatu), welches uns Winicapora verehrt hatte; den Tag darauf fanden wir unſer Fahrzeug am Anker im Haven von Toparimaca, und fuhren den nämlichen Abend in einem ſchrecklichen, von Donner und Blitz begleiteten Wetter, ab; denn der Winter war bereits ſehr vorgerückt. Nachdem ſich das Wetter gegen Mitternacht aufgeklärt hatte, empfahlen wir uns dem Schutze Gottes, fuhren ab, ließen indeß das Ruderſchiff am Anker zurück, weil es des Nachts nicht abzugehen wagte. Den Tag darauf um neun Uhr erblickten wir Trinidad, und folgten dem Ufer bis nach Curiapau, wo unſere Schiffe vor Anker lagen, das uns eine große Freude *) machte.

*) Die ganze Erzählung dieſer romanhaften Reiſe findet man in dem erſten Bande der Collection of Hacluyt. 2 Vol. fol. Oxford, 1600. Ein Exemplar befindet ſich auf der kaiſerl. Bibliothek.

Als Sir Walter nach Trinidad zurückkam, trat er mit den Wilden, damals den Todtfeinden der Spanier, in Verbindung, und marschirte mit ihnen gegen Saint-Joseph, um die Zeit der Sitz der Regierung. Er nahm das Fort mit Sturm, was sicher nicht schwer hielt, ließ die aus dreißig Leuten bestehende Garnison über die Klinge springen, machte den Gouverneur Don Antonio de Berres zum Gefangenen, und stellte ihn als einen Mann von vornehmer Familie und als einen, von den Indianern verabscheueten Tyrannen vor. Dieß sey genug von den Nachrichten des Sir Walter, die ohnehin ein Gemisch von Fabeln und Wahrheiten enthalten.— Das Reich Gujana, dessen geträumte Hauptstadt Manoa, gleich den andern Städten, deren er erwähnt, das goldene Geschirr und die übrigen goldenen Sachen seiner Wilden, die damals, so wie jetzt, nur die ihnen von den Europäern zugeführten Metalle kannten, haben bloß ihr Daseyn in den Schriften einiger Spanischen Romanenschreiber gehabt, die in diese Gegend das Land Eldorado, die Chimäre der Spanier des 16ten und 17ten Jahrhunderts hinverlegten.

Es scheint, daß Raleigh nach dem Wundervollen lüstern, ihnen aufs Wort glaubte; und die Mährchen, wodurch er die Gierde seiner Nation reizte, wurden einer der Hauptpunkte in dem auf Befehl Jacob's I. ungerecht gegen ihn angestellten Proceß, der ihn aufs Schaffot führte.

Wirklich findet man aber dort das schöne Klima, treffliche Flüsse, bezaubernde Flecke, jene erstaunliche und

prachtvolle Vegetation, in Vergleich mit der die schönsten Europäischen Bäume ein verkrüppeltes, unsere schönsten Blumen ein welkes und kraftloses Ansehen haben; und jenes so fruchtbare Land, wo der Mensch ohne Arbeit die nahrhaftesten und saftigsten Wurzeln und Früchte antrifft, während die Waldungen, die Flüsse und das Meer ihm gute Nahrungsmittel im Ueberfluß darbieten. Dieß ist die Skitze der wahren natürlichen Reichthümer von fast jedem, zwischen dem Amazonen- und dem Orinocoflusse gelegenen Lande und von der Insel Trinidad, jedoch bei letzterer nur im Kleinen.

Des Jesuiten Gumilla Behauptung, in seiner 1727 herausgegebenen Geschichte des Orinoco*), der Boden sey, seitdem die Einwohner sich geweigert, den Zehnten zu bezahlen, unfruchtbar geworden, existirte glücklicherweise nur in seiner Einbildung; denn die, welche nachgehends über diese Insel geschrieben haben, reden mit Entzücken von der Fruchtbarkeit ihres Bodens, von den Waldungen, von Palm-, Cocus-, Cacaobäumen und Bananen; von ihren Hecken von Citronenbäumen, von ihren Limonen, von ihren an Wildpret reichen Holzungen und ihren fischreichen Küsten. Durch ihren schönen Himmel, mit der Fruchtbarkeit ihres Bodens verbunden, hat sie den Namen des Paradieses von Indien erhalten. **)

*) *Gumilla*, Orinoco illustrado; Tom. I.

**) S. das Dict. historico y geografico de las Indias vom Obersten *Alcedo* art. Trinidad de Barlovento.

Daß das Mutterland die Colonie aber ſo ganz hintenanſetzte, ward ihr weit nachtheiliger, als der Zorn der Mönche. Entweder hatte die Spaniſche Regierung den Werth dieſer Beſitzung gar nicht gehörig gekannt, oder Angelegenheiten von höherer Wichtigkeit ihr nicht geſtattet, ſich mit ihrer Wohlfahrt zu beſchäftigen. Die Bevölkerung und der Handel waren völlig unbedeutend. Kurz die Colonie hatte vor dreißig Jahren nur einige Hundert Einwohner, Creolen, Mulatten oder Eingeborne. Ihr ganzer Handel gieng lediglich auf den Tauſch von Cacao und Indigo gegen grobe Leinewand und Ackerwerkzeuge, welche die Schleichhändler von Saint-Euſtache dort hin führten, als glückliche Umſtände ſie wieder emporbrachten. Im Jahre 1783 kam der Franzoſe Roume de Saint-Laurent, der auf Grenada wohnte, aus Liebe zur Naturgeſchichte, vielleicht aber auch getrieben durch ſeinen unruhigen unternehmenden Geiſt, nach Trinidad. Entzückten ihn auf der einen Seite die Fruchtbarkeit des Bodens, der Ueberfluß und die Abwechſelung der Vegetabilien, ſo ward er auf der andern in politiſcher Hinſicht durch ihre Lage überraſcht, die, mittelſt einiger Truppen der Macht, die ſie beſitzt, den ausſchließlichen Genuß des großen und reichen Landes des Orinoco zu ſichern vermag.

Voll von dieſer Idee und der Hoffnung, großes Vermögen auf dieſer Inſel zu erwerben, entſchloß ſich Roume de Saint Laurent der Spaniſchen Regierung ihr wahres Intereſſe aus einander zu ſetzen. Er unternahm deßhalb die Reiſe nach Madrid, verſchaffte

ſich Zugang bei den Miniſtern, und es glückte ihm, ihre Aufmerkſamkeit auf Trinidad zu lenken. Man muß indeß geſtehen, daß die politiſchen Ereigniſſe in der neuen Welt nicht wenig zu der glücklichen Ausführung ſeines Projects beitrugen.

Die durch einen glorreichen Frieden gekrönte Revolution von America, hatte den Mutterſtaaten eine furchtbare Lehre gegeben. Sie fürchteten, die übrigen Colonien möchten dieß Beiſpiel nachahmen, beſonders der Madrider Hof, deſſen Syſtem der Regierung der Colonien als ein Meiſterwerk von Tyrannei und Unbilligkeit anzuſehen war. *)

Wie dem nun ſey, der Rath von Indien beſchäftigte ſich ernſthaft mit den Planen des Herrn v. Saint-Laurent, befreiete ſeine Colonien von manchem Zwange, wodurch ihr Handel und Ackerbau litten, und das bis dahin ſo ſehr zurückgeſetzte Trinidad ward als eine Lieblingstochter behandelt.

Eine, von dieſem Conſeil 1783 erlaſſene Verordnung erlaubte allen Römiſch-katholiſchen Fremden ſich auf dieſer Colonie niederzulaſſen. Zugleich ſchützte ſie fünf Jahre hindurch dieſe neuen Einwohner gegen Schulden, die ſie in den von ihnen verlaſſenen Ländern hinterlaſſen möchten. Es wurden ebenfalls die Kauf- und Seefahrer der mit Spanien im Frieden befindlichen Natio-

*) Dieß Urtheil iſt nicht nur ſehr hart, ſondern es läuft gerade dem entgegen, was ſelbſt Engländer z. B. Bryan Edwards und Andere darüber ſagen. H.

nen eingeladen, dieſe Inſel zu beſuchen, und dieſem Handel nur einige leicht auszuweichende Beſchränkungen aufgelegt. Auch auf die Verbeſſerung der innern Regierung der Inſel wandte man ſeine Sorgfalt.

Auf ſeiner Seite gieng nun Saint-Laurent in die Haupthandelsſtädte von Frankreich und Spanien, um die Kaufleute zu veranlaſſen, den Coloniſten von Trinidad Vorſchluß zu leiſten. Er wußte mehrere, welche in Unthätigkeit in Bordeaux und Paris ihre Zeit hinbrachten, zu überreden, mit ihren Capitalien nach jener Inſel zu ziehen, um die Waldungen in cultivirte Felder zu verwandeln; und faſt alle, die ſeinem Rathe folgten, ſind reiche und große Landeigenthümer geworden.

Spanien ärndtete bald die Früchte dieſer weiſen Maßregel. Binnen Kurzem ſah man aus dem Inneren volkreicher Städte Europens und aus den Franzöſiſchen und Engliſchen Colonien, nach Trinidad eine Menge fleißiger bemittelter Anſiedler hineilen, ſo wie auch eine große Anzahl Geſchäftsführer, die, nachdem ſie die Beſitzungen, worüber ſie die Verwaltung führten, durchgebracht hatten, hier die Früchte ihres Raubes genoſſen, durch die Verordnung, die ſie fünf Jahre hindurch gegen jede Verfolgung ſicher ſtellte. Bemerkungswerth iſt's, daß dieſes, dem Völkerrechte entgegenlaufende Geſetz von dem Madrider Hofe auf's genaueſte beobachtet wurde, ungeachtet der, von der Engliſchen Regierung 1791 dagegen erhobenen Klagen.

Die Anzahl der Einwohner wuchs ſo ſchnell, daß man ſechs Jahre, nachdem jene Verordnung erlaſſen war,

in dieſer Colonie 2,151 Weiße, 4,476 farbige Leute, 10,000 Neger, 2,200 Indier, zuſammen 18,627 Einwohner zählte; in America ein einziges Beiſpiel von ſo außerordentlich ſchnellem Anwachs, binnen ſo kurzer Zeit.

Unterdeß wird man leicht begreifen, daß dieſe Miſchung von Leuten aus allen Nationen, und von allen Farben den Keim der niedrigſten Leidenſchaften in ſich trug. Es gehörte warlich eine ſehr feſte aufgeklärte Regierung dazu, um ſo viele unmoraliſche Menſchen im Zaume zu halten, und ſie zu veranlaſſen, zum Heil der Colonie das Ihrige beizutragen. Spanien fand den Mann hiezu in der Perſon des Schifscapitäns Don Joſeph Chacon, der zum Gouverneur der Inſel ernannt wurde, kurz nachdem das Edict, von wo ſich ihre Bildung zur Colonie herſchreibt, erſchienen war.

Mehr mit Feinheit und Klugheit, als mit Feſtigkeit begabt, verband er gründliche Kenntniſſe in der Verwaltung eines Landes mit Erfahrung, tiefer Menſchenkenntniß und einem aufgeklärten Geſchmack für Künſte und Wiſſenſchaften. Der neue Gouverneur wandte mit Erfolg alle ſeine Talente an, um ſeinem Auftrage völlig Genüge zu leiſten, und verſchaffte dieſem Lande eine, ſeiner geographiſchen Lage angemeſſene, politiſche und commercielle Wichtigkeit.

Beiläufig will ich noch zum Ruhme von Don Chacon bemerken, daß einer ſeiner geſcheidteſten Schritte dahingieng, die Einführung der Inquiſition in die Colonie

zu verhindern, und die Mönche von dort zu entfernen, welche ebenso sehr durch die größte Liederlichkeit, als durch ihre Intoleranz schadeten, und viele Leute abhielten, sich dort niederzulassen. An die Spitze der Geistlichkeit, stellte Chacon den aufgeklärten toleranten Don Joseph Angeles, der 1807 vor Kummer, als Opfer der Rache der Anhänger Picton's fiel, weil er sich weigerte, seinen Einfluß zum Umsturz der Spanischen Colonien anzuwenden, und in den Protokollen ein falsches Zeugniß niederzulegen, das jene zu seiner Rettung bei dem Proceß für nothwendig erachteten, den die von ihm aufgeopferte Louise Calderon gegen ihn 1804 erhoben hatte.

Die Fremden, welche Trinidad besuchten, wurden auf's zuvorkommendste von Don Chacon aufgenommen. Er gestattete selbst dem Handel größere Freiheit, als die Verordnung verhieß. Die Kaufleute fanden dort Freiheit und Sicherheit für ihre Speculationen, den neuen Colonisten wurden fruchtbare Grundstücke verliehen, und die Regierung ließ ihnen noch aus dem Schatze Vorschüsse zu Ackerinstrumenten und zum Vieh auszahlen.

Man wird aus dem folgenden Kapitel ersehen, daß Don Chacon der Gründer dieser Colonie, jetzt noch ein merkwürdiges Beispiel der menschlichen Undankbarkeit ist, oder es unlängst war. Er lebte aus Armuth von den Wohlthaten eines Freundes, in einem wenig bekannten Dorfe in Spanien, und war, wunderbar genug, zugleich das Opfer des fanatischen Has-

in dieſer Colonie 2,151 Weiße, 4,476 farbige Leute, 10,000 Neger, 2,200 Indier, zuſammen 18,627 Einwohner zählte; in America ein einziges Beiſpiel von ſo außerordentlich ſchnellem Anwachs, binnen ſo kurzer Zeit.

Unterdeß wird man leicht begreifen, daß dieſe Miſchung von Leuten aus allen Nationen, und von allen Farben den Keim der niedrigſten Leidenſchaften in ſich trug. Es gehörte warlich eine ſehr feſte aufgeklärte Regierung dazu, um ſo viele unmoraliſche Menſchen im Zaume zu halten, und ſie zu veranlaſſen, zum Heil der Colonie das Ihrige beizutragen. Spanien fand den Mann hiezu in der Perſon des Schifscapitäns Don Joſeph Chacon, der zum Gouverneur der Inſel ernannt wurde, kurz nachdem das Edict, von wo ſich ihre Bildung zur Colonie herſchreibt, erſchienen war.

Mehr mit Feinheit und Klugheit, als mit Feſtigkeit begabt, verband er gründliche Kenntniſſe in der Verwaltung eines Landes mit Erfahrung, tiefer Menſchenkenntniß und einem aufgeklärten Geſchmack für Künſte und Wiſſenſchaften. Der neue Gouverneur wandte mit Erfolg alle ſeine Talente an, um ſeinem Auftrage völlig Genüge zu leiſten, und verſchaffte dieſem Lande eine, ſeiner geographiſchen Lage angemeſſene, politiſche und commercielle Wichtigkeit.

Beiläufig will ich noch zum Ruhme von Don Chacon bemerken, daß einer ſeiner geſcheidteſten Schritte dahingieng, die Einführung der Inquiſition in die Colonie

zu verhindern, und die Mönche von dort zu entfernen, welche ebenso sehr durch die größte Liederlichkeit, als durch ihre Intoleranz schadeten, und viele Leute abhielten, sich dort niederzulassen. An die Spitze der Geistlichkeit, stellte Chacon den aufgeklärten toleranten Don Joseph Angeles, der 1807 vor Kummer, als Opfer der Rache der Anhänger Picton's fiel, weil er sich weigerte, seinen Einfluß zum Umsturz der Spanischen Colonien anzuwenden, und in den Protokollen ein falsches Zeugniß niederzulegen, das jene zu seiner Rettung bei dem Proceß für nothwendig erachteten, den die von ihm aufgeopferte Louise Calderon gegen ihn 1804 erhoben hatte.

Die Fremden, welche Trinidad besuchten, wurden auf's zuvorkommendste von Don Chacon aufgenommen. Er gestattete selbst dem Handel größere Freiheit, als die Verordnung verhieß. Die Kaufleute fanden dort Freiheit und Sicherheit für ihre Speculationen, den neuen Colonisten wurden fruchtbare Grundstücke verliehen, und die Regierung ließ ihnen noch aus dem Schatze Vorschüsse zu Ackerinstrumenten und zum Vieh auszahlen.

Man wird aus dem folgenden Kapitel ersehen, daß Don Chacon der Gründer dieser Colonie, jetzt noch ein merkwürdiges Beispiel der menschlichen Undankbarkeit ist, oder es unlängst war. Er lebte aus Armuth von den Wohlthaten eines Freundes, in einem wenig bekannten Dorfe in Spanien, und war, wunderbar genug, zugleich das Opfer des fanatischen Has-

ſes einiger durch ihn bereicherten anarchiſchen Franzoſen, und der Eiferſucht des Gouverneurs Picton, ſeines Nachfolgers, der dieſe Anarchiſten bezahlte, um ihn bei dem Madridter Hofe zu ſtürzen.

Doch zu unſerer Geſchichte zurück. Die dem Ackerbau und dem Handel zugeſtandenen Aufmunterungen veränderten bald das Anſehen der Inſel; wo vor kurzem nur einige elende, mit Palmblättern gedeckte Fiſcherhütten zu ſehen waren, erhob ſich in der kurzen Zeit von 1787 bis 1791, eine regelmäßig gebaute Stadt, die durch die Größe und die Bequemlichkeit ihres Havens, und die Induſtrie ihrer Einwohner, eine der am meiſten Handel treibenden der neuen Welt wurde, und die es verdiente, daß ihr das Mutterland den Namen Puerto de España (Haven von Spanien) beilegte.

Von der anderen Seite brachten die Streitigkeiten, welche auf den Franzöſiſchen Colonien im Anfange der Revolution ausbrachen, und die Ausſchweifungen der verſchiednen Partheien abwechſelnd Sieger oder Beſiegte, eine große Menge Beſitzer von Martinique, Guadeloupe, Sainte Lucie, ſo wie auch viele alte Franzöſiſche Bewohner von Grenada und Tabago nach der Inſel, welche die Schotten noch mehr, als die Regierung dieſer neuen Engliſchen Colonien, auf tauſenderlei Weiſe plagten, um ſie zum Auswandern aus dieſen Colonien zu zwingen, und ſich ihres Eigenthums zu bemächtigen.

Don Chacon verstand es, diese Stimmung zur Bevölkerung seiner Colonie zu benutzen. Er nahm alle die, welche Reichthümer oder Gewerbfleiß dort hin brachten, gleich gut auf, ohne auf ihre Meinungen Rücksicht zu nehmen. Auch bot diese Colonie in den Jahren 1796 und 97, gerade vermittelst dieser Revolutionen, welche der Partheigeist allein zu erklären vermag, eine Vereinigung von Leuten von allen Partheien dar, die sich durch ihre übertriebenen Meinungen wechselseitig in's Verderben stürzten. Wer mit Verachtung und Mitleiden auf die Chimären hinsieht, weshalb sich die Menschen unter einander zerreißen, betrachtete diese Verbindung von Leuten, die noch vor kurzem sich zu erwürgen bereit waren, mit inniger Zufriedenheit, indem sie unter einer Regierung, die ihnen zusammen gleichen Schutz angedeihen ließ, ruhig lebten; die diesen Verein durch Ackerbau- und Handelsgesellschaften, durch Familienbande noch mehr befestigten, und sich mit Eifer auf jeden Zweig der Industrie legten. Durch alle diese Ursachen erreichte dann die Colonie schnell den höchsten Grad des Glücks.

Picot de la Peyrouse, Bruder des Naturforschers von Toulouse, hatte dort zuerst im Jahre 1787 eine Zuckersiederei angelegt, die für ihn die Quelle eines sehr schönen Vermögens, und bei den übrigen Colonisten ein Gegenstand der löblichsten Nacheiferung ward.

Bereits im Jahre 1797, zählte man hundert und funfzig Beſitzungen mit Zucker-Raffinerien, wovon drey Waſſermühlen, eine Windmühle und hundert ſieben und funfzig Roßmühlen hatten; außerdem hundert und dreißig Caffeeplantagen, hundert Baumwollen- und ungefähr ſechzig Cacao-Plantagen. Ueberdieß fand man dort noch einige kleine Beſitzungen, deren nicht ſehr wohlhabende, aber thätige Herrn ſich mit der Cultur der Bananen, des Manioc's, der Ignamen, der Bataten, convolvulus batatas) des Maiſes u. ſ. w. beſchäftigten; dieſe Lebensmittel ſind von großem Werthe für das Land und für die Arbeitsleute der bedeutenden Güterbeſitzer, die ſich nur mit dem Bau der Lebensmittel beſchäftigen, welche auf den Europäiſchen Märkten geſucht werden.

Dieß war der glückliche Zuſtand der Inſel zur Zeit des Baſler Friedens; die für die Franzöſiſchen Colonien ſo verderblichen Unruhen Europens, die dort mehr oder minder empfunden wurden, brachten die Wohlhabenheit von Trinidad nur noch mehr empor.

Vergebens verſuchten die Mannſchaften der See-Räuber der Franzöſiſchen Colonien, in Verbindung mit einigen ſchlechten Einwohnern der Inſel, ihre Grundſätze hier zu verbreiten, und ſie in's Unglück zu ſtürzen; durch den feſten verſöhnenden Geiſt von Don Chacon und die Weigerung des Gouverneurs von Guadeloupe, Victor Hugues, dieſe Schurken zu unterſtützen, wurden alle ihre Plane vereitelt.

Ein weit furchtbarerer Feind bedrohte um die Zeit dieſe ſchöne Colonie. Die Engliſche Regierung, welche nach dem, zwiſchen Frankreich und Spanien, den 19ten Auguſt 1796 geſchloſſenen Tractat von St. Ildefonſo, dem Scheine nach ſich mit letzterer Macht in Krieg befand, in der That aber eine mächtige Parthei am Madridter Hof hatte, faßte den kühnen Plan, ſich ihrer Colonien mit einer Hand voll Menſchen zu bemächtigen.

Don J. Chacon erwartete dieß Ereigniß mit zwei hundert Leuten von einem ſchlechten Colonie-Regimente, und vielleicht hatte er durch die Furcht vor der Gefahr die Neger und die Mulatten zu bewaffnen, bereits den Entſchluß gefaßt, keine Aushebung vorzunehmen.

Den 16ten Februar 1797, erſchien ein Engliſches Geſchwader von vier Linienſchiffen, unter dem Admiral Harvey. Der Spaniſche Admiral Apadaca, lag bei Chagaramus mit drei herrlichen Linienſchiffen, wovon eins ein Dreidecker war, und einer Fregatte von vierzig Kanonen vor Anker. Sobald er die Engliſchen Schiffe gewahr ward, ließ er die Seinigen anzünden, und zog ſich tapfer nach Port d'Eſpagne, indem er nebſt ſeinen Beichtvätern den Roſenkranz herſagte, zurück. Als er bei dem Gouverneur ankam, ſagte ihm dieſer: „nun iſt Alles verloren, weil Sie die Schiffe verbrannt haben.“ Nein, verſetzte der Admiral, das nicht, indem er ein Bild aus ſeiner Taſche zog; ich habe das Bild von St. Jacob von Compoſtella, dem Schutzgotte meines Schiffes und von mir, gerettet.

Der General Sir Ralph Abercrombie, ſetzte vier tauſend Mann an's Land, marſchierte nach Port d'Espagne, feuerte einige Kanonen ab, und nach einer kurzen Weigerung, gieng der Gouverneur eine Capitulation für ſeine Garniſon ein.

Die Sorgloſigkeit von Don Chacon, ſein plötzliches Ergeben, ſo wie die Entdeckung der Intriguen der Engländer auf den Spaniſchen Colonieen, beſonders aber auf Portoricco, erklärten bald das Abweiſen der Hülfe, welche der Gouverneur von Guadeloupe dem von Trinidad anbot, und man wird ſich überzeugt halten, daß die Engliſche Regierung durch Intriguen dieſe Colonie bekommen hatte, gerade ſo wie auch, die Holländiſchen Beſitzungen dadurch auf Befehl des Statthalters, ihr übergeben worden waren.

Die ſich das Ereigniß von Porto-Rico an die Thatſachen reihet, welche ich im folgenden Kapitel erzählen werde, ſo will ich hier Nachricht davon geben.

Zwei Monate nach der Eroberung von Trinidad, gieng Sir Ralph Abercrombie von dem Fort France Martinique, zu der Eroberung von Porto-Rico ab. Als man auf dieſer Inſel die Eroberung von jener erfuhr, ward der General-Capitän niedergeſchlagen.

Die Ankunft einer kleinen Flotte von Franzöſiſchen Kapern zog ihn in den erſten Tagen des Monats April 1797 aus der Verlegenheit. Der Gouverneur von Guadeloupe, Victor Hughues, hatte ſie Porto-Ricco zu Hülfe geſandt; mit ſeinen vielen Cor-

Unter den Französischen Seesoldaten befanden sich funfzig von dem braven Capitän Honfleur befehligte Artilleristen. Es gehört nicht zu dem Plane *) dieses Werkes, die Geschichte dieser Belagerung zu entwerfen, worin die Franzosen und Spanier Wunder der Tapferkeit an den Tag legten. Man sagte, wie die Englische Armee nach Martinique zurückkehrte, daß, als Abercrombie die Französische Fahne auf zwei Forts nebst der Spanischen wehen sah, ihm die Ausdrücke, in Gegenwart mehrerer hohen Officiere, entfahren wären: „die Mine ist entdeckt." Er hatte nicht Leute genug, um diese Eroberung durch die Waffen zu bewerkstelligen, und versuchte sie nun auch vergebens durch Gold und Verrath. Aber die braven Colonisten von Porto-Ricco, erhoben sich in Masse bei der Stimme von Don Raymond de Castro und ihres berühmten Prälaten **), und nach mehrern Posten-Gefechten mit der Englischen Armee, worin sie sich stets mit Ruhm bedeckten und viele Gefangene machten, zwongen sie sie, den 30sten des nämlichen Monats sich wieder einzuschiffen, mit Zurücklassnng ihrer Zelte, vieler Munition, der Pferde des Generals en Chef und unehrenvoll die schöne bronzene Artillerie zum Opfer zu

*) Im 2ten Bande von Le Drus Reisen, findet man eine sehr treue und interessante Beschreibung dieser Belagerung.

**) Die Geschichte wird es enthüllen, wie dieser Bischof Porto-Ricco und Cuba rettete, nachdem er die in Madrit angesponnenen Intriguen, um die Colonien den Engländern zu überliefern, erfahren hatte.

Compagnien Cavalerie und funfzig Artilleriſten. Achtzehn Compagnien Miliz oder National-Garde von San-Juan, und der benachbarten Quartiere, vereinigten ſich mit der Garniſon zum Dienſt der Citadelle und der Forts.

Paris, *) Franzöſiſcher Marine-Agent zu Porto-Ricco, ſtellte ſich an die Spitze von dreihundert, von den Kaperſchiffen genommenen Leuten, ſo wie auch von einigen unglücklichen Coloniſten von Saint-Domingo, die ihre Dienſte dem Spaniſchen Gouverneur und dem Franzöſiſchen Agenten angeboten hatten, als man das Engliſche Geſchwader anſichtig wurde. Es iſt ganz paſſend, noch anzuführen, daß einige Irländer **) und Schotten, die ſich ſeit langer Zeit in dieſer Colonie niedergelaſſen hatten, und dort naturaliſirt waren, ſich verbargen oder verweigerten, die Waffen zu deren Vertheidigung zu ergreifen, andere ſchlugen ſich ſelbſt zu den Engliſchen Truppen. Dieſe Leute hatten ſich ein mehr oder minder bedeutendes Vermögen unter der Spaniſchen Regierung erworben, und wurden beſonders von ihr begünſtigt, indeß man die Franzoſen kaum in der Colonie duldete.

*) Von der Inſel Miquelon gebürtig, Franzöſiſcher See-Officier, und ausgezeichneter Kaper-Capitän.

**) Einer dieſer Irländer hatte ſeine Dienſte als Führer und Lootſe dem General Abercrombie angetragen, und obgleich die Expedition nicht glückte, ſo ward er dennoch zum Kriegscommiſſär ernannt.

Viertes Kapitel.

Geſchichte dieſer Inſel ſeit ihrer Eroberung durch den General Sir Ralph Abercrombie den 16ten Februar 1797 bis zum Frieden von Amiens 1802.

Wenige Tage nach der Eroberung dieſer Inſel, ſetzte der Obergeneral den Oberſten Thomas Picton zum Gouverneur ein, einen bis dahin wenig bekannten Offizier, wovon aber bald ſehr viel geredet wurde, indem er dieſe aufblühende Colonie täglich durch wilde, tyranniſche, wirklich unſinnige Handlungen in Trauer verſetzte.

Sind von den Engliſchen Generalen den Mächten, womit ihre Regierung im Kriege begriffen iſt, Colonien entriſſen, ſo haben ſie den Coloniſten ſtets zuerſt die Beibehaltung ihrer ehemaligen Geſetze angeboten, und ſich dadurch zu unumſchränkten Herrn derſelben, ſo wie auch von aller Verantwortlichkeit frei gemacht.

Hätte man auf der Inſel Trinidad, nach deren Eroberung von Seiten Englands, auch deſſen Geſetze beibehalten, ſo wie in den alten Engliſchen Colonien, ſo

bringen, die ſie ohne Ruhm Trinidad abgenommen hatten.

Die Coloniſten von letzterer Inſel, welche durch die Complotte der Anarchiſten bedroht worden waren, ihr Eigenthum zu verlieren; die Einwohner, deren Ideen zuſammen auf den Ackerbau und Handel hingiengen, und die gerade vor ſich den blühenden Zuſtand der Engliſchen Colonien hatten, ließen es ſich leicht gefallen, unter Engliſche Botmäßigkeit zu kommen: übrigens gewann der General Abercrombie durch das Gerücht ſeiner treflichen Eigenſchaften, und durch die erſten Schritte ſeiner Macht Aller Herzen.

Ich muß hier noch bemerken, daß die Politik des Hofes von St. James ſtets dahin gegangen iſt, die Colonien zu Grunde zu richten, die er im Frieden zurückgeben zu müſſen ſich überzeugt hielt. Um dieſen Zweck zu erreichen, haben die Gouverneurs eine unumſchränkte Macht, und daher hängt dann ſtets das mehr oder minder bedauernswürdige Schikſal der, durch Engliſche Waffen eroberten Länder von ihrem perſönlichen Charakter ab.

Viertes Kapitel.

Geſchichte dieſer Inſel ſeit ihrer Eroberung durch den General Sir Ralph Abercrombie den 16ten Februar 1797 bis zum Frieden von Amiens 1802.

Wenige Tage nach der Eroberung dieſer Inſel, ſetzte der Obergeneral den Oberſten Thomas Picton zum Gouverneur ein, einen bis dahin wenig bekannten Offizier, wovon aber bald ſehr viel geredet wurde, indem er dieſe aufblühende Colonie täglich durch wilde, tyranniſche, wirklich unſinnige Handlungen in Trauer verſetzte.

Sind von den Engliſchen Generalen den Mächten, womit ihre Regierung im Kriege begriffen iſt, Colonien entriſſen, ſo haben ſie den Coloniſten ſtets zuerſt die Beibehaltung ihrer ehemaligen Geſetze angeboten, und ſich dadurch zu unumſchränkten Herrn derſelben, ſo wie auch von aller Verantwortlichkeit frei gemacht.

Hätte man auf der Inſel Trinidad, nach deren Eroberung von Seiten Englands, auch deſſen Geſetze beibehalten, ſo wie in den alten Engliſchen Colonien, ſo

wäre jede Autorität in ihren geſetzmäßigen Gränzen geblieben, und von den höhern, nicht weit vom Souverain befindlichen Gewalten in Schranken gehalten worden.

Als jene Inſel noch Spanien angehörte, konnte man von den Sentenzen der Tribunäle an das Obergericht von Carracas, und von dort an den zu Madrid befindlichen Rath von Indien appelliren, ſobald man es vermochte, die Koſten für die Juſtiz anzuwenden.

An welches Gericht in England ſollte man aber nun von den Entſcheidungen eines Gouverneurs oder der von ihm eingeſetzten Autoritäten ſich wenden, da dieſer und jener nach Spaniſchen Geſetzen zu urtheilen vorgaben, die ſie doch gar nicht kannten.

Als nun die würdigſten Einwohner eingeſteckt wurden, weil ſie ihrem eigenſinnigen Gouverneur oder deſſen Angehörigen mißfallen hatten; wenn Andere ohne Proceß und Grund aus der Colonie geſtoßen wurden, da antwortete die Regierung oder der Staatskanzler, ſobald Klagen über die Bedrückungen Pictons oder der von ihm eingeſetzten Gerichte einliefen, „wir kennen euere Geſetze nicht". In den übrigen Colonien ſind hingegen die Glieder der adminiſtrativen Behörden und der Gerichte ganz von dem Gouverneur unabhängig.

Kaum war Sir Ralph Abercrombie abgegangen, ſo entließ und vertrieb Picton ſchnell die obrigkeitlichen Perſonen und Rechtsgelehrten aus der Colonie,

welche jener, eben so weise, als menschliche und edelmüthige Obergeneral in den Tribunälen gefunden, und in ihren Aemtern bestätigt hatte. Er verabscheute auf gleiche Weise alle wissenschaftliche Personen *), und stellte statt der Rechtsgelehrten völlig unwissende Leute an, und die wegen ihrer unmoralischen Handlungsweise von allen Colonien, außer den Spanischen vertrieben seyn würden. Es war um so unverzeihlicher, dergleichen in jeder Hinsicht verachtungswerthe Personen mit Picton die Gewalt theilen zu sehen, indem man dort eine bedeutende Anzahl Englischer, Französischer und Spanischer, sehr geachteter aufgeklärter Gutsbesitzer fand; und um so auffallender, daß Lord Melville sich als den Beschützer dieses Gouverneurs zeigte. Die so schlecht zusammengesetzten Tribunäle verurtheilten der Zauberei wegen Angeklagte zum Galgen, und zum Verbrennen; und brachten die Tortur sogar wieder in Gang; meine Hand sträubt sich es niederzuschreiben, allein ich war selbst Zeuge davon, daß sie die zwölfjährige Luise Calderon deßhalb dazu verurtheilten, um sie zu zwingen, gegen Jemanden ein Zeugniß abzulegen, an welchem sich Picton und dessen Agenten rächen wollten.

Diese, unter der Administration von Don Joseph Chacon so sehr blühende Colonie, sank bald in eine völlige Anarchie herab; Picton hatte nämlich in ei-

*) Bekanntlich vertrieb er auch von der Insel Trinidad den Capitain Baudin, der die zu naturhistorischen Entdeckungen bestimmte Fregatte führte, so wie die mit Pässen der Englischen Regierung darauf befindlichen Gelehrten.

nem Gerichtshofe Richter aus dem erſten und zweiten Tribunale angeſtellet; es ſtand den Partheien frei, an welchen hie von ſie ſich wenden wollten. Oefters geſchah es indeß, daß der Alcade aus dem höchſten Tribunal vorgab, er ſey zu ſehr beſchäftigt, wo die Sache dann dem Collegen aus dem zweiten vorgelegt wurde, der ſich auf gleiche Weiſe entſchuldigte.

Ob nun Picton gleich die Rechtsgelehrten haßte, ſo war es dennoch ein dringendes Bedürfniß für ihn, die Proceſſe ſelbſt zu entſcheiden; und wer dem andern bei ihm zuvorkam, durfte darauf rechnen, den Streit zu gewinnen. Er war übrigens bereit aller Orten, im Bette, im Saal, im Stall, in ſeiner Gallerie, des Abends bei der Flaſche Wein, die Partheien ſelbſt anzuhören, und dann entſchied er in einigen Minuten ohne weitere Inſtanz, die verwickeltſten Civil- und Criminalſachen. Sein Gefangenwärter, und ſein Scharfrichter vertraten gewöhnlich die Stelle eines königlichen Procurators, und ihre Beſchlüſſe hatten großen Einfluß auf ſein Urtheil. In Anſehung der Unterrichter, ſo war die Parthei, welche ihnen nicht gleich einiges Geld zufließen laſſen konnte, oder die das Verbrechen begangen, über dieſe geſtrengen Herrn zu lächeln, als verloren anzuſehen.

Einige Monate, nachdem Picton ſeine Regierung angetreten, vertrieb er etliche unbedeutende Revolutionsſchwätzer aus der Colonie, deren Grundſätze er der öffentlichen Ruhe für gefährlich anſah. Er wollte ebenſo einen gewiſſen M. H. B., den man ihm als den Anſtifter des Aufruhrs, womit die Colonie unter Chacon

bedrohet war, angegeben hatte, vertreiben, ihn auch einſt hängen laſſen; indeß war dieß nur ein ſcheinbarer vorübergehender Sturm; denn bald nachher erhielt dieſer Mann großen Einfluß auf den Gouverneur und man kann nicht in Abrede ſeyn, daß er ihn lediglich dazu anwandte, ſeine Wuth zu ſtillen, und ihn von Ungerechtigkeiten abzuhalten.

Ich will hier nur einiger der Hauptſcenen von Barbarei und Grauſamkeit unter dieſem dummen und wilden Gouverneur und ſeinem ſchläfrigen Nachfolger Hislop erwähnen.

Kurz nachdem Picton Gouverneur geworden, benachrichtigte ihn ein Spaniſcher Gerichtsdiener, daß, als ein Spaniſcher Mulatte mit ſeinem Cammeraden im Wirthshauſe Lärm bekommen, er ihn bedrohet hätte, ihn zu erſtechen. Picton glaubte verſtanden zu haben, dieſer Menſch habe einen Andern ermordet, befahl daher ihn feſtzuſetzen, und dem Gefängnißwärter nebſt dem Henker, ihn an einen, der Hauptſeite ſeines Hauſes gegenüber ſtehenden, Galgen aufzuhängen.

Den andern Morgen indeß, unglücklicherweiſe zu ſpät erfuhr er, daß er einen Unſchuldigen hatte hinrichten laſſen. Jeder Andere würde über dieß Mißverſtändniß in tiefe Trauer verſetzt worden ſeyn; er hingegen, der für die Muſik, die Poeſie, für Kinder, und die Schönheiten der Natur auf gleiche Weiſe abgeſtumpft war, opferte ſeiner Wildheit und der perſönlichen Rache ſeiner Maitreſſen und Favoriten die intereſſanteſten Leute ſogleich auf.

Hier nur ein Beiſpiel unter Hunderten von der dermaligen dortigen Verwaltung der Civiljuſtiz.

Die Mulattin Roſette, Favorite des Gouverneurs, beherrſchte ihn völlig. Sie behauptete eine, indeß nur geringe Forderung an die Engländerin Griffith zu haben, und brachte deßhalb ihre Klage bei dem Richter Nihell, einem naturaliſirten Spanier dahin an, er ſolle jene Frau ſogleich verurtheilen, ſie in 24 Stunden zu befriedigen, oder ſie in Beſitz ihres Hauſes zu ſetzen; auf letzteres war es eigentlich angelegt. Als dieſer ihr vorſtellte, man müſſe erſt abwarten, wie die Griffith ſich erklären würde, ehe man zur Vertreibung aus dem Hauſe ſchreiten könne, wandte ſie ſich ſogleich an den Gouverneur; dieſer ſchimpfte den Richter aus, caſſirte ihn, und ließ durch den Platzmajor jener Frau befehlen, das Haus zu räumen. Kaum war ſie von dem, was ihr begegnen ſollte, unterrichtet, ſo ſchloß ſie ſich mit ihren Frauenzimmern ein; hierauf befahl Picton, man ſolle ſie aushungern, worauf dann die Griffith acht Tage nachher ihre Wohnung verließ, und Jene ſich in Beſitz ſetzte.

Die Eroberung der Inſel hatte dort eine große Menge Engliſcher rechtlicher Gutsbeſitzer aus Europa und den alten Engliſchen Colonien hingelockt, die, durch das tyranniſche Benehmen des Gouverneurs geſchreckt, gegen das Ende von 1799 in einer Bittſchrift an ihren König, um die Einſetzung der Civilgeſetze anhielten; ſie war in den gemäßigſten Ausdrücken, ohne die mindeſte Bemerkung über das Betragen des Gouverneurs

abgefaßt. Der Spaniſchen und Franzöſiſchen Gutsbeſitzer unterſchrieben ſie aus Furcht vor ſeiner Rache gar nicht. Picton brachte dafür eine Gegenbittſchrift zu Stande, welche, aus Furcht von allen Spaniern und, vier ausgenommen, von allen Franzoſen unterſchrieben wurde, den König um die Beibehaltung des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge, den man den der Spaniſchen Geſetze zu nennen ſich erfrechte, anzuflehen. Bankerotte und aus den andern Engliſchen Colonien entflohene Kaufleute unterzeichneten ſie; denn dieſe ſchlechten Menſchen mußten bei rechtlichen Geſetzen gleich in ihrer ganzen Blöße erſcheinen; die Franzöſiſchen Coloniſten unterſchrieben die andere Petition auch deswegen nicht mit, weil, wenn die Engliſchen Geſetze dort völlig eingeführt wurden, ſie gleichſam Fremde in ihrem eigenen Lande wären, indem es ſich die Engländer ausließen, daß Keiner außer ihnen die Rechte des Bürgers haben, und ſie folglich von der größeren Maſſe Engländer, als eine niedrigere Menſchenraſſe angeſehen werden ſollten. Sie hatten außerdem von Grenada, St. Vincent, Dominica, Tabago Beiſpiele, daß trotz der feierlichſten Tractaten, nach der Abtretung, die alten Franzöſiſchen Gutsbeſitzer nicht der bürgerlichen Rechte der Engländer genoſſen.

Um ſich gegen dergleichen Behandlung ſicher zu ſtellen, unterſtützten die Spaniſchen und Franzöſiſchen Coloniſten ebenfalls den Gouverneur Picton.

Die Engliſche Regierung ſchwankte hin und her, zwiſchen dieſen beiden Petitionen, und da Niemand

die Sache der Colonie vor dem geheimen Rathe des Königs vertheidigte, so ward beschlossen, sie unter der Militär-Regierung bis zum Frieden zu lassen.

Picton war wüthend über die Bittschrift, behandelte in einer Proclamation die, welche sich unterzeichnet hatten, als Aufrührer, und setzte die, welche öffentliche Stellen darunter verwalteten, ab; sperrte Andere ein, verbannte sie, oder ließ sie in dem Meerbusen von Paria ersäufen.

Durch so viele Bedrückungen aufgebracht, verließen viele der dortigen Gutsbesitzer die Colonie; mancher Reiche wurde dadurch abgehalten, sich dort niederzulassen. Mehrere hofften indeß, die Stimme der Menschlichkeit würde endlich im Cabinet von St. James die Oberhand erhalten; allein Picton ward von Melville unterstützt, als jenem der Proceß gemacht wurde; und diesem lag an seiner Rettung, denn er hatte 100,000 Pf. Sterl. für die Aufwiegelung des südlichen America in Rechnung gebracht, und sein Agent hatte sicher keine so bedeutende Summe hierzu erhalten.

Konnten nun zwar der Acker- und überhaupt der Anbau der Colonie nicht so bedeutende Fortschritte machen, wie dieß wohl der reiche Boden, mehrere örtliche Vortheile, wie sie keine andere der Caraiben hat, und ihre Nähe bei den reichen Provinzen am Orinoco und von Carracas erwarten ließen, so giengen sie doch wenigstens nicht rückwärts; es entstanden stets neue Anlagen, ohne daß indeß die

Colonisten reicher wurden. Der Grund dieses Mangels an Wohlhabenheit bei den Pflanzern, liegt in dem ungewissen Verhältnisse der Gläubiger gegen ihre Schuldner, in der Unmöglichkeit, worin sich noch jetzt jene befinden, Zahlung zu erhalten, wenn es dem Gouverneur gefällt, diesen einen Aufschub zu gestatten, ferner darin, daß weder das Hypothekenwesen, noch der Arrest auf bewegliche Güter eingeführt ist. Man hat daher auch die Geldwucherer der Städte mit wenigem großes Vermögen erwerben sehen, während die Pflanzer durch neue Anlagen, oder durch die Sorge die alten zu unterhalten, zu Grunde giengen. Indeß muß dieß Land dennoch weit größere Vortheile, als die benachbarten Colonien gewähren, weil 1798 und nachher mehrere Colonisten zu 20 Procent borgten, und jetzt dennoch eines unabhängigen Vermögens genießen. — Der Geheime Rath in England war von Nihel über dessen Behandlung unterrichtet, und befahl daher dem Gouverneur, ihn wieder in der Administration der Justiz anzustellen; er errichtete nun 1800 ein Handels-Gericht unter der Benennung Consulado, und ernannte Nihel zum Präsidenten: Englische Advocaten wurden, gleich den Spanischen, autorisirt, nach Castilianischen Gesetzen vor diesem Hofe zu processiren, wodurch dann Alles in die größte Verwirrung gerieth, und man öfters in der nämlichen Sitzung lachte und weinte.

Die Junta von Picton ließ mehrere Schwarze an den Osterfesttagen, wo es ihnen frei stehet, manche Ausschweifungen zu begehen, unter dem Vorwande,

als hätten sie aufrühreriſche Reden geführt, gefangen ſetzen; einen Neger hängen, und mehreren vom Scharfrichter die Ohren abſchneiden; Alles dieſes, damit ſich das Engliſche Miniſterium von der Nothwendigkeit, ein Militär-Gouvernement dort beſtehen zu laſſen, überzeugen ſollte. Kurz vor dem Frieden von Amiens, ließ das Conſeil die Fortifications-Arbeiten einſtellen; und die Engliſchen Capitaliſten liehen den Kaufleuten und Coloniſten von Trinidad nur wenig, und mit vieler Vorſicht, weil ſie der Meinung waren, die Inſel würde bei'm Frieden wieder zurückgegeben werden.

Kaum ward es indeß bekannt, daß die Colonie an Großbritannien abgetreten, und Picton durch einen andern Gouverneur erſetzt werden ſollte, ſo wurden in England viele Ausrüſtungen nach Trinidad hin gemacht, man hoffte dort ungeheure Schätze zu gewinnen; der Contreband-Handel, der dort 1802 getrieben wurde; und auch noch Statt hat, iſt einer der einträglichſten daſelbſt.

Dieſe neuen Ankömmlinge machten ſich darüber luſtig, daß die alten Pflanzer nicht alle Waldungen niedergehauen hatten, und behaupteten, daß ſie dagegen in Jahresfriſt den Boden mit Zuckerrohr, Caffee-, Cacaobäumen und Baumwollenſtauden bedecken würden. Aber alle dieſe Vorſpiegelungen fielen bald in ihr Nichts zuſammen, und es folgte nun auf die höchſte Schwärmerei, der größte Mißmuth; daher dann die Krankheiten des Landes, und der Kummer, über welche die Engländer durch ſtarke Getränke Herr zu werden

Colonisten reicher wurden. Der Grund dieses Mangels an Wohlhabenheit bei den Pflanzern, liegt in dem ungewissen Verhältnisse der Gläubiger gegen ihre Schuldner, in der Unmöglichkeit, worin sich noch jetzt jene befinden, Zahlung zu erhalten, wenn es dem Gouverneur gefällt, diesen einen Aufschub zu gestatten, ferner darin, daß weder das Hypothekenwesen, noch der Arrest auf bewegliche Güter eingeführt ist. Man hat daher auch die Geldwucherer der Städte mit wenigem großes Vermögen erwerben sehen, während die Pflanzer durch neue Anlagen, oder durch die Sorge die alten zu unterhalten, zu Grunde giengen. Indeß muß dieß Land dennoch weit größere Vortheile, als die benachbarten Colonien gewähren, weil 1798 und nachher mehrere Colonisten zu 20 Procent borgten, und jetzt dennoch eines unabhängigen Vermögens genießen. — Der Geheime Rath in England war von Nihel über dessen Behandlung unterrichtet, und befahl daher dem Gouverneur, ihn wieder in der Administration der Justiz anzustellen; er errichtete nun 1800 ein Handels-Gericht unter der Benennung Consulado, und ernannte Nihel zum Präsidenten: Englische Advocaten wurden, gleich den Spanischen, autorisirt, nach Castilianischen Gesetzen vor diesem Hofe zu processiren, wodurch dann Alles in die größte Verwirrung gerieth, und man öfters in der nämlichen Sitzung lachte und weinte.

Die Junta von Picton ließ mehrere Schwarze an den Osterfesttagen, wo es ihnen frei stehet, manche Ausschweifungen zu begehen, unter dem Vorwande,

ſich eine neue Quelle von Reichthümern in allen den Ländern, wo man ihn bauen kann, indem er vielleicht noch mehr Farbeſtoff, als der wahre liefert.

Sobald das Miniſterium die Depeſchen des Präſidenten erhielt, ward die Adminiſtrations-Commiſſion aufgelöſet; Fullarton behielt indeß den Titel und das Gehalt eines Gouverneurs; und Picton ward befohlen, perſönlich in England Rechenſchaft abzulegen, das Militär-Gouvernement dagegen dem General Hislop, vor kurzem Commandanten auf Demerary, anvertrauet.

Unterdeß verließen die Lords Sidmouth und Hopart das Miniſterium und Pitt nebſt Melville traten wieder ein.

Fullarton ließ ſich indeß hierdurch nicht in Furcht ſetzen; er brachte bei'm Geheimen Rath die Klagen der, durch Picton unglücklich Gewordenen an.

Melville bot nun Alles auf; er ſtattete ihm einen Beſuch in großem Staat ab, und trug ihm das Gouvernement von irgend einer Engliſchen Colonie an, wenn er von dieſem Proceß abſtehen wollte; allein Fullarton war über alle dieſe Anlockungen von Eitelkeit und Gewinn hinweg. Er bewies dem Miniſterio, ſeine Ehre erfordere es, das der Colonie gegebene Verſprechen, die Beſtrafung von Picton's Verbrechen zu verfolgen, zu halten. Melville ließ ſich hiedurch nicht abſchrecken, ſondern es ward ihm nun auf deſſen Verwendung die Stelle als Generalmajor angetragen; wolle er dagegen

ſuchen, und wodurch wieder die in heißen Ländern ſtets tödtlichen Leberkrankheiten entſtehen.

Die Engliſche Regierung ſchien ſich doch endlich damit zu beſchäftigen, der Colonie eine andere Verwaltung zu geben, damit die Militärgewalt, worunter ſie ſechs Jahre geſeufzt, aufhören ſollte; und ernannte zum Präſidenten dieſer Adminiſtration den Oberſten Fullarton, einen durch ſeine Talente und Uneigennützigkeit im Dienſt der Oſtindiſchen Compagnie gleich ausgezeichneten Mann.

Melville, obgleich nicht mehr Miniſter, hatte dennoch ſo viel Einfluß, um Picton zum Mitgliede jener Adminiſtration ernennen zu laſſen, indem die Bewohner von Trinidad ſonſt eine Anklage gegen ihn einreichen laſſen wollten, ſo wie auch zum Brigadegeneral, damit er das Commando der Garniſon behielt.

Sir Samuel Hood ward ebenfalls zum Mitglied der Adminiſtration und zum commandirenden Admiral auf der dortigen Station ernannt.

Picton und ſeinen Gehülfen lag Alles daran, die Einführung von Civilgeſetzen ſo viel möglich zu verzögern. Die Coloniſten, welche ſo lange unter der eiſernen Ruthe von Jenem gelitten, wurden nun bei der Ankunft Fullarton's heiter, indem er ſie wie ſeine Kinder empfieng. Durch den Contraſt der Würde in ſeinem Betragen, der Sanftmuth, der Höflichkeit, der Beſcheidenheit, der Liebenswürdigkeit, der Frömmigkeit der Damen ſeiner Familie, gegen die Grobheit Picton's

ſich eine neue Quelle von Reichthümern in allen den Ländern, wo man ihn bauen kann, indem er vielleicht noch mehr Farbeſtoff, als der wahre liefert.

Sobald das Miniſterium die Depeſchen des Präſidenten erhielt, ward die Adminiſtrations-Commiſſion aufgelöſet; Fullarton behielt indeß den Titel und das Gehalt eines Gouverneurs; und Picton ward befohlen, perſönlich in England Rechenſchaft abzulegen, das Militär-Gouvernement dagegen dem General Hislop, vor kurzem Commandanten auf Demerary, anvertrauet.

Unterdeß verließen die Lords Sidmouth und Hobart das Miniſterium und Pitt nebſt Melville traten wieder ein.

Fullarton ließ ſich indeß hierdurch nicht in Furcht ſetzen; er brachte bei'm Geheimen Rath die Klagen der, durch Picton unglücklich Gewordenen an.

Melville bot nun Alles auf; er ſtattete ihm einen Beſuch in großem Staat ab, und trug ihm das Gouvernement von irgend einer Engliſchen Colonie an, wenn er von dieſem Proceß abſtehen wollte; allein Fullarton war über alle dieſe Anlockungen von Eitelkeit und Gewinn hinweg. Er bewies dem Miniſterio, ſeine Ehre erfordere es, das der Colonie gegebene Verſprechen, die Beſtrafung von Picton's Verbrechen zu verfolgen, zu halten. Melville ließ ſich hiedurch nicht abſchrecken, ſondern es ward ihm nun auf deſſen Verwendung die Stelle als Generalmajor angetragen; wolle er dagegen

dieſe Sache nicht auf ſich beruhen laſſen, ſo bedrohete man ihn, auf keine Beförderung im Militär mehr hoffen zu dürfen. Fullarton verachtete alle die Mittel, um ihn von dem rechtlichen Wege abzubringen; er war um ſo mehr verehrungswürdig, weil er durch einen Proceß ein ſehr ſchönes Vermögen in England verloren hatte, und ihm zu ſeiner Exiſtenz nur die Wohlthaten der Regierung übrig blieben.

Nachdem Fullarton's öftere Bemühungen bei'm Conſeil, Picton zur Rechenſchaft zu ziehen, fruchtlos abgelaufen waren, hielt er ſich überzeugt, daß durch Lord Melville's Einfluß und Hartnäckigkeit ſeinen Gegner zu vertheidigen, alle ſeine Schritte unnütz würden.

Melville hatte ein großes Intereſſe, dieſe Sache zu unterdrücken, denn ohne ſich genauer zu unterrichten und ganz voll von der Idee, das Spaniſche America in Aufſtand zu bringen, ſchrieb er 1800 an Picton einen Brief, worin er ſein Betragen billigte.

Ich weiß, daß Melville den übrigen Miniſtern geſtand, er habe das Betragen des Gouverneurs Picton zu leicht gebilligt, behauptete indeß, Staatsgründe machten es ihm zur Pflicht, ſeine Creaturen zu ſchützen. Dieſe falſche Politik, welche die Strafloſigkeit der Agenten der Regierung bewirkt, macht ſie zu unerſättlichen abſcheulichen Tyrannen.

Hätte das Parlement den Proceß gegen Picton angefangen, ſo würde er den Brief des Miniſters vor-

gewiesen haben, und dieser dadurch in Verlegenheit gekommen seyn.

In der Lage der Dinge hielt es Fullarton für das Gerathenste, die öffentliche Stimme zu benutzen, und die Minister zu zwingen, Picton vor Gericht zu ziehen. Er hatte mehrere Original-Papiere aus den Protocollen nach England gebracht, welche die Bedrückungen und Grausamkeiten seines Vorgängers darthaten, und die nun im Druck erschienen; sie weckten dort das lebhafteste Interesse bei dem Publicum.

Die größte Schande erfuhr indeß Picton durch den Proceß, welchen Louisa Calderon gegen ihn 1804 erhob, weil sie, kaum zwölf Jahr alt, auf seinen Befehl die Tortur hatte ausstehen müssen. Sie führte die Aufsicht in dem Laden eines Mannes, der gesalzenes Fleisch, so wie auch Vieh verkaufte und dem Gouverneur gegenüber wohnte. Als dieser einst ausgegangen, fand er nachgehends einen Koffer erbrochen und alles Geldes beraubt; er fragte Louise, ob sie Niemand in's Haus hätte gehen sehen; sie erwiederte, mehrere seiner Bekannten seyen hineingegangen. Der Kaufmann jammerte, und machte so vielen Lärm über diesen Verlust, daß der Gouverneur dieß hörte, hierauf behauptete, Louise müsse davon unterrichtet seyn, und sein Handelscompagnon sey der Dieb. Er ließ Louise hohlen und versuchte, sie durch Versprechungen und Drohungen der Tortur zu dem Geständniß, jener habe dieß geraubt, zu vermögen: sie ward in's Gefängniß gebracht, und da sie nicht nach Willen aussagte, erlitt sie länger als eine

Dem zufolge ernannte die Regierung 1804 eine Commiſſion, um auf Trinidad die Angelegenheit von der jungen Calderon zu unterſuchen. Melville, jetzt wieder Miniſter, ließ ſie aus Leuten zuſammenſetzen, welche ihm zugethan waren, und zum Präſidenten den Gouvernenr Hislop*) ernennen, einen käuflichen und niedrig liederlichen Mann; der ſeit ſeiner Ankunft in der Colonie den Händen der Banquerottirer Picton's die Zügel der Regierung überlaſſen hatte.

An die Stelle der rechtlichen, von dem tugendhaften Fullarton in dem Conſeil oder ſonſt angeſtellten Leute traten bald ſchlechte oder ſelbſt von den andern Colonien entflohene Menſchen.

Zum höchſten Verdruß, und zum Ruin der Colonie ernannte Hislop zum Secretär der Regierung

*) Gegen die Mitte des Jahres 1796 ergab ſich die Colonie Demerary den Engländern, unter der Bedingung, daß ſie ihre alten Geſetze, ihren Gouverneur, und ihre obrigkeitlichen Perſonen behielte. Hislop, damals Major der Infanterie, ward vom General J. Whyte zum Commendanten der Garniſon ernannt. Kaum trat er ſeine Stelle an, ſo nahm er, den Geſetzen zuwider, Sitz in dem Conſeil der Colonie, und war den Berathſchlagungen hinderlich. Vergebens ward ihm vorgeſtellt, er habe gar kein Recht ſich in die Civilſachen zu miſchen. Der Oberrichter merkte, was Hislop wollte; das Conſeil ſtimmte nun für ihn auf ein ſilbernes Tafelgeſchirr, und eine Penſion von tauſend Pfund Sterling; ſeitdem miſchte er ſich nun nicht weiter in ihre Angelegenheiten.

Es ward indeß gegen Picton keine Sentenz erlassen, obgleich die Beschuldigungen erwiesen wurden, weil sein Defensor behauptete, er habe nach Spanischen Gesetzen geurtheilt und ein Englischer Gerichtshof könne daher nicht über ihn richten. Picton entkam jetzt auf die Art glücklich, doch mußte er eine Caution von 70,000 Pfund Sterl. erlegen, unter der Bedingung, sich persönlich zu stellen, wenn ein zweiter Proceß gegen ihn deßhalb angefangen würde.

Melville's Hoffnung, der Gerichtshof der königlichen Bank würde sich für incompetent erklären, über irgend einen Proceß zu urtheilen, den man gegen Picton wegen, während seines Gouvernements von Trinidad Statt gehabter Handlungen anstellen möchte, dem Grundsatz zufolge, er habe diese Colonie nach Spanischen Gesetzen regiert, gieng gar nicht in Erfüllung. Garrow überreichte nämlich jenem Gerichtshofe ein Memoire, worin er zeigte, es läge der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und der Nationalehre auf gleiche Weise daran, daß dieser große Proceß nicht bei Seite gelegt würde. Hierauf faßte man den Entschluß, Se. Majestät unterthänigst darum zu ersuchen, eine Commission auf Trinidad zu ernennen, um das Betragen von Picton zu untersuchen, und sich zu überzeugen, ob er sich wirklich nach Spanischen Gesetzen gerichtet, bei der Strafe, welche die Calderon auf sein Geheiß erlitt, so wie bei andern Criminalfällen, in Hinsicht deren man seinen Proceß in England instruiren müsse.

Dem zufolge ernannte die Regierung 1804 eine Commiſſion, um auf Trinidad die Angelegenheit von der jungen Calderon zu unterſuchen. Melville, jetzt wieder Miniſter, ließ ſie aus Leuten zuſammenſetzen, welche ihm zugethan waren, und zum Präſidenten den Gouvernenr Hislop*) ernennen, einen käuflichen und niedrig liederlichen Mann; der ſeit ſeiner Ankunft in der Colonie den Händen der Banquerottirer Picton's die Zügel der Regierung überlaſſen hatte.

An die Stelle der rechtlichen, von dem tugendhaften Fullarton in dem Conſeil oder ſonſt angeſtellten Leute traten bald ſchlechte oder ſelbſt von den andern Colonien entflohene Menſchen.

Zum höchſten Verdruß, und zum Ruin der Colonie ernannte Hislop zum Secretär der Regierung

*) Gegen die Mitte des Jahres 1796 ergab ſich die Colonie Demerary den Engländern, unter der Bedingung, daß ſie ihre alten Geſetze, ihren Gouverneur, und ihre obrigkeitlichen Perſonen behielte. Hislop, damals Major der Infanterie, ward vom General J. Whyte zum Commendanten der Garniſon ernannt. Kaum trat er ſeine Stelle an, ſo nahm er, den Geſetzen zuwider, Sitz in dem Conſeil der Colonie, und war den Berathſchlagungen hinderlich. Vergebens ward ihm vorgeſtellt, er habe gar kein Recht ſich in die Civilſachen zu miſchen. Der Oberrichter merkte, was Hislop wollte; das Conſeil ſtimmte nun für ihn auf ein ſilbernes Tafelgeſchirr, und eine Penſion von tauſend Pfund Sterling; ſeitdem miſchte er ſich nun nicht weiter in ihre Angelegenheiten.

einen jungen Irländischen Officier, Namens Holmes. Ist der Gouverneur in den Englischen Colonien träge, so versiehet der Secretär völlig dessen Stelle. Dieser war eben so thätig, als der Chef träge; der Gouverneur zog sich nun in ein nahe gelegenes Landhaus zurück, betrank sich dort, und überließ Holmes, der die Gerechtigkeit meistbietend verkaufte, Alles.

Es ward nun dort ein vollkommnes Proscriptionssystem eingeführt, unter andern auch der Hauptzeuge gegen Picton, Dahvis, unter dem Vorwande der Colonie gefährlich zu seyn, deportirt; man vermuthet, er ward in den Golf von Paria geworfen, da Niemand von ihm weiter gehört hat. Auf die Weise wagte es Keiner, bei der dem Scheine nach existirenden Commission gegen Picton ein Zeugniß abzulegen. Die zu dieser Junta gehörenden Richter hatten in einer Compilation von Gesetzen des Spanischen Indiens gefunden, man könne Personen über vierzehn Jahr alt, auf die Tortur spannen; doch muß man zur Ehre der Spanischen Nation gestehen, daß sie seit mehr als einem Jahrhundert dieß Gesetz nicht angewandt hat. Man glaubte einen großen Schritt zu Picton's Vertheidigung gethan zu haben, wenn man darthäte, die Calderon sey über vierzehn Jahr alt gewesen. Nun befahl Hislop dem Pater Angeles das Kirchenbuch vorzulegen, und man fand Fullarton's Extract richtig; hierauf gab man vor, Angeles sey von Fullarton bestochen, ein falsches Zeugniß in das Kirchenbuch einzutragen, wonach die Calderon drei Jahr jünger wäre; man nahm dem

Pater die Kirchenbücher mit Gewalt, riß ein Blatt heraus, und die Commission erließ jetzt eine Declaration, wornach es zwei Calderons dort gegeben, und die, welche die Tortur ausgestanden, über vierzehn Jahr alt sey; der Geistliche ward nun noch arretirt; und jene Declaration gieng nach London mit dem Beifügen, der von Fullarton beigebrachte Extract der Kirchenbücher sey falsch, oder gehe auf die zweite, die funfzehnjährige Calderon. Für den rechtlichen Mann ruhete indeß stets das nämliche Verbrechen auf Picton.

In dieser Zeit überreichte eine Versammlung von über drei hundert Einwohnern der Colonie, Spanier, Engländer, Franzosen, eine Bittschrift den siebenzigjährigen Geistlichen gegen eine Caution von mehrern *Millionen* loszulassen, um sich zu vertheidigen; allein man verdoppelte in Hinsicht seiner die Strenge, und er starb vor Kummer; indeß konnten alle angewandten Kunstgriffe Picton's Proceß dennoch nicht aufhalten, und er ward von dem Hofe der königl. Bank zu einer Geldbuße von tausend Pfund Sterling, zu Gunsten der armen Calderon verurtheilt. Nach den Landesgesetzen wäre er an den Galgen gekommen. Durch den Einfluß der Minister, ist er bis zu diesem Augenblik wegen seiner übrigen Verbrechen unbestraft geblieben.

Andere Abscheulichkeiten erhöheten noch die Trauer in der Colonie im Jahr 1806. Der Neger Fayence, in dem Bürgerkriege von Martinique als Chef der Maron Neger und Verräther sehr bekannt, war einige Zeit vor dem Frieden von Amiens mit Godin Soter,

dem Chef der Bande, nach Trinidad gekommen, da sie dort wegen der Ermordungen nicht bleiben konnten. Es zeigten sich Spuren von Mißvergnügen unter den bewaffneten Negern; auf Fayence fiel der Verdacht, er reize sie zum Aufstand, und als einen gefährlichen Menschen erschoß ihn nun sein eigener Gefährte Gov. Soter von hinterwärts auf der Jagd.

Eben so hatten zwei Negergenerale, ehemals im Dienst von England auf Sanct Domingo, diese Colonie 1802 verlassen müssen. Die Einwohner von Jamaica wollten sie dort nicht, weil sie fürchteten, der Anblik von Negern mit der Generalsuniform, würde die Sclaven zum Aufstand bringen. Aus diesem Grunde von allen Englischen Colonien entfernt, kamen sie nach Trinidad, wo sie in der Generalsuniform erschienen: man hegte hier dieselbe Furcht, und sie erhielten von Hislop Befehl, sich nach der Insel Gaspar zu begeben; es ward indeß binnen Kurzem bekannt, Soter habe sie in's Meer werfen lassen.

Kurz darauf langte im Port d'Espagne ein Schiff aus Macao an, mit hundert achtzig Chinesen, sechs Muskatbäumen, und einigen Chinesischen und Indischen Fruchtbäumen. Dieß war noch eine Wohlthat des Obersten Fullarton, der, als er Gouverneur dieser Colonie geworden, es beim Ministerium bewirkt hatte, ihm diese Leute dorthin zu senden, um die Künste der Chinesen dort einzuführen und es zu versuchen, dieß Land durch freier Menschen Hände bestellen zu lassen. Man denkt sich leicht, daß, nachdem seine Feinde die Regie-

rung an ſich geriſſen, ſie Alles anwandten, damit dieſe ehrenvolle Unternehmung mißglükte. Indeß dienten doch die Ankunft dieſer Chineſen und die Expedition des Generals Miranda nach Carracas zu einer glücklichen Unterbrechung der Blutſcenen, welche die Colonie in tiefe Trauer verſetzten.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Neger und Indier.

Den ersten Theil dieses Kapitels Teutschen Lesern wörtlich vorlegen zu wollen, hieße sie nur an längst bei uns bekannte Sachen erinnern. Was uns Camper, Sömmering und andere Naturforscher über die Neger gesagt haben, ist hier ziemlich weitläuftig wieder vorgetragen, z. B. die Annäherung der Form des Kopfes zu der des Affenkopfes; ebenfalls das meiste, was uns über die Farbe der Haut bekannt ist, so wie endlich auch die Vorspiegelungen von der vermeinten Stupidität und Gefühllosigkeit der Schwarzen.

Indeß gehört Hr. Lavayssé unter die billigen Beurtheiler dieser Menschen-Rasse. Er gestehet den Negern sowohl Gefühl als Talente zu, und spricht dabei aus Erfahrung; in sofern ist sein Vortrag kein unbedeutender Zusatz zu dem, was mehrere gründliche Naturforscher und Anthropologen Vortheilhaftes von den Schwar-

zen gelehrt haben. Einiges von dem, was der erste Theil dieses Kapitels vorträgt, verdient hier indeß besonders angezeigt zu werden. Nachdem der Einfluß des Klimas auf den Neger im Allgemeinen zugestanden ist, wird bemerkt, wie viele Varietäten auch bei dieser Menschenrasse Statt finden. Einmal sind die Negervölker im Aeußeren sehr von einander verschieden. So finden sich mehrere, welche weniger hervortretende Backenknochen und Lefzen, so wie eine gut gebildete, nicht geplätschte Nase haben, ein Fall, der sich besonders schon bei einigen Congo-Nationen zeigt.

In Ansehung der Geistesfähigkeiten trifft man eben so bedeutende Verschiedenheiten. Allerdings, sagt Lavayssé, giebt es viele Neger von wirklicher Stupidität. Hierher gehören ihm zufolge, besonders die Mocos, die Quaquas, die Ibos oder Ebos Schwarzen, also hauptsächlich Völker auf Guinea an der Quaqua- und Beninküste; dagegen findet man die Mandingos, die Foulahs, also an der Westseite unfern des Senegals, so wie wiederum die Neger von Mozambique gutartig, gescheidt und talentvoll *); bare als Merkwürdigkeit verdient hier angezeigt zu werden, daß die Creolneger d. i. die auf den Inseln oder in Westindien gebornen Neger sowohl an Körper, als an Geist ihren Vorältern überlegen sind. Es giebt hierunter mehrere von der schönsten Bildung, und bei ver-

*) Indeß war doch Gustav Wele aus dem Inneren von Benin ein sehr gescheidter Mann.

schiedenen Köpfen, welche Lavayssé gemessen, hatte der Winkel der Gesichtslinie sogar 30 Grad *).

Nachdem nun der Verf. ziemlich umständlich angezeigt hat, daß bei allen bisherigen Systemen über die Varietäten des Menschen und seiner Verstandsfähigkeiten, besonders aber in Rücksicht der Neger, sehr bedeutende Ausnahmen Statt finden, so daß ihm auch in dieser Hinsicht Gall's letzte Arbeiten kein Genüge leisten, zeigt er noch folgendes an, was ihm ein sechszehnjähriger Aufenthalt in den Westindischen Colonien lehrte.

Er überzeugte sich bestimmt, daß der Moco- oder Jboneger, sowohl in Rücksicht des Körpers, als besonders der Geisteskräfte, eben so sehr von dem Man-

*) Nur für einige Leser sey es hier gesagt, daß dieser Winkel, den wir dem treflichen Camper verdanken, ihm zufolge gebildet wird, durch das Zusammentreten zweier Linien am Thierkopfe gedacht, wovon die Grundlinie horizontal vom Gehörgange bis zum untern Theile der Nase fortläuft, die andere, die eigentliche Gesichtslinie, dagegen von der obersten Stirn längs dem Nasenbein mit jener gerade in der Gegend der Zähne zusammentrifft. Bei dem schön geformten Menschenkopfe, macht sie bis auf 90 Grade. Die schönsten Köpfe der Jdeale gehen bis über 95°; das Maximum setzt Camper auf 100°; beim Neger hält dieser Winkel 70° und minder; beym Ourang 58, bei andern Affen einige 40 und weniger; je kleiner der Winkel, desto deutlicher spricht sich die Thierheit aus. Daß auch hierbei Spielraum und Ausnahmen Statt haben, wird jeder, einigermaßen Sachkundige, einsehen; dennoch ist die Jdee im Ganzen sehr glücklich.

bingo- oder Coromantin- oder Mozambik-Neger übertroffen werde, als der Kalmuck von dem Europäer.

Ebenfalls ward ihm die Erfahrung der Pflanzer Westindiens zur Gewißheit, daß die Creol-Neger (dort geborene Neger) nicht nur jene ersten weit übertreffen, sondern daß sich überhaupt die Rasse der Schwarzen mit den Jahren d. i. mit ihrer Fortstammung, auf den Inseln stets am Körperlichen und am Geistigen mehr und mehr veredelt.

Mehrere von ihnen zeigten einen sehr hellen Verstand. Dabei gehet aber den Creol-Negern jener natürlich-gutartige Blick, und jenes gutmüthige Lächeln verloren, wodurch sich der Original-Neger der ersten hinübergeführten Afrikaner so einnehmend auszeichnet. Die Kormantiner unterscheiden sich besonders durch ihren Stolz im Gange und im Blick, ohne jedoch irgend etwas Wildes zu äußern. Die Mandingos, Fulier und Mozambiker, durch die Sanftmuth des Auges und gutmüthiges Lächeln; die Mocos und Ibos durch eine sehr eng zulaufende Stirn, kleinen Kopf, hervortretende Zähne und ausdruckslose Augen; die Creol-Neger aber überhaupt durch Züge von Freiheit und List, die sie wohl hauptsächlich dadurch annehmen, daß sie von Jugend auf den Kindern der Weißen schmeicheln. Ein Creole von Martinique, Hr. Blanchetière-Bellevue, der sich ebenfalls in der Nationalversammlung auf das tallentvolleste auszeichnete, hat eine Sammlung von Sprüchwörtern, Maximen und Liedern der Creolen-Mulatten zusammengebracht, die man völlig

denen eines Epictet und Cervantes, so wie unsern geistreichsten Liedern zur Seite setzen kann.

Erwähnte man, um die Neger in schlechtem Lichte darzustellen, ihre Grausamkeiten gegen die Weißen, gegen die Pflanzer in den Colonien, so ist es hinreichend, sich der Lage der unglücklichen Schwarzen unter der Herrschaft der dortigen Weißen zu erinnern. Wenn man die Schauder erregenden Berichte eines Nicols, Wilson, Clapson, Ree, Hall, Cooc, Tottenham, Roß und vieler andern gültigen Augenzeugen, in den berühmten Acten der, England so ehrenvollen, Untersuchungen über die Behandlung der Neger, und über den Negerhandel selbst, mit Achtsamkeit durchgehet, oder auch die Schriften eines Stedman, Young und Edwards lies't, so wird man nicht nur nicht mehr über die Grausamkeiten der Neger gegen die Weißen klagen, sondern vielmehr erstaunen, wie jene unglücklichen Sclaven nicht weit häufiger sich empören, und nicht weit wüthender die Weißen, im Fall sie einmal obsiegen, nach dem Wiedervergeltungsrecht, behandeln. Und eben in diesen Schriften finden sich zugleich mehrere der sprechendsten Beweise, sowohl von der Treue und Gutmüthigkeit, als von dem richtigen Urtheil und der schnellen Geistesgegenwart der Negersclaven; von den Verstandskräften der Schwarzen überhaupt, so wie von denen der Creolen, haben wir aber unwiderlegliche Beweise, sowohl durch die Schriften eines Wasa, Capt. Moor, Mrs. Philip und Draper, als auch durch die öffentlichen Aemter, welche einigen von ersteren mit dem glücklich-

ſten Erfolg anvertrauet wurden. Man findet das Weſentlichſte über den Werth der Neger, als Menſchen, in Gregoire's Schrift: die Neger, ein Beitrag zur Staats- und Menſchenkunde. Aus dem Franzöſiſchen. Berlin 1809 zuſammengeſtellt.

Auch Lavayſſé war mehrmals in der Lage, ſich von der guten Denkart der Neger zu überzeugen, wie folgende Beiſpiele es beweiſen. In den Kriegen auf Martinique, gerieth er bei einer Excurſion plötzlich in die Hände einer Negerpatrouille. Er ſah nichts gewiſſers als ſeinen Tod vor Augen, als plötzlich einer derſelben ausrief: „nein, dieſer Weiße ſoll nicht ſterben, denn er rettete mich vormals vom Tode, als ich, wiewohl völlig unſchuldig, eines Diebſtahls angeklagt wurde. Nachdem er ihm den wahren Thäter jenes Verbrechens, der ſich gerade unter dieſen Negern befand, gezeigt hatte, ward der Franzoſe auf's herzlichſte aufgenommen.

Einen ähnlichen Fall erlebte er in dem Kriege auf St. Lucie; hier hatten die feindlichen Neger ſchon mehrere Male auf ihn geſchoſſen, und da er nicht getroffen, aber von ihnen gefangen wurde, und ſicher niedergehauen wäre, ſo entkam er dem Tode bloß dadurch, daß ſich einer von ihnen erinnerte, Lavayſſé habe ihn in vorigen Zeiten ſtets freundlich aufgenommen, ihm ſelbſt einen Stuhl zum Sitzen angeboten.

Sodann kommen hier Beiſpiele von außerordentlicher Empfindlichkeit oder vielmehr ſonderbarer Ehrliebe und Eitelkeit der Neger vor. So verträgt z. E. ein

Neger weit lieber Stockschläge, als einen verächtlichen Seitenblick. Der Stolz der Schwarzen artet aber im Sclavenzustande oftmals in die lächerlichste Eitelkeit aus. Ein junger Negersclave, der sich in Frankreich endlich bequemt hatte, zur katholischen Religion überzugehen, ward am Tage seiner Taufe von den Pathen mit einigen Thalern beschenkt. Er war zu dieser feierlichen Handlung neu gekleidet, frisirt und gepudert. Als nun der Taufactus vorüber war, suchte er sofort ein Paar Portchaisenträger zu bekommen, setzte sich in die Portchaise, ließ die Fenster herab und befahl, ihn durch alle Straßen von Blois zu tragen. Er steckte dann unaufhörlich den frisirten Kopf nach jeder Richtung zum Fenster hinaus, um überall seine Frisur bewundert zu sehen, und opferte dieser Eitelkeit sein ganzes Pathengeschenk auf.

Es ist übrigens merkwürdig genug, daß Gall die Organe, welche dem Sinne des Hochmuthes und der Eitelkeit gewidmet sind, bei den Negern ganz besonders stark oder ansehnlich fand.

Auch unser Verfasser ist davon, wie alle ächte Philantropen und Sachkenner überzeugt, daß die gute Behandlung der Sclaven dem Eigenthümer sehr vortheilhaft ist, denn hierdurch werden nicht nur die Neger länger erhalten, sondern ihre Population nimmt sichtlich zu. Dahingegen auf den Inseln, woselbst die Sclaven hart behandelt werden, z. B. auf Trinidad und Grenada von dreißig jungen Negern, fünf Jahre nach dem Einkauf, kaum sechse sich noch gesund und brauch-

ter befinden. Eben von der ſchlechten Nahrung und harten Behandlung, ſagt er, rühren die beiden Hauptlaſter der Sclaven, das Kinderabtreiben und der Selbſtmord durch Gift her; im letztern Fall pflegen ſie ihre Kinder zuerſt zu vergiften. Uebrigens iſt er, wie mehrere Sachkundige, nicht für plötzliches Abſchaffen der Sclaverei, ſondern nur für beſſere Geſetze, die eine gute Behandlung der Sclaven zur Pflicht machen.

Von den Indianern oder Eingebornen der Inſel Trinidad; von denen von Guiana und der Capitanerie von Carracas.

Ich theile die Eingebornen des Strichs des ſüdlichen America längs den Küſten zwiſchen der Mündung des Amazonenfluſſes und des Orinoco, und von dieſem Fluſſe an bis zum Cap de la Vela, mit Inbegriff derer, welche ehemals die Antillen bewohnten, in zwei große Claſſen oder Hauptkaſten, die der Caraïben und die der Parias. Die Arrouagas, Arraoukans oder Arraouaks (je nachdem dieſe Worte von den Spaniern, den Engländern oder Franzoſen ausgeſprochen werden, die ich aber richtig Arrooucs ſchreibe), die Galibis oder Galibites, die Guaraoüns und die Guahiros oder Guaxiros ſcheinen mir Stämme der ſchönen Caraibiſchen Nation oder Raſſe zu ſeyn. Viele Stämme werden mit großer Verachtung von den Caraiben und den Arrooucks, den beiden gegen einander eiferſüchtigen Hauptnationen

dieſes Theiles des ſüdlichen America, behandelt. Merkwürdig iſt es, daß der Stamm oder die Kaſte, wofür ſie die meiſte Verachtung hegen, Paria heißt.

Es ſcheint, daß ſich die Urnation vor der Eroberung der Europäer in eine große Menge Stämme getheilt habe, welche ſich durch Gewohnheiten und Sprachen, Wirkungen von Localurſachen und Nationalhaß, von einander unterſchieden.

Ehe ich mir hier einige Vermuthungen in Hinſicht des Urſprunges dieſer Völker erlaube, iſt es wohl paſſend, dasjenige beizubringen, was der Reiſende Rochefort, welcher die Antillen gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts beſuchte anführt. Nach deſſen histoire naturelle et morale des Antilles *) waren die Caraiben ſeiner Zeit eben ſo unwiſſend in Hinſicht ihres eigenen Urſprunges, als in Rückſicht der Monumente des Alterthums, auch eben ſo wenig neugierig, was die Gegenwart, als was die Zukunft betraf. Ihm zufolge vermeinten ſie meiſtentheils von den Galibis oder Galibites abzuſtammen, ihren Alliirten und großen Freunden und Nachbarn der Arrouaks, in dieſer unter dem Namen Guiana bekannten Gegend und Provinz. Das Franzöſiſche Wort iſt erſt aus dem Indiſchen Duaïana verſtümmelt, welches die Spanier Guïana ſchreiben. Die, welche dieſer Meinung über den Urſprung der Caraiben beitreten, gründen ſich auf die Gleichförmigkeit der Sprache, des Aberglaubens und der Sitten, die

*) Tom. II. p. 14. Lyon, 1677.

man noch im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, zwiſchen den Galibis des ſüdlichen feſten Landes und den Caraiben auf den Inſeln wahrnimmt. Dieſe waren nicht unter ſich eins über die Urſache, welche die Auswanderung ihrer Vorfahren veranlaßte, noch über das Datum dieſer Begebenheit. Folgendes erzählten die Bewohner von St. Vincent dem Hrn. von Montel, der dieſe Inſel gegen die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts beſuchte. Alle Caraiben waren ehemals den Arrovuaks unterworfen und gehorchten ihren Fürſten. Es ſcheint, als ob ſie damals eine, einer andern zinsbare, Nation waren. Dieſes ſchrecklichen Joches überdrüſſig, lehnten ſie ſich auf, und um in Ruhe und ſicher vor ihren Feinden leben zu können, zogen ſie ſich nach den Antillen zurück, die um die Zeit ganz wüſte waren. Nach eben dieſer Sage wäre Tabago die erſte Inſel geweſen, die ſie bewohnt hätten, und von dort hätte ihre Bevölkerung zugenommen und ſich über die anderen Inſeln dieſes Archipels verbreitet. Die übrigen, noch zurückgebliebenen Galibis, ſetzt dieſe Tradition hinzu, ſchüttelten ſeitdem das Joch der Arrovuaks ab, und ſtark genug um ihren Feinden Widerſtand zu leiſten, behaupteten ſie ſich im Lande. Im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts bildeten ſie mehrere Völkerſtämme, die genau mit den Galibis der Inſeln oder den Caraiben verbunden waren.

Nach einer andern Tradition, welche der Engländer Biſtock, ein Coloniſt von Florida im ſiebenzehnten Jahrhundert geſammelt, und den der nämliche Ro-

chefort anführt, wären die Antillen von einer Nation bevölkert worden, welche Florida bewohnte, und die daraus durch die Nation der Apalachiden vertrieben wurden. Dieſe Ausgewanderten hätten den Namen Caraïben geführt. Sie wären nach den Lucayſchen Inſeln gegangen, und die erſten der Inſeln, welche ſie bewohnt, wären Sainte-Croix, und die, welche heut zu Tage Portoricco heißt, geweſen, von wo ſie ſich dann über die übrigen Inſeln verbreitet und ſelbſt Guiana bevölkert hätten. Wie man ſiehet, läuft dieſe Tradition der vorigen gänzlich entgegen. Nach jener hätten ſich die, von dem ſüdlichen feſten Lande vertriebenen, Caraïben nach der Inſel Tabago begeben, von wo ſie nach den Antillen fortwanderten, und der andern zufolge wären ſie nach den Lucayſchen Inſeln gegangen, nachdem ſie aus Florida vertrieben waren, und gegen die Winde und die Ströme bis nach Portoricco und St. Croix gekommen; und hätten ſich, als die Bevölkerung wuchs, auf die übrigen Inſeln verbreitet, zuletzt auf Tabago, von wo dann das feſte Land von Guiana durch ſie bevölkert wäre.

Endlich nach einer dritten Tradition ſollen die Caraïben die Antillen von der Nation der Arrooukes erobert, und deren Männer getödtet haben, um die Frauen zu heirathen. Die Sprache der Eroberer wäre von einer Generation zur andern nur auf die männlichen Kinder übergegangen und der Gebrauch ſey den Mädchen ganz verboten geweſen. Nie hat eine Reiſe-Nachricht mehr das Gepräge der Abſurdität an ſich getragen. Da

angesehene Geschichtschreiber sie stets wiederhohlt haben, so redete ich zu Zeiten darüber mit den Caraïben, welche indeß jedes Mal darüber lachten. Warum sollte die caraïbische Kette nicht vor der großen Katastrophe bewohnt worden seyn, welche sie vom festen Lande von America trennte, und Inseln daraus bildete? Die Tradition einer Wasserfluth, die alle Völker traf, ist ja bis auf diese gekommen, und stellet dieß Ereigniß als die Wirkung der göttlichen Rache dar.

Man muß gestehen, einige dieser Sagen haben ganz das Ansehen, als rührten sie von Europäischen Schriftstellern des 17ten Jahrhunderts her, die bei ihren Zeitgenossen für Leute gelten wollten, die mit gelehrten Untersuchungen beschäftigt wären. Ihre Schriften tragen den Stämpel der Leichtgläubigkeit, des Enthusiasmus und der Unwissenheit an sich. Rochefort, der die Mährchen seiner Zeit sammelte, um sie in eine Art von historischer Form zu bringen, ist voll offenbarer Widersprüche in seinen Raisonnements. Nachdem er z. B. angeführt, die Caraïben des festen Landes hätten die wüsten Antillen bevölkert, erwähnt er kurz darauf, daß sie einen Stamm der Arrouaken ausgerottet hätten, welche die Bewohner derselben waren. Man findet indeß in seinem Werke, so wie in dem von Bistock, von dem er mit großem Lobe redet, einige interessante Thatsachen für solche Gelehrte, die sich mit Untersuchungen über den Ursprung und die Geschichte der barbarischen Nationen beschäftigen; man stößt darin auf einige Worte und Thatsachen, welche ihre Neugierde und ihre Nach-

forſchungen wecken können, z. B. die Worte: „Caraïben und Amana," die den Völkern von Florida und dem mittägigen America gemein ſind, ſo wie auch den Ebenen dieſer beiden, von einander ſo entfernt gelegnen Länder. Man lieſet dort auch noch, daß die Floridaer die Sonne anbeteten; und ſonderbar genug, daß die Mannsperſonen ihr nicht denſelben Namen als die Weiber gäben. Von jenen wird ſie Huyeyou, von dieſen hingegen Kachi genannt. Die Sonne war das gute Urweſen dieſer Völker; ſie erkannten auch ein ſchlechtes an, und nannten dieß Mabouya; gaben dieſen Namen auch den Champignons und den Giftpflanzen im Allgemeinen. Es giebt noch auf den Antillen, z. B. auf Sainte-Lucie Berge, welche den Namen Mabouya führen. Sie brachten, an hoch gelegenen Orten, dem guten Geiſte Opfer von kleinen Reben; dem Mabouya hingegen in den Höhlen. Die Caraiben verehrten auch wohlwollende Gottheiten, die dem oberſten Weſen untergeordnet waren. Denen zufolge, welche dieſe Traditionen während des ſiebzehnten Jahrhunderts geſammelt, hätten die Frauen den niederen wohlwollenden Gottheiten dieſelben Namen, als die Männer gegeben, und ſie Tchemúm und im Pluralis Tcheminum genannt. Die Männer hätten die guten höheren Weſen einer geringeren Ordnung Jeheiri, im Singular und Plural genannt. Dieſe Namen findet man noch in den abergläubiſchen Sagen der Wilden, welche in den Umgebungen des Orinoco, und in den Thälern der Küſten-Gebirge von Cumana leben, ſelbſt unter vielen von denen, welche mit den Miſſionarien häufigen Umgang haben.

Ich habe nie bemerkt, daß ſie den guten Geiſt oder das große Weſen verehren, während mehrerer Jahre, welche ich unter ihnen in der Stelle eines Oberen hingebracht habe, und wo ich ſo großes Zutrauen genoß, als ſie nur einem Weißen zugeſtehen können. Dem böſen Weſen hingegen bringen ſie große Opfer, eigentlich aber deſſen Prieſtern oder Zauberern, welche in ihren Perſonen alle Macht und Wiſſenſchaft vereinigen, indem daſſelbe Individuum die Functionen des Oberhaupts des Militärs und des Civile, eines Geiſtlichen und Arztes ausübt, bis ein feinerer und kühnerer Schurke deſſen Stelle einnimmt. Gleichwohl bringen dieſe Veränderungen weder Aufſtand noch blutige Scenen hervor. Da, vor der Ankunft der Europäer, die verſchiedenen Indianiſchen Stämme unter einander unabhängig waren, ſo führten ſie wahrſcheinlich Krieg gegen einander, und da erhielten dann ſicher Diejenigen die Obergewalt, welche die meiſte Schlauheit und den größten Muth zeigten. Ich habe davon ein merkwürdiges Beiſpiel auf der Inſel Trinidad geſehen. Seitdem indeß die kleinen Völkerſchaften durch die Nachkommen der Europäer unterworfen oder eingeſchränkt ſind, gelangt ein Indier nur durch Schlauheit und Schurkerei, zu der Oberherrſchaft unter den Seinigen. Der, obgleich blinde Sylveſtro, übte eine faſt unumſchränkte Herrſchaft über die Indier der nördlichen Inſel aus. Ich glaube, er war 1806 ungefähr ſechzig Jahr alt. Er hatte eine Augenkrankheit gehabt, und nun überredete ihn ein anderer Zauberer, ein unfehlbares Mittel zu haben, bließ ihm ein Pulver in die Augen, wodurch er ſich ſeines Geſichts beraubt ſah; als er nun fand, er ſey durch die

Tücke ſeines Arztes blind geworden, verſicherte er ihm, er würde wenige Tage nachher, dafür auf eine ſchmerzliche Weiſe ſterben. Dieß traf denn auch ein. Ob ihm nun zwar die Indier haßten, ſo übte er dennoch unumſchränkte Gewalt, lediglich durch die Furcht, welche er einflößte, aus. Hörte der verachtungswürdige Alte von einer ſchönen Indianerin, ſo befahl er dieſen, obſchon ſo eiferſüchtigen Männern, ſie ihm zuzuführen. Ein Indianer würde fürchten, ewig verdammt zu werden, wenn er einem Weißen als Jäger, Fiſcher oder Aufwärter, ohne Erlaubniß von Sylveſtro diente. Als ich in ſeiner Nachbarſchaft die Stelle eines Corregidor verſah, wodurch ich einige Gewalt über ihn erhielt, ſuchte ich durch Ueberredung die Furcht der Indier vor ihm zu verſcheuchen. Als er ſah, daß ſein Anſehen wankend ward, ließ er ſich zu mir führen, und bot mir an, die Gewalt mit ihm zu theilen; dem Scheine nach gieng ich in ſeine Abſichten ein, unter der Bedingung, mich von ſeinen geheimen magiſchen Künſten zu unterrichten; ich machte ihn bei Tiſche durch Wein treuherzig, und ließ mehrere der leichtgläubigſten Indier, in ein an das meinige ſtoßende Zimmer treten, von wo aus ſie uns ſehen und Alles hören konnten. Er ſetzte mir ſeine Kunſt Krankheiten, Wunden u. ſ. w. durch Pflanzen zu heilen, aus einander, gab indeß zugleich zu, daß hierin ſeine ganze Hexerei beſtünde; geſtand ebenfalls, er habe den, der ihn neulich des Geſichts beraubt, vergiften laſſen, und er ſelbſt ſey der Teufel oder der große Mabouya, und daß die Peters weit geſchicktere Hexenmeiſter wären, als er. Ich wandte mich nun an die anweſenden Indianer, daß ſie

ſähen, wie er ſie zum Beſten habe, und dieſe ſchimpften dann auf ihn, und verwünſchten ihn, als er ſich wegführen ließ.

Im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts errichteten die Jeſuiten mehrere Miſſionen in dieſem Theile des ſüdlichen America, und die Caraïben rückten der Civiliſation in dem Grade näher, als dieß ihre, durch ein heißes Klima veranlaßte Trägheit zuließ, wo der Boden von freien Stücken und ohne Arbeit, eine große Menge zur Nahrung des Menſchen paſſende Wurzeln und Früchte darbot; wo die Holzungen voll von Wildpret ſind, die Flüſſe und Küſten einen Ueberfluß an Fiſchen gewähren. Mit dieſen natürlichen Vortheilen verbinden die Caraïben die Cultur einiger Pflanzen, z. B. des Bananenbaums, des Igname, Dioscorea alata, der ſogenannten ſüßen Batate, Convolvulus Batata, des Manioc, des Mais u. ſ. w. Die Fruchtbarkeit des Erdbodens iſt ſo groß, daß ſieben bis acht Tage einer mäßigen Arbeit im Jahre, in Ueberfluß einem Caraïben alle Vegetabilien zu ſeiner Nahrung liefern. Jagd und Fiſchfang, welche ihm Bewegung und Vergnügen machen, ergänzen, was ihm noch abgehet. Gewöhnlich lebt eine Familie vierzehn Tage von dem, was man an einem einzigen gejagt, oder an Fiſchen gefangen hat. Was nicht friſch aufgezehrt werden kann, wird eingeſalzen oder geräuchert.

Wie ſehr iſt doch das Schickſal des Indiers des ſüdlichen America, von dem des nördlichen verſchieden!

Dieſer pflanzt weder, noch ſäet er. Einige Früchte, etliche wilde, wenig ſaftige Wurzeln, machen ſeine ganze vegetabiliſche Nahrung aus. Zwar gewähren ihm während ſieben oder acht Monate der Dauer des Frühjahrs, des Sommers und des Herbſtes, die Waldungen Wild, die Seen und Flüſſe Fiſche; allein während eines herben Winters von vier oder fünf Monaten, iſt ſein Schickſal bedauernswerth! Von Hunger dann gequält und gejagt, bringt er nebſt ſeiner Familie in das Innere der Holzungen, um Ochſen, Büffel und Rehe zu jagen. Es verſtreichen Wochen, ſelbſt ganze Monate, ohne daß er Mittel fände, auf dem mit Schnee bedeckten Erdboden Nahrungsmittel, oder einen Fiſch in den überfrornen Flüſſen und Teichen zu finden. Nichts deſto weniger hängt der Menſch der Natur leidenſchaftlich dieſer armen, herumſtreichenden, indeß aber auch freien Lebensweiſe an; mit Verachtung redet er von unſern Reichthümern, Kleidungsſtücken, unſern Paläſten, und verabſcheut unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen. Kann man jedoch erſt einen Keim von Civiliſation unter dieſe Völker bringen, ſo wird er darin ſicher ſchnelle und dauerhafte Fortſchritte machen. Es giebt in der phyſiſchen und moraliſchen Conſtitution der Eingebornen von Amerika, welche unter der Breite von Europa leben, eine Stärke des Charakters eine Anlage zu Abſtractionen und Combinationen und einen Geſchmack an der Beredtſamkeit, ſo wie auch eine Schönheit und Stärke des Körpers, wodurch ſie weit über dem trägen Eingebornen der heißen Länder dieſes nämlichen Continents, ſtehen. Einige Völkerſchaften

der Vereinigten Staaten, berechtigen in der Hinsicht zu den glänzendsten Hoffnungen; besonders die Illineſen, die Creeks und die Cherokeſen. Sie haben den ſchwerſten Schritt zur Civiliſation gethan. Waſhington hat das Glück gehabt, den Gebrauch des Pflugs bei ihnen einzuführen. Dieß große Werk iſt nachgehends, und wird noch jetzt fortgeſetzt, mit eben ſo großem Eifer als Einſicht von Franklin, Jefferſon, Madiſſon, Hawkins, Meigs, Halb und andern Bürgern der Vereinigten Staaten. Dieſe Nationen bauen nicht bloß Getraide, ſondern ſeit einigen Jahren auch Wein, und wird dieſe Cultur gehörig gehoben, ſo werden Florida und Louiſiana eines Tages ſo viel Wein gewähren, als dieſer Theil der neuen Welt gebraucht. Die Chirokeſen und Illineſen kennen die Künſte für die erſten Bedürfniſſe gar wohl; ſie haben bereits ihre Weber, welche ihre Wolle, den Hanf und die Baumwolle verarbeiten; Zimmer-Meiſter, Maurer und Schmiede. Es ſtehet zu hoffen, daß durch ihr Beiſpiel die benachbarten Nationen ebenfalls geſittet werden. Die Miſſionarien der Mähriſchen Brüder oder Herrnhuther, ſind durchgehends eingeführt, und haben aller Orten das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen gewußt. Nicht durch Myſterien, Dogmen oder pomphafte Ceremonien, haben ſie die Geiſtes-Cultur der Indier angefangen, ſondern im Namen des Gottes des Friedens und der Gnade, ihnen die Moral des Evangelii, das für jeden Grad von Einſicht geeignet iſt, beizubringen geſucht, um ſie zu beſſeren Geſchöpfen zu machen. Durchgehends, wo dieſe treff-

Dieſer pflanzt weder, noch ſäet er. Einige Früchte, etliche wilde, wenig ſaftige Wurzeln, machen ſeine ganze vegetabiliſche Nahrung aus. Zwar gewähren ihm während ſieben oder acht Monate der Dauer des Frühjahrs, des Sommers und des Herbſtes, die Waldungen Wild, die Seen und Flüſſe Fiſche; allein während eines herben Winters von vier oder fünf Monaten, iſt ſein Schickſal bedauernswerth! Von Hunger dann gequält und gejagt, bringt er nebſt ſeiner Familie in das Innere der Holzungen, um Ochſen, Büffel und Rehe zu jagen. Es verſtreichen Wochen, ſelbſt ganze Monate, ohne daß er Mittel fände, auf dem mit Schnee bedeckten Erdboden Nahrungsmittel, oder einen Fiſch in den überfrornen Flüſſen und Teichen zu finden. Nichts deſto weniger hängt der Menſch der Natur leidenſchaftlich dieſer armen, herumſtreichenden, indeß aber auch freien Lebensweiſe an; mit Verachtung redet er von unſern Reichthümern, Kleidungsſtücken, unſern Paläſten, und verabſcheut unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen. Kann man jedoch erſt einen Keim von Civiliſation unter dieſe Völker bringen, ſo wird er darin ſicher ſchnelle und dauerhafte Fortſchritte machen. Es giebt in der phyſiſchen und moraliſchen Conſtitution der Eingebornen von Amerika, welche unter der Breite von Europa leben, eine Stärke des Charakters eine Anlage zu Abſtractionen und Combinationen und einen Geſchmack an der Beredtſamkeit, ſo wie auch eine Schönheit und Stärke des Körpers, wodurch ſie weit über dem trägen Eingebornen der heißen Länder dieſes nämlichen Continents, ſtehen. Einige Völkerſchaften

letzteren mit dem Orinoco. Dieß ist in der That ein bezaubernder Ort, und verdient wohl, die Residenz der Jesuiten, die ihn stifteten, gewesen zu seyn. Hier sah ich, als ich durchkam, einige Gemälde von den Geistlichen, welche die Capuziner, ihre Vorfahren, in Ehren gehalten hatten. Diese Gemälde, obgleich von schlechten Malern gearbeitet, sind, wie alle Gemälde der Jesuiten, die ich gesehen habe, Bildnisse von mehr oder weniger geistreichen Männern, ausgenommen das ihres Stifters, des heiligen Ignaz, der, was Allen unbegreiflich ist, die Physiognomie eines Narren hat.

Es ist eine auffallende und eben nicht erklärbare Anomalie in der Geschichte des menschlichen Geschlechts, daß eine Gesellschaft, deren vorzüglichster Charakter List und Politik waren, den irrenden Ritter Don Quixotte der heiligen Jungfrau Maria zum Stifter hatte. Aber nicht Allen ist es bekannt, daß der wirkliche Stifter und Urheber der Einrichtungen der Gesellschaft, weder ein Narr noch ein Enthusiast war; er hieß Jacob Laines. Er entwarf die Statuten, nach welchen die Societät aus Politikern, Gelehrten und Heiligen bestehen sollte. Man hat die Jesuiten beschuldigt, als hätten sie die Fortschritte der Aufklärung hemmen wollen, allein man hat sich getäuscht. Sie wollten das Studium der Wissenschaften nach ihren Ansichten und Grundsätzen modificiren und leiten. Als man diese Societät zerstörte, wollte sie den Gang der philosophischen Wissenschaften eben so leiten, wie sie die literärische Erziehung geleitet hatte. Dieß erhellet aus der schönen

lichen Missionarien, deren Sitten und Cultur uns die ursprüngliche Kirche wieder zurückrufen, hingedrungen sind, fühlt man ihren wohlthuenden Einfluß. Wie viel verdanken ihnen nicht die Schwarzen der Dänischen Inseln St. Cruz und St. Thomas, der Englischen Besitzungen Antigoa und St. Vincent, so wie auch die der Holländischen Colonien Surinam und Demerary. Sie sind ihre Lehrer und trösten sie wie Freunde. Durch sie sind bereits Aberglauben, so wie die damit gewöhnlich verbundenen Laster und Verbrechen verschwunden.

Die Jesuiten hatten ohne Zweifel große Fortschritte gemacht; sie beeiferten sich mit einer bewundrungswürdigen Einsicht und Beharrlichkeit, den Wilden Geschmack für Ackerbau und für diejenigen Künste einzuflößen, die dem Ackerbau unentbehrlich sind, und obgleich die späteren Anstalten nicht so gut eingerichtet und verwaltet worden sind, als die ihrigen, so muß man dennoch der Wahrheit gemäß gestehen, daß es im südlichen America Missionen giebt, worin eine große Ordnung herrscht, und in welchen die Indianer so glücklich leben, als die Natur des Menschen es verstattet. Ich hatte Gelegenheit, Missionen auf der Insel Trinidad und in den Provinzen der Generalstatthalterschaft von Carracas näher kennen zu lernen. Eine der interessantesten ist die des heiligen Joseph, fast am Fuße der Ithamakischen Gebirge gelegen. Sie liegt am Ufer eines schönen Flusses, der sich in den Coroni ergießt, ohngefähr 7 Myriameter von dem Zusammenflusse des

wälde, drängten sich zusammen meiner Seele in einer wilden Ordnung auf; sie ward davon ergriffen, erschüttert, und es war mir, als sähe ich, in die Vorzeit versetzt, die Gesellschaften, die Völker, die Reiche sich bilden, sich vergrößern, sich wieder auflösen, dahin schwinden, sich folgen gleich dem Gewölk des Himmels.

Als die durch bezaubernde Scenen hervorgebrachte Begeisterung vorüber war, richtete ich meinen Blick auf die innere ökonomische Einrichtung der Commission, und meine Vernunft wurde eben so befriedigt, als meine Einbildungskraft entflammt gewesen war. Ich finde mich glücklich, diesen guten Spanischen Missionären Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können, und es ist für mich eine süße Pflicht, die Verläumdungen zu widerlegen, denen sie in America und Europa ausgesetzt sind. Ich will meinen Lesern einen Begriff von einer Mission in den Spanischen Provinzen machen. In einer solchen Mission leben vier, fünf hundert bis tausend Indianer in einem sehr regelmäßig und am Ufer eines Flusses gelegenen Dorfe. Das Oberhaupt dieser Colonie hat den Titel Corregidor. Dieß ist eine Art Statthalter, oder um es richtiger auszudrücken, eine Magistratsperson, die in diesem Lande das Amt eines Unter-Präfecten, eines Friedensrichters und eines Maires in sich vereinigt. Die Corregidors der Indianer werden von dem Vizekönige in den Vizekönigreichen, und durch die Generalcapitäne in den Generalhauptmannschaften erwählt. Diese Stellen sind in den Spanischen Colonien nicht sehr einträglich, gewähren aber das

meiſte Anſehen. Dieſer Corregidor hat unter ſeinem Befehl mehrere Alcaden oder Munizipalbeamten, die zugleich Friedensrichter ſind. Der Corregidor und dieſe Alcaden ſind Weiße, die man unter den geachtetſten und aufgeklärteſten Gutsbeſitzern des Landes auswählt. Es giebt auch in jeder Miſſion eine gewiſſe Anzahl von Indianiſchen Alcaden, die dem Corregidor und den weißen Alcaden untergeordnet ſind. Dieſe Kupferfarbigen Magiſtratsperſonen ſind ſehr ſtolz auf ihre Stellen, auf ihre Tracht und auf ihre Commandantenſtäbe. Sie gleichen der Tracht und dem Stabe nach den weißen Magiſtratsperſonen. Die Hierarchie endigt ſich mit den Alguazils oder Rathsdienern.

Der Ackerbau, ſo wie der Kunſtfleiß der in den Miſſionen vereinigten Indianer, iſt hauptſächlich auf eßbare Pflanzen, die wir weiter oben genannt haben, gerichtet. Sie bauen Bananen, Kartoffeln, den Manihoc, Mais, Ignamswurzel u. ſ. w; auch treiben ſie mit einigen andern Gegenſtänden, wie z. B. Baumwolle, Indigo, mit grober Leinwand einen kleinen Handel. Noch weiß man von keinem einzigen Indianer, der Neigung gehabt habe, ein Kaufmann zu werden. Sie verkaufen dieſe Gegenſtände an Gaſtwirthe, die ſich in dieſen Miſſionen niedergelaſſen haben, und die zu gleicher Zeit Eiſenkrämer, Leinwandhändler, Gewürzkrämer ſind. Alles was die Indianer gewinnen, wird in die Coffer der Kaufleute beigelegt, denn die Indianer ſparen nie etwas auf.

Der Miſſionsprediger iſt ein Mönch. Ich glaube, daß faſt alle Miſſionen in den Colonien von Carracas

den Capuzinern, den Recolecten oder einem andern Zweige des Ordens des heilgen Franciscus gehören. In einigen Missionen giebt es mehrere Missionäre, die in den benachbarten Völkerschaften jeden Sonntag den Gottesdienst versehen, und kachetisiren. Ich bin in Jahr 1807 zweimal in der Mission der Arragonischen Capuziner gewesen, die zwischen Cariaco und Carupano, einer Provinz von Cumana liegt. Das erstemal stieg ich bei dem Corregidor ab, einem Eingebornen dieses Landes, und Sohn eines Biscayers, eines ehemaligen Artillerie-Officiers. Ich bewunderte das schöne Ansehen, die feinen Sitten und die natürliche Beredtsamkeit dieses jungen Mannes; in ihm fanden sich mit den blonden Haaren, die Farbe eines Niederländers oder eines Engländers, der schöne Wuchs eines Basken, und die Muskeln eines Herkules vereinigt. Ich war ihm von dreien seiner Freunde empfohlen, nämlich von Don Juan Mayorah, Commandanten des Corps von Paria, von Don Miguel de Alcala, Contador von Carupano und von Don Juan Martin de Arestimuno, einem der größten Gutsbesitzer der Provinz Cumana, und einem der tugendhaftesten und wohlthätigsten Männer, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt habe. Ich wurde von dem Corregidor recht gut aufgenommen. Es war ein Sonntag; er schlug mir vor, in die Messe der Indianer zu gehn; ich begleitete ihn dahin, und erstaunte, in diesem wilden Orte eine so große und schöne Kirche zu finden, deren Chor sehr gut vergoldet ist; es ist noch das Werk der Jesuiten. Die Messe hatte schon ihren Anfang genom-

men; die Indianer lagen in zwei Reihen alle auf den Knien. Sie hatten große Roſenkränze in der Hand. Als der Prieſter die Hoſtie aufnahm, beugten ſie ihr Geſicht alle zur Erde, und nachdem ſie ſich wieder erhoben hatten, ſtimmten die Frauen einen Geſang an, und einige Männer wiederhohlten immer die letzte Strophe. Bei der Communion, woran man faſt keinen von ihnen Theil nehmen läßt, ſchlugen ſie ſich auf die Bruſt. Ich bemerkte, daß die jungen Leute, Männer und Frauen andächtiger waren, als die Greiſe; dieß iſt eine Bemerkung, die ich nun ſchon mehrere Male gemacht habe.

Als ich aus der Kirche gieng, ladete mich mein junger Corregidor auf's höflichſte ein, vier und zwanzig Stunden auf der Cacaopflanzung zuzubringen, die eine Meile weit von dem Indianiſchen Dorfe liegt. Da meine Geſchäfte es mir nicht erlaubten, dieſe Einladung anzunehmen, ſo gab er uns ein Frühſtück in ſeiner Indianiſchen Hütte. Ich ſage uns, weil mein ſiebenjähriges Kind mich auf dieſer Reiſe begleitete. Bei dieſer Mahlzeit, die nach Indianiſcher Weiſe zubereitet war, genoſſen wir Chocolade mit Milch, weiß Brod und kleine Kuchen von Mais beim erſten Gange, beim zweiten friſche Eier, einen Eierkuchen mit reifen Bananasfrüchten, ſehr große und wohlſchmeckende Flußkrebſe, geräucherten Fiſch, wilden Schweinsſchinken, Gebackenes, Spaniſchen- und Madera-Wein, endlich Kaffee.

Als wir gefrühſtückt hatten, trugen der Negerſclav, und die Indianiſche Sclavin des Corregidor alles das weg, was wir nicht gegeſſen hatten, ſetzten es auf ei-

nen Tiſch, der auf der Galerie oder im Saulengange ſtand, und thaten ſich mit meinem Neger und meinen drei Indianiſchen Führern etwas zu Gute. Bei dieſer Gelegenheit beſtättigte ſich wieder meine öfters gemachte Bemerkung, daß wenn man den ſonſt gewöhnlich zu Hauſe nüchternen Negern und Indiern Speiſen vorſetzt, die ihre Gefräßigkeit reizen, ſie ſich dieſer auch dann gänzlich überlaſſen; die meinigen übernahmen ſich nämlich dermaßen, daß ſie nicht fortkonnten; ſondern zuletzt beim Klange der Banga und müde von Rum einſchliefen. Mein liebenswürdiger Corregidor ſagte mir daher, daß ich den Abend noch bei ihm bleiben müßte, da meine Indianer unfähig wären, mich zu begleiten. Um mir den Aufenthalt in ſeinem Dorfe ſo angenehm als möglich zu machen, ordnete er eine Muſterung und eine Waffenübung ſeines Indianiſchen Bataillons an. Da der General Miranda unlängſt mit ſeinen Truppen zu Coro eine Landung unternommen hatte, hatte der Generalcapitän von Carracas an verſchiedenen Orten Arten von Indianiſchen Bataillons errichtet. Sie trugen einen Strohhut, ein Hemd und eine Hoſe von Ginga; ihre Waffen beſtanden in einem Bogen, einem Köcher mit 60 Pfeilen, in einem Meſſer mit einer Scheide, einem Säbel, der am Gürtel mit einem Bindfaden befeſtigt war. Die Officiere unterſcheiden ſich durch ein Gewehr anſtatt Bogen und Pfeile, durch einen ſchwarzen runden, mit Federn gezierten Hut, und durch ihre Schuhe, die ſie nur an Paradetagen tragen. Ihr Exercitium beſtand darin, ſich rechts und links zu kehren, und ſich in Pelotons von fünf, zehn, fünfzehn

und zwanzig Mann zu trennen. Drei Pelotons von zwanzig Mann bilden eine Compagnie. Die Officiere ſind ein Hauptmann, ein Lieutenant, ein Sergeant und drei Corporale. Sie ſchießen mit dem Bogen aufrecht ſtehend und auf den Knien mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit und Genauigkeit. Dieſe Waffenübung gefiel mir ſehr.

Ich wollte dieſen Ort nicht verlaſſen, ohne die Miſſionäre kennen gelernt zu haben, und bat daher den Corregidor, mich dahin zu führen. Aber ſein Sclav ſagte uns, daß zwei der ehrwürdigſten Paters Mittagsruhe hielten, und der dritte in der Nachbarſchaft katechiſire. Es war fünf Uhr. Ich mußte mich nun entſchließen, von dieſem romantiſchen Orte abzureiſen.

Einen Monat nachher (am vier und zwanzigſten April 1807) kam ich von neuem durch dieſe Miſſion; und war des Morgens von dem guten Don de Arestimuno abgereiſt, um nach Carupano zu gehen, wo ich mich nach Guadeloupe einſchiffen mußte. Von Carupano nach Cariaco ſind etwa fünf Poſtmeilen, die durch Wüſten und Wälder führen. Wir reiſten mit einer ziemlich zahlreichen Carawane; denn man reiſet in dieſem Lande wie in Afrika und Aſien in Carawanen. Man fürchtet nicht etwa Räuberbanden, ſondern den Jaguar, (Felis Onca Lin.) und giftige Thiere. Ohne Führer würde man in Gefahr ſeyn, ſich auf den Fußſteigen zu verirren, die dieſe Wälder nach allen Richtungen hin durchkreuzen. Das Oberhaupt der Ca-

rawane war ein Kaufmann von Guadeloupe, der eine Menge wilder Mauleſel mit ſich führte, die er in der Provinz Cumana gekauft hatte. Der Zug gieng äußerſt langſam, denn die Mauleſel wollten ihren Führern immer entlaufen; ich beſchloß daher, mich wegen meines Kindes von der Carawane zu trennen, um nicht die Nacht in dem Holze zuzubringen, und um zu Carupano ſchlafen zu können. Ich hatte in meinem Dienſte einen Spaniſchen Mulatten und zwei Indianer. Der Mulatte ſaß auf einem Pferde, und trug mein Kind. Mein Neger ritt auf einem Mauleſel, der meinen Mantelſack trug; ein Indianer ſchaffte meine übrigen Sachen fort, und der andere hatte einige Lebensmittel, und eine Kiſte mit Wein, Limonade und Rhum. Man muß, um nach der Miſſion der Arragoniſchen Capuziner zu kommen, einen Berg erklimmen, und wieder herabſteigen; um 10 Uhr des Morgens hatten wir ſeinen Gipfel erreicht; es war ſehr heiß; ein Fahrenheitiſches Thermometer ſtandauf 84° (ungefähr 23 Reaumur); jedoch war es wegen der Windſtille heißer, als bei dem gleichen Grade der Wärme des Thermometers auf Trinidad oder Martinique. Mein Kind klagte über den heftigſten Durſt. Hierauf ſahe ich mich nach allen Seiten um, um die Indianer zu rufen, aber vergebens. Der Mulatte ſagte mir, daß er ſie ſchon, als wir die Ebene verlaſſen hatten, aus dem Geſichte verloren habe. Wir konnten kein Indianiſches Rohr (Canna Indica) finden, um unſern Durſt zu ſtillen. Ich bewog Samuel, ſich zu gedulden, bis daß wir am Fuße des Berges wären, wo wir Waſſer fin-

den würden; er ſchlug die Augen nieder, und antwortete nichts. Ich verlor ihn nicht aus dem Geſichte. Einige Minuten nachher ſah ich ihn erblaſſen und in Ohnmacht fallen. Man muß Vater ſeyn, um ſich einen Begriff von meiner jetziger Lage zu machen. Wir nahmen das Kind vom Pferde, und ſetzten es in den Schatten eines Baumes. Als ich abreiſ'te, hatte ich eine Flaſche Rhum in eine der Taſchen meines Sattels geſteckt; ich entſchloß mich, ihm einige Tropfen davon zu geben. Wie groß war meine Freude, als ich beim Oeffnen der einen Taſche drei große ſüße Orangen fand. Schnell drückte ich den Saft der einen in den Mund meines Kindes, das ſich bald von ſeiner Ohnmacht erhohlte, hierauf ſog es oder verſchlang vielmehr die beiden übrigen. Ich griff in die andere Taſche, und fand darin noch mehrere Orangen, von der treflichen farbigen Dame Arestimuno, der Frau des vorher erwähnten Spaniers. In den Spaniſchen Colonien iſt das Vorurtheil gegen die farbigen Frauen nicht ſo groß, als in denen der übrigen Europäiſchen Nationen.

Ich langte nun glücklich in der Miſſion der Arragoniſchen Capuziner an, fand dieſe beim Eſſen, und auf meine Bitte ließen ſie uns alles Nothwendige zu unſerer Erfriſchung reichen; einer derſelben ſetzte ſich mit dem Dictionnaire historique von dem Exjeſuiten Feller in der Hand neben mich, und ergoß ſich bei dem Artikel Voltaire in Schimpfreden über ihn; nicht beſſer ergieng es von ſeiner Seite dem Socrates; ſeiner Meinung nach waren alle Philoſophen, ſo wie alle

ältere und neuere Gelehrte vom Satan gesandt, um die Menschen zu verderben.

Jetzt genoß ich eines zweistündigen Schlafes, da ich ganz ermattet war, und badete mich nachher in einem hübschen Bache. Bei meiner Rückkehr fand ich die Indianer in dem Hangar schlafen; nachgehends zahlte ich sie ab, und da ich sehr über sie entrüstet war, so verurtheilten die Patres sie zu zwei oder dreitägiger Gefangenschaft bei Wasser und Brod, und verschafften mir andere Führer, die dem Trunke weniger ergeben seyn sollten. Ehe ich von diesen guten Paters Abschied nahm, sprach ich mit dem jüngsten über die Sitten und Gewohnheiten der Indianer. Er sagte mir, daß er schon zwei und dreißig Jahr Missionär sey, und daß der älteer länger als vierzig Jahr diese Stelle versehe, daß er an mehrern Missionen des Königreichs Neu-Granada und Carracas gearbeitet habe, und die Indianer als große Kinder betrachte; daß es unter zehn tausend zuweilen nicht einen gäbe, der an dem Abendmahl Theil zu nehmen würdig befunden würde, und dieß nicht grade wegen ihrer Laster, sondern wegen ihrer Albernheit, die ihnen nicht verstatte, sich über die Geheimnisse der Religion zu belehren. Sie haben, sagte der Missionär, so wenig Gewissen, so wenig Begriffe von moralisch Gutem und Bösem, daß man sie mit einem Messer, einem Spielwerke und besonders mit einer Bouteille Branntwein, eben so leicht dahin bringen kann, die Wahrheit oder eine Lüge zu sagen, das Gute wie das Böse zu thun. Daher wird ihr Zeugniß vor den Spanischen

Tribunälen nur als eine Anzeige aufgenommen. Aber ſie ſind, fuhr er fort, weder grauſam noch wild, wie faſt alle Schriftſteller ſie ſo gern darſtellen. Wenn es hier Menſchenfreſſer gegeben hat, ſo war dieß vor der Eroberung; und wenn es wahr iſt, daß ſie einer ſolchen Grauſamkeit ſich ſchuldig gemacht haben, ſo geſchah dieß wahrſcheinlich im Wahnſinn der Rache nach dem Treffen. Der Miſſionär ſagte mir auch noch, daß es unter ihnen alte Frauen und Männer gäbe, die bei einem in der Jugend erhaltenen Unterrichte im Chriſtenthume, dennoch die Jugend von dieſem Unterrichte zu entfernen ſuchen, um ſie in ihrem alten Aberglauben zu beſtättigen, der ſich ſo von Jahr zu Jahr fortpflanzt.

Warum, ſagte ich hierauf zum Miſſionär, machen Sie es denn nicht, wie die Jeſuiten? Dieſe begnügten ſich, ſie in den Anfangsgründen der Religion, wie die Kinder zu unterrichten; aber ſie beeiferten ſich auf das angelegentlichſte, ihnen Geſchmack für Ackerbau und die Künſte einzuflößen, die der Ackerbau erzeugt. Daher machte die Bildung zu ihren Zeiten raſche Fortſchritte, und ſie gieng bedeutend rückwärts, ſeitdem ſie unterdrückt worden ſind. Die Jeſuiten waren bewundrungswürdige Männer in dieſer Hinſicht, erwiederte der Miſſionär; aber ſie waren mächtig, weil ſie reich waren. Was iſt aber uns armen Franziscanern wohl zu Theil geworden? Nichts anders als Klöſter, Kirchen, und die Sorge für den Unterricht der Indianer; die Biſchöfe und die Capitel, denen man ihre Güter

gegeben hat, wandten nicht wie die Jesuiten, ihr Einkommen dazu an, Wälder urbar zu machen, große Heerstraßen anzulegen, und Schulen für die Indianer zu begründen.

Unser Gespräch endigte mit einigen Worten über die Sprachen der Eingebornen; er sagte mir, daß sie sehr arm wären, daß er vier davon rede, und wenn ich mir die Mühe geben wolle, so mache er sich anheischig, mich eine derselben in drei Monaten zu lehren.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang nahm ich von diesen gütigen Paters Abschied; ich bat den Aeltesten, meinem Kinde seinen Apostolischen Seegen zu geben. Dieß that er mit so vielem Anstande und so großer Würde, daß ich von einer Art frommen Schauders ergriffen wurde. Nach einem zweistündigen Wege und bei dem schönen Mondlichte, in den Gegenden des Equators, kamen wir in der niedlichen Stadt Carupana an, wo wir vollkommen gut bei Don Miguel de Alcala, Contador oder Zahlmeister dieses Distrikts aufgenommen wurden. In diesem Lande sind vom ersten Januar bis zum letzten December, mit Ausnahme der heiligen Woche, Bälle. Die Kinder des Don Miguel führten hierhin meinen Knaben; bald darauf verfügte ich mich auch zu ihnen. Ich fand hier eine Versammlung von Spanischen Petit-Maitres, und sehr hübschen Frauen. Ein farbiger Mann von Martinique war der Ceremonienmeister, der Tanzmeister, der Lehrer der Musik, des Fortepianos, des Violons u. s. w. Dieser Virtuose stand hier in großem Ansehen, weil er unauf-

hörlich sagte, daß er der beste Tänzer in Frankreich sey; daß während seines Aufenthaltes am Hofe, die Königin nur mit ihm tanzen wollte; daß ihn Ludwig XVI., der ihn sehr liebte, zum Marquis würde erhoben haben, wenn nicht die Revolution ausgebrochen wäre. Was endlich die in den Missionen des Landes versammelten Indianer betrifft, so glaube ich, daß man sie am besten durch Missionäre bilden könnte, welche Geschmack für Ackerbau und mechanische Künste hätten, wie die Mährischen oder Herrnhuther Missionäre. Wie beschränkt und gefühllos die Indianer seyn mögen, so sind sie dennoch Menschen, mehr oder weniger für Erziehung empfänglich. Ich habe Indianer auf der Insel Trinidad, und in der Provinz Cumana kennen gelernt, die keinen ganz gemeinen Verstand hatten. Im Allgemeinen fehlt es den Jünglingen und den Jungfrauen weder an Lebhaftigkeit noch an Einsicht. Aber den erstern verraucht das Feuer ihres Geistes schon frühzeitig wieder, durch die Freuden der Liebe, die sie vor der Zeit genießen, und durch berauschende Getränke, die sie im Uebermaße zu sich nehmen. Die jungen Mädchen verwelken schon früh, weil man sie vor der Zeit verheirathet, und weil nicht allein alle Haushaltungsgeschäfte, sondern auch die mühevollen Arbeiten des Ackerbaus von ihnen betrieben werden müssen. Sie sind die wahren Lastthiere ihrer Männer; sie begleiten dieselbe auf die Jagd und auf den Fischfang; sie tragen das Wildpret und die Fische in das Carbet. Als ich den nördlichen Theil der Insel Trinidad bewohnte, sahe ich täglich die Indianer vor meiner Thüre hin und her gehen; die Männer trugen nichts weiter als ihre Wa-

gen und Pfeile; ihre kleinen Kinder begleiteten sie, die auch ihre kleinen Bogen und ihre kleinen Köcher haben, damit sie dieselben frühzeitig gebrauchen lernen. Die Frauen folgten ihnen mit ihren Körben, die auf dem Kopfe durch einen Henkel befestigt waren, und auf ihren Rücken herabhiengen. Die kleinen Mädchen begleiten ihre Mütter mit Körben, die ihrem Alter angemessen sind; damit sie von der zartesten Kindheit an lernen, daß sie den Männern zu dienen bestimmt sind.

Dieß ist das mehr oder weniger beklagenswerthe Schicksal des liebenswürdigsten Theiles unseres Geschlechtes, bei allen nicht gebildeten oder barbarischen Völkern. Ein sonderbarer Widerspruch des menschlichen Herzens! denn die Frauen sind diejenigen Wesen, ohne welche es keine wahre Glückseligkeit giebt; sie sind es, zu deren Füßen die Männer sich in gewissen Augenblicken der Trunkenheit werfen; sie sind es, die sie im Gefühl des Glücks empfangen haben, die sie in ihrem Schoose trugen, die sie mit dem reinsten Theile genährt haben.... Ich werde diese schmerzlichen Betrachtungen nicht weiter treiben, und erlaube es mir nur noch, die Frauen aufmerksam zu machen, daß sie dem Christenthume allein den ausgezeichneten Platz verdanken, den sie in den Europäischen gebildeten Staaten einnehmen. Mit der Verbreitung des Christenthumes begann ihre Befreiung von lästigen Diensten, und ihr ehrenvoller Rang in der Gesellschaft. Von jener Zeit an haben sie aufgehört, nur das Weibchen des Mannes zu seyn; sie sind Gefährtinnen, Genossinnen

deſſelben geworden, die ſeine Sitten veredeln, und ihm Geſetze geben.

Jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die übrigen Eingebornen, die das Chriſtenthum nicht angenommen haben, und die von den Europäiſchen Colonien getrennt leben. Die in Guiana wohnen an den Ufern verſchiedner Flüſſe, die zwiſchen den Mündungen des Amazonenfluſſes, und denen des Orinoco fließen. Die Arrouauken und die Caraiben ſind die merkwürdigſten Nationen; dann kommen die Accauas, Worrows oder Uarous, die Tairas, die Salibus, die Pinnacataus und die Paria. Stedmann ſpricht in ſeiner Reiſe nach Surinam von den Worrows, als von einem ſehr entarteten, faulen, unreinen und ſittenloſen Volksſtamme. Das Wort Worrows, wie es die Engländer ausſprechen, gleicht ſehr dem Worte Gouaraus, oder Ouaraus, einem Namen der Bewohner der kleinen Inſeln, an der Mündung des Orinoco. Wenn es in der Nähe der Holländiſchen Beſitzungen, wie Stedmann ſagt, Eingeborne giebt, die dieſen Namen führen, ſo kann man annehmen: daß ſie zu demſelben Volksſtamme, wie die an der Mündung des Orinoco gehören; ſo ſind auch die jetzt faſt ganz aufgeriebenen Caraiben der Antillen, mit den Caraiben des feſten Landes dieſelben. Iſt Stedmann's Bemerkung über die Sittenverderbniß der Ouaraus von dem Holländiſchen Guiana richtig, ſo mag dieß wohl von der Nachbarſchaft der Engländer, und der Anſteckung ihrer Laſter, eine Wirkung ſeyn. Denn meine Freunde, die Gouaraouns, die an der

Mündung des Orinoco wohnen, sind, wie ich es im Anfange dieser Reise gesagt habe, ein, durch ihren sanften heiteren Sinn, eben so schönes als liebenswürdiges Volk. Ich kann nicht umhin, folgenden Zug zu erzählen, der seinem Charakter unendlich Ehre macht, und da man in Europa so gern die Reisenden beschuldigt, daß sie ihre Erzählungen zur Unterhaltung des Lesers, auf Kosten der Wahrheit, mit fabelhaften Episoden ausschmücken; so will ich den Namen eines, im Fort de France auf Martinique, und auf der Insel Trinidad sehr bekannten Europäers nennen, welcher der Held dieser Anekdote ist. Herr Lazara, aus der Provence, Kaufmann im Port de France im Anfange der Revolution, und hierauf im Fort d'Espagne, auf der Insel Trinidad, gieng auf dieser Insel an Bord eines kleinen Schiffes, das ihn nach San-Tomas von Guiana bringen sollte. Er hatte bedeutendes Gepäck bei sich, und in seinem Dienste war ein junger Neger von vierzehn Jahren.

Als die Barke auf den kleinen Inseln des Orinoco angekommen war, schlug ein Spanischer Matrose seinen Cameraden vor, den Lazara und seinen Neger zu ermorden, um sich der Ladung zu bemächtigen. Da alle übrigen Räuber nicht so grausam waren, als der Urheber des Vorschlages, so beschloß man, den Lazara auf einer wüsten Insel auszusetzen, und aus Besorgniß, daß er sich durch Schwimmen auf eine benachbarte, von den Gouarauns bewohnte Insel retten möchte, oder aus irgend einer anderen Ursache, band man ihm die Hände, und befe-

ſtigte ihn mit einem Stricke an einen Cocosbaum; ſo war er dem Anſcheine nach dazu verurtheilt, den ſchrecklichen Hungertod zu ſterben. Als dieſe Unmenſchen an Bord der Barke zurückgekommen waren, berathſchlagten ſie ſich über das Schickſal des jungen Negers, und man beſchloß, ihn zu erſäufen. Man warf ihn daher in den Fluß, indem man ihm Schläge mit dem Ruderholze auf den Kopf gab; dieß hinderte ihn indeß nicht, unterzutauchen, und an der nämlichen Inſel, wo man ſeinen Herrn ausgeſetzt hatte, zu landen. Die Dunkelheit der Nacht verhinderte, daß er nicht von den Schiffern bemerkt wurde, als er das Ufer erreichte. Mit Tagesanbruch durchſtreifte der junge Neger die Inſel. Endlich erblickte er ſeinen Herrn, den er für todt hielt, an einen Baum gebunden. Man denke ſich das Entzücken des Herrn. Sein junger Sclav bindet ihn los, der Herr verſpricht ihm die Freiheit. Unſer neuer Robinſon durchſtreifte nun mit dem jungen Freitage die Inſel, um zur Stillung des Hungers einige kleine Krebſe zu fangen. Sie bemerkten indeß Spuren von Menſchentritten, und Lazara, von Furcht ergriffen, ſpricht zu ſeinem kleinen Neger von Menſchenfreſſern, von Leuten, welche die Menſchen braten und ſie verzehren. Nach reifer Ueberlegung beſchließt man, daß man bei der ſichern Ausſicht auf den Hungertod, oder bei der Unmöglichkeit, ihm zu entgehen, den Menſchenfreſſern entgegen gehen wolle. Man folgt den Spuren, bald darauf hört man Menſchenſtimmen; man ſieht Männer, die auf Bäumen ſitzen, und in einer Art von Neſtern leben, die ihrem Wuchſe angemeſſen

ſind. Komm, komm! ſagte ein Gouaraun zu Lazara, als er ihn von ſeiner luſtigen Wohnung ſahe. Ach guter Gott, ſchrie der Provenzale, der das Spaniſche verſtand, ſie wollen uns freſſen. Nein, mein Herr, antwortete ihm der kleine Neger, der etwas Engliſch ſprechen konnte, ſie luden uns ein, zu ihnen zu kommen, und uns zu nähern. Der Gouraun machte bald ihrer Angſt ein Ende, indem er ihnen zwei große Stücken Fiſch zeigte, und ſie auch durch Geberden einlud, in ſeine Wohnung zu kommen, um mit ihm ſeine Mahlzeit zu theilen. Der kleine Neger begab ſich bald zu ſeinem gaſtfreundlichen Manne; aber da der ſchwerfällige Lazara nicht hinauf konnte, ſo warf er ihm einige rohe, ſo wie einige gekochte große Stücken Fiſch zu, die er verzehrte. Endlich ſtiegen die Gouarauns von ihren Bäumen herunter, um mit ihm zu plaudern. Derjenige, welcher zu ihm geſagt hatte: komm, komm, ſprach ein wenig Spaniſch; er hielt den Lazara für einen Mann, der, der Sclaverei überdrüßig, die Vortheile der Freiheit bei ihnen in Frieden genießen wollte. Unſer Guaraun, der unter den Seinigen ein Mann von Bedeutung war, lobte ſehr dieſen Vorſatz; er ſagte ihm, daß man ihm eine Frau, einen Hund, einen Kahn geben, und ihn lehren würde, ſich des Bogens zu bedienen. Als aber Lazara ihnen ſein trauriges Abenteuer erzählt hatte, bezeigten ſie hierüber einen lebhaften Unwillen. Da er ſie unter großen Verſprechungen gebeten hatte, ihn nach der Inſel Trinidad in einem Kahne zurückzuführen, ſo ſagte ihm der Guaraun in ſchlechtem Spaniſch: er könne nicht begreifen, wie er

nicht lieber unter ihnen glücklich, zutzig und ohne Herrn leben, als zu jenen schlechten weißen Männern zurückkehren wolle.

Als sie sahen, daß er sich von jenem Entschlusse nicht abbringen lassen wollte, rüsteten sie eine Pirogue aus, um ihn dort hinzuführen, ohne daß es ihnen einfiel, für die Ueberfahrt etwas zu fordern. Endlich gab Lazara bei seiner glücklichen Rückkehr nach Hause, den Guarauns einige Messer, einige Beile und ein kleines Fäßchen Rhum, und sie kehrten zufrieden zurück. Unsere Leser werden gern wissen wollen, wie Lazara den Sclaven belohnte, der ihm das Leben gerettet hatte. Er folgt ihm unstreitig, führt seinen kleinen Neger zu einer obrigkeitlichen Person, welche die Sclaven in Freiheit setzt: doch nein! der gottlose Lazara hat Geld nöthig, und verkauft einige Zeit nachher den nämlichen Sclaven.

Die andern Volksstämme sind bei weitem nicht so schätzenswerth, als die Guarauns. Welches waren denn die Sitten dieser Insulaner zur Zeit, da die Europäer dieses Land eroberten? Die Schriftsteller jener Zeit stellen sie als Menschenfresser, als sehr entartet vor. Aber kann man wohl Männern glauben, die Interesse dabei hatten, diejenigen anzuschwärzen, die sie ausrotteten, weil sie nicht von neuem das Joch der Sclaverei tragen wollten? Es ist nur zu wahr, daß die jetzigen Völkerschaften, welche längs den Küsten des Meeres, oder an den Ufern großer Flüsse wohnen, sehr unmoralische und verachtungswürdige Menschen

ſind. Die Kooaus, die Worrows, die Taitas, Pinnacotaus, die Salives, die Parias, zeigen uns das menſchliche Geſchlecht auf der tiefſten Stufe ſeiner Entartung. Man muß ſich ſchämen, den Namen Menſch mit dieſen Weſen gemein zu haben. Die vier erſten dieſer ſechs ſo eben genannten Nationen, wohnen auf den äußerſten Beſitzungen von Surinam und Demerary. Wenn man ſie berauſcht gemacht hat, ſo verkaufen ſie ihre Frauen und ihre Kinder. Ihre Liebe zum Branntwein iſt im Allgemeinen ſo ſtark, daß man ihnen zuweilen nur eine Flaſche zu zeigen braucht, um ſie in die lebhafteſte Freude und größte Wuth zu ſetzen. Dann hohlen ſie ihre Frauen und ihre Kinder, und liefern ſie an die Kaufleute aus, die ſie zu Sclaven machen, und verkaufen ſie an Wollüſtlinge, die ihr Serail auf dieſe Weiſe vermehren. Hiervon war ich zu Demerary im Jahre 1793 Zeuge. Die Indianer ſtehen in dieſer Hinſicht tief unter den Schwarzen, die, ungeachtet ihrer Unwiſſenheit und Erniedrigung, dennoch die zarteſte Anhänglichkeit an ihre Frauen, und beſonders an ihre Kinder haben. Indeß übertreffen die meiſten Neger, an Lebenskraft und Reizbarkeit, den trägen Eingebornen des ſüdlichen Americas bei weitem. Ich komme noch auf die unnatürliche Gewohnheit, ſeine eignen Kinder zu verkaufen, und frage: wer iſt denn wohl der Strafbare, der Gebildete, der im Schooſe des Chriſtenthums aufgezogen, den Indianer trunken macht, und ihn ſo zu dieſem Verbrechen verleitet, oder der ge-

fühllose Wilde, der unwissend, und von den Lastern der Weißen angesteckt, ganz entartet ist?

Die Indianer, welche den Norden des Orinocs und der Insel Trinidad bewohnen, sind nicht in Missionen vereinigt gewesen. Die Bildung hat unter ihnen wenig Fortschritte gemacht. Sie leben von der Jagd und dem Fischfange, und bauen kaum so viel, als sie brauchen, um nicht vor Hunger zu sterben. Ich habe unglücklicher Weise Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie die Nachbarschaft einiger schlechten Europäer, und einiger Banditen und Gauner aus Barbados, die sich seit dem Frieden von Amiens unter ihnen niedergelassen haben, zur Verschlimmerung dieser Wilden, welche vor der Ankunft jener Böſewichte, weder lasterhaft noch böse waren, beigetragen haben. Ich weiß, daß einige dieser Räuber vergebens im Jahre 1803 den Versuch machten, sich auf eben die Weise, wie zu Demerary, Frauen zu verschaffen. Einer von ihnen, von seinem Neger unterstützt, wollte eine mit Gewalt zu sich nehmen, mußte sie aber wieder loslassen, als er sahe, daß ein Indianer mit seinem Bogen auf ihn anlegte, und daß alle Flaschen Rum, die er ihm bot, um ihm seine Beute zu überlassen, keinen Eindruck auf ihn machten. Der Gouverneur Hislop gab seit jener Zeit dem Herrn W. T., einem Wundarzte, der wegen Unterschleif und Betrügereien von Barbados, Grenada und Tabago entflohen war, die Oberbefehlshaber-Stelle über diesen Theil der Insel. Dieser kleine Tyrann zwang eine große Anzahl dieser Indianer, sich

auf einer Anpflanzung niederzulaſſen, die er durch Betrug an ſich geriſſen hatte, und die Indianer mußten hier für ſeine Rechnung in den Jahren 1806 und 1807 als ſeine Sclaven arbeiten. Diejenigen, welche ſich der Indianer annahmen, wurden verfolgt, und da dieſes Verbrechen unbeſtraft blieb, ſo ahmten auch andere es nach. Unter mehrern andern iſt der Betrüger Holmes, Exſecretär des Gouverneurs, berüchtigt, der zu der Zeit, als ich von der Inſel Trinidad abreiſ'te, eine beträchtliche Menge Indianer als Sclaven auf ſeiner Beſitzung hatte.

Dieſe Behandlung hat die Indianer erbittert; mehrere haben ſich in die tiefſten Wälder der Inſel begeben, wo ſie wie entlaufene Neger leben; andere haben ſich auf ihren Kähnen auf das feſte Land gerettet, wo ſie Todfeinde der Engländer ſind. Die hiſtoriſche Unpartheilichkeit fordert indeß die Bemerkung, daß dieſes grauſame Betragen gegen die Indianer den Unwillen der beſſer denkenden Engländer, die auf dieſer Inſel wohnen, erregt hat.

Dieſer Umſtand giebt mir Gelegenheit, einige Worte über die Verhältniſſe der Engländer zu den Indianern in allen Theilen America's, wo die erſteren Anpflanzungen angelegt haben, zu ſagen. Im Allgemeinen werden die Engländer von den Eingebornen verachtet, denn keine andere Europäiſche Nation quält die Indianer ſo ſehr, als die Engliſche, und keine andere behandelt ſie ſo verächtlich. Nun fühlt aber nicht leicht Jemand die Verachtung tiefer, als ein Indianer. Seit

langer Zeit nehmen die Spanier die Indianer in Schutz, und behandeln sie gerecht. Wir Franzosen haben sie immer als große Kinder betrachtet; wir spielen und scherzen mit ihnen. Ungeachtet ihrer Nacktheit und ihrer närrischen Tracht vergönnen wir ihnen doch einen Platz an unserm Tische; wir sagen gegenseitig zu einander Du; sie nennen uns Gevatter, und wir sie auch; kurz, sie ziehen uns allen übrigen Nationen vor.

Die Arrouagas oder Arrouaks, gelten für die schönste Nation in Guiana; sie sind weniger kupferfarbig als ihre Nachbarn; dieß kömmt vielleicht daher, daß sie sich mit Roku tatuiren; sie sind sehr gesellig, und stehen in dem Rufe, ihre Versprechungen treu zu halten; auch sind sie Freunde der Europäer, und sehr menschlich; wenn sie indeß Gelegenheit haben, ihre Nachbarn zu Sclaven zu machen, um sie zu verkaufen, so unterlassen sie es nicht. Die Arrouagas treiben mit den Spaniern und Holländern einen sehr beträchtlichen Handel. Sie verkaufen an die letztern Copahubalsam, Orlean, Sassafras, Sasseparille, Hiearienwurzel, Vanille, Färbeholz; auch Ebenholz, Wachs und Honig, Hängematten, niedliche Körbe, Affen, Papageien und andere Vögel, und sie tauschen dafür ein Feuergewehre, Leinewand, Kämme, Spiegel, Spielzeug, Beile, Messer, Sägen, Nägel u. s. w.

Die Caraiben auf den Inseln sind fast ganz verschwunden; es giebt von ihnen nicht mehr als zwanzig Familien auf der Insel St. Vinzent, drei auf Tabago und sieben oder acht auf Trinidad. Auf diese

letzte haben sie sich begeben, als sie die Insel Dominica während des Revolutionskrieges in den Vereinigten Staaten verließen. Diese letztern nennen sich selbst Califurnans, und obgleich mehrere lange Zeit in meinem Dienste standen, so habe ich doch niemals von ihnen die Etymologie des Wortes Califurnan erfahren können. Alles, was sie mir darüber sagen konnten, war, daß sie aus einem Lande kämen, welches weit, weit, weit, weit, weit hinläge; ich führe ihren eigenen Ausdruck an. Die Califurnans sind im Allgemeinen eine schöne Menschenrasse, sehr thätig und sehr verständig. Einige ihrer Frauen sind sehr schön, und fast alle wohl gewachsen. Die Califurnans leben in der Polygamie, wie die meisten Indianer, und sie haben das Eigene, daß, wenn Jemand die älteste aus einer Familie heirathet, er auch das Recht hat, die übrigen jüngern Schwestern zu heirathen, so wie sie mannbar werden. Alle Reisenden haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, folgenden sonderbaren Gebrauch bei den Caraiben zu erzählen. Wenn nämlich eine Frau niederkömmt, so bereitet sie eine Fleischbrühe für ihren Mann, der, so sagen sie, sich in eine Hängematte setzt, sich beklagt, und mit einem Worte die Entbundene spielt. Die Sache verhält sich indeß auf folgende Weise: wenn eine Caraibin merkt, daß sich die Wehen einstellen, so geht sie, von einer Freundin begleitet, zu dem nächsten Flusse. Da wird sie von dem Kinde entbunden, macht es zurecht, und badet sich mit demselben in dem Flusse. Wenn sie zu ihrer Hütte zurückgekommen ist, und ihr Kind in eine Hängematte gelegt hat, macht sie eine Fleischbrühe.

Während dieſer Zeit wiegt ſich der Mann nach Gewohnheit in ſeiner Matte, und ißt mit ſeiner Frau die Fleiſchſuppe, die ſie zubereitet hat. Aber ungegründet iſt es, daß er ſich beklagt, und die Entbundene ſpielt. Die Caraiben wiſſen, daß die Weißen dieſe Erzählung, ſo wie viele andere erdichtet haben; auch halten ſie die Weißen für ausgezeichnete Lügner.

Sind die Caraiben vielleicht Abkömmlinge eines fremden und eroberungsſüchtigen Volkes, und die Parias Abkömmlinge von dem eingebornen und unterjochten Stamme?

Die hieroglyphiſchen Annalen der alten Mexikaner, ſo wie die Traditionen der Caraiben des Orinoco und der Antillen, zeigen uns, daß ſie dieſe Gegenden den eingebornen Nationen weggenommen haben.

Die Verſchiedenheit, die zwiſchen den Caraiben und den übrigen Völkerſchaften der Vereinigten Staaten von Venezuela Statt findet, ſo wie die große phyſiſche und intellectuelle Superiorität der Vornehmen, ſcheint mir zu beweiſen, daß ſie einen verſchiedenen und edlern Urſprung haben. Obgleich die Caraiben zur Zeit der Ankunft der Europäer eben ſo wenig Bildung hatten, als die Parias, ſo betrachteten ſie ſich dennoch als ein privilegirtes Volk und dieß thun ſie auch noch jetzt. Sie ſprechen von den andern Völkern mit vieler Verachtung und Herabwürdigung. Wenn es ſich indeß gleich nicht läugnen läßt, daß die Anſprüche der Caraiben, ſo wie der übrigen Wilden ungerecht und lächerlich ſind, wenn ſie ſich ein Recht der Oberherrſchaft über andere

Völkerstämme, die wie sie, zu den Wilden gehören, anmaßen, so ist es dennoch nicht weniger wahr, daß die erbliche Gewohnheit zu herrschen bei einigen Wilden, und die, Sclaven zu seyn, bei andern, bei den Bewohnern der Wälder, wie bei gebildeten Nationen gleiche Wirkung hervorgebracht haben. Bei den erstern findet man Freimüthigkeit, Edelmuth und alle die Eigenschaften, die aus dem Gefühle der Kraft hervorgehen. Allein der Mißbrauch, den Menschen von ihrer Kraft machen, die mit ihrer Organisation einen schlechten Charakter bekommen haben, ist auch unter ihnen nicht zu verkennen; und unter den verfolgten und entarteten Stämmen sind Treulosigkeit, Niederträchtigkeit, Schmeichelei und Selbstsucht herrschende Laster.

Nach dem Grundsatze, den ich annehme, muß man die Arrouaks, die Guarauns und die Guahiros von Rio und Hoche, als Abkömmlinge der Caraiben betrachten. Alle Umstände machen es glaubwürdig, daß die Caraiben Sprößlinge des erobernden Theils, und die Saliven, die Chaymas, die Ottomaquen u. s. w., die Parias zu dem eingebornen und unterjochten Theile gehören. Von Männern, die sich mit der philosophischen Geschichte unsers Geschlechts befassen, verdient es erwogen und untersucht zu werden, woher es doch wohl kommen mag, daß wilde Völkerschaften, die in dem nämlichen Klima leben, die nämlichen Nahrungsmittel genießen, und auf welche die Europäische Cultur gleich geringen Einfluß bis jetzt hat, dennoch philosophisch und moralisch durch

eben so hervorstechende Charaktere von einander sich unterscheiden, als diejenigen sind, welche den Kaukasischen Völkerstamm von dem Mongolischen, und diesen wieder von dem Europäischen trennen; der letztere wird auch von den Naturkundigern der Arabisch-Kaukasische genannt.

Die Indianer von Mexico, sagt Humboldt, gleichen im Allgemeinen denen, die Canada, Florida, Peru und Brasilien bewohnen. Sie sind schwarzbraun, oder kupferfarbig, sie haben platte und glatte Haare, keinen starken Bart; sie sind klein und dick, haben starke Augenknochen, deren Winkel oben nach der Schläfe zugeht, und breite Lippen. In ihrem Munde ist ein gewisser Ausdruck, der mit dem finstern und wilden Blicke contrastirt. Sie scheinen Alle von einem Stamme, ungeachtet der großen Verschiedenheit der Sprachen, die sie von einander trennen, entsprossen zu seyn. Wenn man bei einem längern Aufenthalte unter den Eingebornen von America über dieses Familiengesicht nachdenkt, so findet man, daß Reisende, die nur einzelne von ihnen an den Küsten beobachten konnten, die Analogie der Gestalten in der Americanischen Menschenrasse gar zu sehr übertrieben haben *). "

Von Humboldt fügt hinzu: „Man erkennt ohne Zweifel in dem treuen Gemälde, das der treffliche Beobachter Volney von den Indianern in Canada entworfen hat, die auf den Wiesen von Rio, Apure und Ca-

*) Essai sur la Nouvelle Espagne, T. II. p. 381 und 382 der Octav-Ausgabe.

rony zerstreuten Völkerschaften. Dasselbe Urbild findet sich in den beiden Hälften von America; aber die Europäer, welche die großen Flüsse, den Orinoco und den Amazonenstrom beschifft, und die Gelegenheit gehabt haben, eine große Anzahl Stämme unter der klösterlichen Hierarchie der Missionen versammelt zu sehen, werden beobachtet haben, daß sich in der Americanischen Menschenrasse Völker finden, die sich durch ihre Züge ebenso wesentlich von einander unterscheiden, wie die zahlreichen Spielarten der Rasse des Caucasus, nämlich die Circassier, die Mauren und die Perser. Die große Gestalt der Patagonier, welche den südlichen Theil des neuen Erdtheils bewohnen, findet sich, wenn ich so sagen darf, bei den Caraiben in den Ebenen vom Delta des Orinoco an, bis zu den Quellen des Rio Blanco wieder. Welche Verschiedenheit zwischen dem Wuchse und der Physiognomie dieser Caraiben, die man zu den stärksten Völkerschaften der Erde rechnen, und die man nicht mit den auf der Insel St. Vinzent entarteten Zambos*) verwechseln muß, und dem untersetzten Körper der Chai-

*) Zambo, bedeutet in der Creolisch-Spanischen Sprache, eine Menschen-Varietät, die aus der Vermischung des Indischen und Negerblutes entstanden ist. Dieß waren die Caraiben, welche die Engländer 1797 nach Balten deportirten. Im Vergleich mit den wahren Caraiben sind sie allerdings eine ausgeartete Rasse: indeß hab ich sie hinlänglich gekannt, um versichern zu können, daß sie in Hinsicht der körperlichen Kräfte und der Geistesfähigkeiten mehrere Varietäten oder Stämme von Negern übertreffen.

was Indianer der Provinz Cumana. Welche Verschiedenheit findet doch zwischen den Indianern von Tlascala, den Lipans und den Chichimeken des südlichen Theiles von Mexico Statt!"

Von Humboldt hätte auch der Guaicas, die in der Nachbarschaft eines Wasserfalls des Orinoco wohnen, gedenken können. Dieß sind kleine Menschen von vier Fuß Höhe, und haben wie die Europäer, eine weiße Gesichtsfarbe. Diese Lilliputter der Neuen Welt, sollen einen sehr kriegerischen Geist haben.

„Dasselbe Bild findet sich in den beiden America's," hat v. Humboldt oben gesagt. Wenn er mit diesem Ausdrucke nichts weiter sagen will als, daß es in dem südlichen America Völker von einer Rasse giebt, die sich auch im nördlichen America findet, so bin ich mit ihm einerlei Meinung; so ist z. B. die Caraibische Menschenrasse einerlei mit den Indianern von Tlascala, und mit den noch übrigen Abkömmlingen der alten Eroberer in beiden America's.

Nach diesen Angaben müßte man die übrigen Stämme als Eingeborne betrachten; aber ich muß hier noch bemerken, daß ich unter dem Worte eingeboren die Völkerschaften verstehe, welche diesen Welttheil vor der Ankunft der Tolteken und der Azteken, im siebenten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bewohnten.

Montezuma sagte bei seiner ersten Zusammenkunft mit Cortez zum Spanischen General: daß die Mexicaner aus dem Oriente herstammten, und daß ein

anderes Volk in Mexico lebte, als seine Vorfahren dieses Land erobert hätten. Alle diese Personen, welche die Indianer von Canada und Luisiana besucht haben, wissen, daß diese sich als eingeboren betrachten; sie nennen sich selbst Metorthenianken, d. h., aus der Erde entsprossen.

Die Caraiben, die bei der Ankunft der Europäer den südlichen Continent und den Archipelagus, der ihren Namen hat, bewohnten, betrachten sich nicht als Eingeborne; sie hatten diese Gegenden von Andern erobert. Man findet in den beiden America's eine herrschende Sage von eroberungssüchtigen Völkern, aus einem entfernten Lande gekommen, und von eingebornen Völkern; und, was bewunderungswürdig ist, zehn Jahrhunderte, und die Gewohnheiten eines wilden Lebens, haben die Züge eines eroberungssüchtigen und unterjochten Volkes, nicht verwischen können.

Ich habe das seltene Glück gehabt, in weniger als zwei Monaten die Gestade des Orinoco, Delaware und Potowmak zu sehen; ich habe in diesem kurzen Zeitraume Guarauns, Chaymas, Parias, Cherokesen, Criks und Myamis kennen gelernt. Ich kann versichern, daß die Chaymas und die Parias in Ansehung der Physiognomie und des Wuchses, den obengenannten Eingebornen des nördlichen America's nicht ähnlicher sind (ich habe in dieser Zeit nahe an 150 zu Washington oder Philadelphia gesehen), als die Lappländer einem Franzosen aus der Picardie; aber die Aehnlichkeit der Physiognomie und des Wuchses der

Guaraunś und Arruaks mit den Cherokeſen und den Eriks, fiel mit ſehr auf.

Als ich einſt am Ufer des Skwikill zu Philadelphia, mit einem jungen Indianer von Trinidad, der mich durchaus nach Europa begleiten wollte, ſpazieren gieng, kamen zwanzig Cherokeſen von Washington her, vor uns vorüber. Ich knüpfte ein Geſpräch mit ihnen an; Hozanna, (ſo heißt mein Indianer) war vor Freude außer ſich, als er im Eislande *) Menſchen von ſeiner Farbe ſahe, und als er ihnen geſagt hatte, daß er mir aus Freundſchaft ſo weit folgen würde, ſo verſicherten ſie mir auch ihre Freundſchaft. Ich hatte Zeit genug, ſie recht genau zu beobachten. Als ich Abſchied von ihnen nahm, ſagte ich zu Hozanna: mit welcher Nation ſollten dieſe Indianer wohl die meiſte Aehnlichkeit haben, mit den Gouaraunś oder mit den Parias? Dieß ſind Gouaraunś, ſagte er mir ſofort; die Parias ſind nicht ſo groß und ſtolz wie dieſe; aber es giebt am Orinoco, wie Sie wohl wiſſen, viele Gouaraunś, die viel größer ſind, als dieſe, die wir ſo eben geſehen haben.

Die Unterſuchungen von v. Humboldt über den Mexicaniſchen Thierkreis, ſo wie die des General Vallencey, über die Dialekte der Celtiſchen Sprache, und die Nachforſchungen des Doctors Barton von Philadelphia, über die Sprachen der Indianer, beweiſen

*) So nannte nämlich mein Indianer das nördliche America und Europa.

die Gleichheit des Urſprungs, oder der ehemaligen Verbindung zwiſchen einigen Americaniſchen Völkerſtämmen, und den nordiſchen Völkern Aſiens. Unter den Wörtern, die den Nationen in beiden America's gemein ſind, bedeutet das Wort Manitu das höchſte Weſen in der Caraïbiſchen, und Manetua in der Miamiſchen Sprache.

Das große Weſen oder der große Geiſt . .	Kitchy Manetua
Die Genien oder Geiſter . . .	Manetua
Der Teufel oder der böſe Geiſt . .	Matchi Manituh
Der Teufel in der Caraïbiſchen Sprache . . .	Mitchya.

Wer ſich mit dieſen oder ähnlichen Unterſuchungen gern beſchäftigt, der wird, ſo weit der gegenwärtige Zuſtand unſerer Kenntniß es verſtattet, in den Bemerkungen des gelehrten Barton, über die Naturgeſchichte der Vereinigten Staaten, und in den neuen Anſichten über den Urſprung der Americaniſchen Nationen, oder der Stämme, viel Befriedigendes finden. Das gelehrte Werk von Volney, „Gemälde des Bodens und des Klima's der Vereinigten Staaten,“ enthält ein Wortregiſter der Miamiſchen Sprache. Bei der Ueberſetzung dieſes Werkes, die zu Philadelphia, im Jahre 1804 durch M. C. B. Brown herausgegeben iſt, finden ſich noch nachträgliche Anmerkungen von dem gelehrten Barton, die

ich jetzt überſetzen will, weil nur ſie allein Licht über dieſen Gegenſtand verbreiten können.

Volney ſagt, daß die Indianer das höchſte Weſen den Herrn des Lebens nennen, oder den, der uns erſchaffen hat; dieſe Bemerkung aber, ſetzt er hinzu, könnte wohl von Miſſionären herrühren.

Der Doctor Barton äußert ſich: einige Stämme nennen das höchſte Weſen den Wolkenträger und den Schöpfer unſerer Seele. Ich bin überzeugt, fährt er fort, daß ſie die letzte Benennung von Miſſionären oder Kaufleuten aufgenommen haben. Die erſtere ſcheint ächt Indianiſch zu ſeyn. Die Worte Kitſchi, Kitſchi, Kutſche oder Kotſche, die mehrere Stämme vor die Worte Manito oder Manitu ſetzen, bedeuten groß. Kotſcha oder Keutra, iſt einer der Namen, den einige Völker von Kamtſchatka der Gottheit geben.

Die Miſſionäre erzählen uns, wie Volney ſagt, daß ſie Begriffe von Belohnung und Beſtrafung haben. Dieſe Behauptung müßte wohl noch bündiger bewieſen werden, ehe man ſie annehmen kann.

Der Doctor Barton ſagt: die Idee von Belohnung und Beſtrafung ſcheint dem menſchlichen Geiſte eben ſo natürlich zu ſeyn, wie die Vorſtellung eines künftigen Zuſtandes. Die Americaniſchen Indianer hatten unſtreitig, wie ich glaube, vor ihrer Verbindung mit den Miſſionären und Kaufleuten, dieſe zwei Meinungen in ihre Vorſtellungsweiſe aufgenommen. Denn ſie ſcheinen

in allen Theilen des nördlichen America ein Grundsyſtem der Religion der Wilden zu ſeyn.

Volney äußert: der Schamanismus oder das lamaiſche Syſtem des Buddha, kann ſich in der alten Welt verbreitet haben; man findet es ſogar an den äußerſten Enden von Spanien und Dänemark; aber es iſt auch möglich, daß dieſes Syſtem ein natürliches Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes iſt, weil es überall in genauer Verbindung mit den Gewohnheiten und der Lage der Völker ſtehet, die ſich zu demſelben bekennen.

Nach dem Doctor Barton, hat das mythologiſche Syſtem der Americaner in ſo vieler Hinſicht Aehnlichkeit mit dem Syſteme einiger Aſiatiſcher Völkerſchaften, daß man ſehr natürlich auf die Ableitung des einen von dem anderen ſchließen kann. Ein Syſtem, welches nicht allein in ſeinem allgemeinen Charakter, ſondern auch in ſeinen einzelnen Zügen ſich ſo ähnlich iſt, konnte niemals ein natürliches Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, in ſo entgegen geſetzten Ländern der Erde geweſen ſeyn, in welchen kein Austauſch der Sitten, der Religion und der Gewohnheiten, Statt findet. Die einzige wahre Theorie des phyſiſchen, moraliſchen und religiöſen Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechtes gründet ſich auf dieſe Wahrheit, daß alle Nationen eine gemeinſchaftliche Abſtammung haben, und daß die Zerſtreuung der Nationen erſt Statt fand, als der Saame der Wahrheit und religiöſer Vorurtheile, die man überall vorfindet, in ihrem Geiſte ſchon Wurzel gefaßt hatte.

Volney: „Jedermann versichert, daß sie keine deutliche Tradition von einer Thatsache haben, die vor hundert Jahren geschehen ist.“

Doctor Barton: „Nichts ist weniger gegründet, als diese Behauptung. Ich will damit nicht sagen, daß das Licht der Tradition sich in einer sehr beträchtlichen Zeit in seiner ganzen Reinheit hätte erhalten können; wenn man indeß bedenkt, daß sowohl die Männer, als die Frauen, bei den Indianern zuweilen neunzig bis hundert Jahr alt werden, und daß selbst in diesem hohen Alter ihre Verstandskräfte noch eben so stark sind, wie bei den Greisen der Weißen, so würde es ein sehr merkwürdiger Umstand seyn, wenn sich unter den Indianern keine richtige Sage von Vorfällen, die vor hundert Jahren sich zugetragen haben, finden sollte. Um indeß Volney's Behauptung kräftig zu widerlegen, brauche ich mich nur auf die Missionäre und andere Personen, die unter den Indianern gelebt haben, zu berufen. Die Missionäre haben mir besonders Thatsachen erzählt, die unwiderleglich beweisen, mit welcher Genauigkeit die Indianer das Andenken an geschehene Ereignisse noch weit über ein Jahrhundert hinaus zu bewahren wissen. Um nichts weiter über diesen Gegenstand zu sagen, will ich mich mit der Bemerkung begnügen, daß die Delawaren, die Monsis und andere Stämme, sich noch lebhaft an die Ankunft der Europäer zu Newyork vor zweihundert Jahren erinnern.“

Volney: „alle diese Erdhaufen und Schanzen sind auf die nämliche Art gebildet worden; man hat

keine andere Instrumente als Beile und Körbe dazu nöthig gehabt.

Doctor Barton: der Leser wird über jene Occidentalischen Befestigungen, wie man sie gemeiniglich nennt, in einer Abhandlung des gelehrten Bischofs Maddison sehr interessante Nachrichten finden, die sich in den Abhandlungen der Americ. Societät. 6. Bandes 1. Theil, 1804, befinden.

Volney: Die Sprachen sind die unterrichtendes und sichersten Monumente der wilden Nationen. Doctor Barton hat eine merkwürdige Abhandlung über diesen Gegenstand herausgegeben, in welcher er mehrere Dialekte mit einander, und mit den Dialekten der barbarischen Völker Asiens vergleicht. Er bediente sich bei dieser Unternehmung der Sammlungen, die der Doctor Pallas von Wörtern aus fast 300 Mundarten der Asiaten auf Befehl der Kaisetin Catharina gemacht hat. *)

Doctor Barton: Jene Vergleichungen gehen auf alle Tatarischen Stämme, die in dem großen Werke des Russischen Professors aufgezählt sind; dieses Werk enthält 201 Sprachen von Europa und Asien, und nicht dreihundert Mundarten der Asiaten, wie Volney sagt. Meine Vergleichungen erstrecken sich auf mehrere andere Asiatische und Europäische Stämme, ohne die Tataren zu rechnen; sie verbreiten sich über die Samojeden,

*) Glossarium comparativum linguarum totius orbis. Petropoli 1787. 2. vol. 4to. A. d. H.

Chineſen, Japaneſen und die Völkerſchaften, welche die Gebirge Caucaſus und Ural u. ſ. w. bewohnen, und man findet in der That einige ſehr merkwürdige Aehnlichkeiten zwiſchen den Sprachen dieſer letzten Nationen und denen der Americaner. Jene Verwandtſchaften laſſen uns nicht daran zweifeln, daß der größte Theil der Americaniſchen Nationen nur Zweige jenes großen Stammes ſind, der den Tataren, den Samojeden, den Chineſen, den Japaneſen, den Kartalini, den Vuguls und mehreren andern Aſiatiſchen und Europäiſchen Völkerſchaften ihren Urſprung gab. Wenn dieß richtig iſt, ſo wird die Philoſophie des Mishikinawkwa (dieß iſt der erſte Indianer, der den Beinamen die kleine Schildkröte hat) unſern Glauben an die allgemein angenommene Meinung, daß die Americaner von den Aſiaten, und nicht die letztern von den erſtern abſtammen, wenig vermindern können.

Es giebt, fährt der Doctor Barton fort, nur wenige Verwandtſchaften zwiſchen den Dialekten der Caraiben, der Braſilianer und der Peruaner von der einen, und den Dialekten der Putwoatamies, Delawares, und der ſechs Nationen auf der andern Seite. Aber dieſe Verwandtſchaften reichen doch zu, um die Behauptung zu begründen, daß einige dieſer Sprachen nicht ſo deutlich unterſchieden ſind, als man es glaubt. Was die Dialekte der ſechs Nationen betrifft, ſo ſind ſie nach meiner Meinung von den Dialekten der Lenni Lenapé oder der Familie der Delawaren, nämlich der Chippewäer, der Miamis,

der Sawennos, der Putewatomier, und mehrerer anderen Stämme nicht ursprünglich unterschieden. Spätere und ausführlichere Untersuchungen haben mich in der Meinung, die ich ehemals über diesen Gegenstand hatte, befestigt. Noch weit größer ist die Aehnlichkeit zwischen den Dialekten der sechs Nationen und denen der südlichen Stämme, die unter dem Namen Cheroki, Muskoze oder Criks, Chicassawis Chaktaws u. s. w. bekannt sind. Alle diese Völkerstämme sprechen Dialekte, die eigentlich nur eine Sprache ausmachen. Unsere Kenntniß von den Sprachen des südlichen America's ist sehr beschränkt; sie reicht indeß hin, um uns begreiflich zu machen, daß die Peruaner, die Chilinesen, die Brasilianer und andere Nationen der südlichen Halbkugel Dialekte reden, die nicht viel von denen einiger Nationen und Stämme der nördlichen Halbkugel verschieden sind, und daß die Bewohner des südlichen Americas ebenso als die des nördlichen, noch mehrere Worte aus den Sprachen Asiens beibehalten haben, die das Gepräge ihres besondern Genies an sich haben. Dieser Gegenstand wird von mir weitläufiger in dem zweiten Theile meiner neuen Ansichten, der bald erscheinen wird, bearbeitet werden. *)

Volney: Alle Worte im Allgemeinen, in welchen der Begriff von Schönheit und Güte enthalten ist, fangen gemeiniglich mit einem P., und die im Gegentheil,

*) Dieß Werk des Dr. Barton ist nachgehends wirklich in Philadelphia herausgekommen.

die den Begriff von Böſen mit ſich verbinden, fangen mit einem M. an.

Der Doctor Barton ſagt: Wenn ich das Wörterbuch des Herrn Volney von M bis V durchblättere, ſo ſehe ich, daß dieſe Bemerkung wenig gegründet iſt. Freilich bezeichnen einige Worte, die mit einem M anfangen, unangenehme Dinge, wie Matſchi, ſchlecht, Mokjuſiana häßlich ꝛc. anderer Seits indeß, fangen die Worte Miamis, für den Mais, die Frau, die Stirn, eine Inſel, ein Bach, ein Baum, ein Bogen, ein Fußſteig, ein Kahn, ein Bieber, ein Bär, ſie ſelbſt (Metorthemake) und viele andere Benennungen von Sachen, welche die Indianer ſehr lieben, mit einem M. an. Was den Buchſtaben P anbetrifft, ſo fangen freilich nach dem Wörterbuche des Herrn Volney die Worte, Nacht, Regen, Winter, die für nackte Wilde keine Reize haben, und auch andere Wörter mit einem P. an. Wenn ich mich hier über dieſen Gegenſtand noch weiter verbreiten wollte, ſo würde mir der Beweis leicht ſeyn, daß die beiden Bemerkungen von Volney eben ſo wenig gegründet ſind, in Anſehung der Sprachen anderer Americaniſchen Stämme, die mit dem Dialekte der Miamis große Aehnlichkeit haben, wie z. B. die der Chippewäer, Putewatomier u. ſ. w.

„Wollten wir die Celtiſche Sprache, ſagt der General Vallency, nach ihrer Verwandtſchaft mit faſt allen bekannten Sprachen der Welt beurtheilen, ſo könnten wir daraus mit Bullet den Schluß ziehen, daß ſie

die Urſprache ſey. Es giebt nicht nur eine große Aehnlichkeit zwiſchen dem Iberniſch-Celtiſchen mit dem Hebräiſchen, dem Perſiſchen und andern Dialekten, ſondern es findet auch eine große Aehnlichkeit zwiſchen dem alten Iberniſch-Celtiſchen oder bearla fini, und den Dialekten des nördlichen America's Statt."

„Der Baron La Hontan verſichert, in ſeiner Reiſe durch das nördliche America im Jahr 1703, daß die Algonkiniſche Sprache die Mutterſprache dieſes Landes ſey, und daß ſie von allen Völkerſchaften, zwei ausgenommen, geredet werde. Die Algonkins ſagen, ſie ſeyen der älteſte und edelſte Stamm dieſes ganzen Continents. Ihr Name bezeichnet dieß auch im Irländiſchen: *cinc algan* oder *algancine* heißt nämlich der edele Stamm; *all gain cine* (wird wie *kiné* ausgeſprochen) bedeutet im Irländiſchen die berühmte Nation. Dieſes Wort läßt ſich von drei Phöniciſchen Worten, die die nämliche Bedeutung haben, nämlich: *all gand gins* ableiten. La Hontan hat uns ein kleines Wörterbuch von der Algonkiniſchen Sprache gegeben, woraus wir jetzt einige Worte zum Beweiſe anführen wollen.

Algonkiniſch		Irländiſch.
Bi laoua	ſchön	bi luaig,
kak ina	alle Sachen	cac' eini.
kak eli	alle	cac' uile.
na hiush malatat	Sachen von wenig Werth	na bi fiu se malarta,
ta koucim	komm her	tar c'uigim.
ma unia	hilf mir	me uati ni'ge oder uani.

Algonkiniſch		Irländiſch
okima	tapferer Streiter	aig mac't, oder oig-mag.
nip	Mörder	nid.
gik	ein Jeder.	gac'.
sca	das Waſſer	uisce,*).
inis	eine Inſel	inis.
bogo	ſanft	bog.
ga	die Lüge	gai.
makaun	ein Bär	mag'-g'am'uin.**).

„Das Algonkiniſche Wort oki-ma kann von oig-mac't oder dem Irländiſchen Worte oig-mag abgeleitet werden. Das erſte bedeutet einen tapfern oder mächtigen Streiter; das zweite einen Fechter der Ebene. Mac't, im dem alten Galliſchen bedeutete Macht (Man ſehe Pontanus). In der heutigen Irländiſchen Sprache bedient man ſich dieſer Worte mit der Zuſammenſetzung co-mac't Macht. Oig'-mag' wird ausgeſprochen wie oig-mah. Von dieſer Endung mag kömmt das alte Lateiniſche Wort magus, rhotomagus, noviomagus her und nicht von dem Hebräiſchen Worte magun, habitatio, wie Pontanus meint. Auf dieſe Weiſe iſt bis heut zu Tage noch jene Endung im Irländiſchen in den Worten ardmag', batmag, drammag etc. Mag'vel magh a plerisque habetur proprium nomen vel cognomen viri, quidam vero putant idem esse quod castrorum metatio. So ſagt Burtorf in der Erklärung des Jeremias im XXXIX

*) Wird iské ausgeſprochen.

**) Wird Magaouin ausgeſprochen.

Cap. 3. Vers bei den Worten: und alle Prinzen des Königs von Babylon kamen an, selbst Kab-mag etc. Man sehe die Grammátik des General Vallencey über die Iberisch-Celtische Sprache.

Der Staatsrath Malouet, in seinen mémoires, spricht von einem Juden, Namens Isaak Nasci*), den er zu Surinam kennen gelernt hatte. Dieser Nasci hatte ein Wörterbuch der Indianischen Sprache Galibi verfertigt, und er gedachte durch die angestellte Vergleichung dieser Sprache mit dem Hebräisch-Rabbinischen, zu beweisen, daß alle Hauptwörter der Galibischen Sprache Hebräisch wären.

Weit merkwürdiger indeß, als jene Analogien der Sprache sind jene Sagen, jene alten Erzählungen, die den Americanern und den Asiatischen Völkerschaften gemein sind. Bei den Mexicanern hat sich die Sage von einer Flut erhalten, und von einem Manne, der mit seiner Familie durch die besondere Gnade des Himmels in einer Barke gerettet wurde. Nach dieser Flut errichtete er mit den Seinigen zum Andenken dieses Ereignisses eine Pyramide. Aber die Leute von Watan

*) Dieser Mann, obgleich fast nie aus Surinam gekommen, hatte es dennoch ohne besondere Erziehung bereits im 30. Jahre nur allein durch sein Genie soweit gebracht, daß er als ein gründlicher Gelehrter die Fehler des Boulangerschen Werkes verbesserte, Arabisch, Chaldäisch und Hebräisch inne hatte, und außerdem die neueren Sprachen richtig redete und schrieb.

oder Uban,*) ihrem Noah, unternahmen es, aus dieſer Pyramide einen Thurm zu erbauen, um den Himmel zu erſteigen. Die Tradition ſagt, daß bei dieſer Unternehmung Rieſen gebraucht wurden. Sie ſagt nicht, daß Uban der Urheber dieſes verwegnen Planes geweſen ſey, aber daß er es nur zuließ, oder ſie bedient ſich eines gleich bedeutenden Ausdrucks; und daß er dabei half. Der große Geiſt Teotl, der auf ſie böſe war, zerſchmetterte ſie mit dem Blitze, zerſtreuete ſie, gab ihnen verſchiedene Sprachen, und befahl dem Uban, ſich mit ſeiner Familie in dem Lande Anahuac niederzulaſſen. Die Flut ereignete ſich nach den Mexicaniſchen Sagen vier tauſend Jahre nach Erſchaffung der Welt. Auf der 13ten Kupfertafel der Anſichten von den Cordilleres und den Merkwürdigkeiten von America vom Herrn v. Humboldt, findet ſich eine Abſchrift einer Mexicaniſchen Hieroglyphe auf der 96ten Seite des Codex Vaticanus, welche die Schlangenfrau, die Frau unſers Geſchlechts, Cihuacohuatl, Eva der Mexicaner vorſtellet. Sie war die Begleiterin des Tonacateuctly: die Mexicaner ſahen ſie als die Mutter unſers Geſchlechts an. Eine Hieroglyphe ſtellt gegen ihr über ein Schlange vor, die auf dem Schwanze ſteht, und hinter der Schlange zwei Kinder, die ſich ſchlagen; eines liegt auf dem Rücken an der Erde, und das andere liegt auf ihm. Das geſchlagene Kind hat eine Kupferfarbe und dasjenige, das es ſchlägt,

*) M. ſ. den Vergleich zwiſchen Uban und Odin der Skandinavier, in v. Humboldt's Vues des Cordillères etc. p. 148. und in John's Aufſatz in den Asiatic researches. Tom. I.

eine blaue Farbe. Eine andere Hieroglyphe neben ihr, stellt eine buntgestreifte Schlange vor. Der Gott Tonatiuh, die Sonne oder der Gott des Lichts zerstückelte sie.

Die Vorfahren der Mexicaner hatten auch ihr goldenes Zeitalter, oder ihre Zeit der Unschuld; sie feierten eine Art von Abendmahl, oder Communion mit Maisbrod. Sie hatten ein Fest der Erneuerung des Feuers. Dann brachten sie der Gottheit nur Blumen und Erdfrüchte, auch opferten sie Thiere und zuletzt Menschen. Ihre Religion schrieb ihnen Büßungen und die strengsten Fasten vor. Sind die Begriffe von Opfer und Aussöhnung dem Menschen in allen Religionen gemein? Gehen sie von einer Idee eines guten oder schlechten Grundsatzes aus? Haben die Mexicaner sie von den Buddhisten oder andern Völkern Indiens bekommen? oder sind sie wohl eine Colonie jener Völkerschaften?

Nach meiner Meinung über die Verschiedenheiten der Menschen, welche das neue Continent bewohnten, als die Europäer es entdeckten, gehören die Eingebornen der verschiedenen Gegenden America's zu Völkern, die eben so unterschieden sind, als die Caucasier und ihre zahlreichen verschiedenen Stämme, von mehrern Mongolischen Stämmen, oder damit ich mich eines von berühmten Gelehrten geheiligten Ausdruckes bediene, sind sie eben so verschieden, wie die Caucasische Menschenrasse von der Mongolischen ist. Es scheint mir, daß die Aztekische oder Mexicanische Rasse und an-

dere Völker des nördlichen America's mit den Einwohnern des nördlichen Asiens dieselben sind. Alles läßt uns glauben, daß die Peruaner und die Nation, welche die Gebirgsebene von Cundinamarca, heut zu Tage Santa-Fé von Bogota bewohnten, denselben Ursprung hatten. Ich bin der Meinung, daß die eigentlichen Caraiben von diesem letzten Volke abstammen. Aus den Sagen und Hieroglyphen der Mexicaner erhellet, daß im siebenzehnten Jahrhunderte sich kriegerische Völkerschaften, die im Norden von Rio-Gila im Mexicanischen wohnten, in dem Lande Anahuac verbreiteten. Das erste dieser Völker hieß Tolteken; der feindliche Einfall desselben geschah im Jahr 668. In der Folge kamen die erobernden Horden der Chichimeken im Jahr 1170; die Nachualteken im Jahre 1178. Die Acolchues und die Azteken drangen im Jahre 1190 bis nach Mexico vor und gründeten dieses Reich. So wie die eroberungssüchtigen Völkerschaften des nördlichen Europa's, im vierten und fünften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung immer mehr nach Süden vordrangen, um ein milderes Klima und einen fruchtbarerern Erdstrich zu suchen, so ließen sich die Tolteken und die Azteken im südlichen Theile von Mexico nieder. Aber während die eroberungssüchtigen Barbaren, welche aus dem nördlichen Europa gekommen waren, die Denkmäler der Bildung und der Künste Griechenlands und Roms zerstörten, gründeten die von Mexico an mehrern Orten Colonien und Städte, wovon man noch Spuren und Ruinen findet, die in den Tagebüchern der Spanischen Missionäre in der alten

Geschichte von Mexico von dem Abbé Clavigero, in Botturini Benaducci, und in den Werken des Hrn. v. Humboldt verzeichnet sind. Wenn jene Denkmäler, jene Bildsäulen, jene Mexicanischen und Peruanischen Hieroglyphen nicht durch Eroberer und unwissende und abergläubische Mönche zerstört worden wären; so würden sie jetzt ein großes Licht verbreiten, und bald die Ungewißheiten über die Berichte und die Wanderungen der alten Völker zerstreuen. Man weiß, daß die Spanischen Mönche alle diese Denkmäler, und Alles, was sie als einen Gegenstand abergläubischer Verehrung bei den Völkern des neuen Erdtheils ansahen, zerstören ließen.

Zur Zeit des Cortez gab es, wie allgemein bekannt ist, gebildete Völker auf der anderen Seite der Landenge von Panama, unter der Monarchie der Incas von Peru, und unter der Theocratie des Zaque von Cundinamarca, einer Art von Groß-Lama. Dieser Staat, der aus dem Lande bestand, welches jetzt das Königreich Santa-Fé oder Neu-Granada ausmacht, hatte den Bochica zum Gesetzgeber und Propheten, der, nach den Sagen der Mozcasischen Indianer, zwei tausend Jahre zu Sogomazo, in dem Tempel der Sonne lebte, von wo er zum Himmel hinaufgefahrt wurde. Sogomazo war die heilige Stadt der Mozcas, und das Christenthum, das sie angenommen haben, hat diesen Ort nicht um seine heiligen Ansichten gebracht. Bochica lehrte einen Gott als den Erschaffer des Himmels und der Erde, eine Sündflut u. s. w. Er nahm wieder Untergötter, als die Sonne,

den Mond u. ſ. w. an. Er predigte die reinſte Moral; ſeine vorzüglichſten Lehrſätze waren die Unſterblichkeit der Seele, die Auferſtehung der Todten, und ein allgemeines Gericht. Er verſprach unter andern den Guten, daß ſie ſich an denſelben Orten wiederfinden würden, die ſie während ihres Lebens bewohnt hätten, und daß dort der Genuß eines ungetrübten Glücks ihrer warte. Bochica verpflichtete ſeine Prieſter zur Keuſchheit und zum eheloſen Stande. Die Tradition ſagt, daß dieſer Geſetzgeber nicht in dem Lande geboren, ſondern aus fernen Gegenden gekommen ſey, und ſie legt ihm einen langen Bart bei, der ihm bis auf den Gürtel reichte. Seine Haare waren mit einer Binde befeſtigt, die der Binde glich, die auch die Phariſäer trugen. Die Prieſter des Bochica trugen einen Biſchofshut; auf der rechten Seite ihres Mantels war die Sonne geſtickt, und in der Hand hatten ſie eine Art von Lanze. Unten an der Spitze dieſer Lanze war ein goldner Stern mit ſechs Strahlen befeſtigt.

Eine ſehr ſchöne Frau, ſo ſagt die Tradition, beſuchte den Bochica. Sie hieß Chia, Yubeca, yquaya und Huythaea. Als ſie viele Menſchen durch ihre ſchlechten Grundſätze verdorben hatte, verwandelte ſie Bochica in eine Fledermaus; Andere ſagen: er habe ſie in den Himmel geſchickt, um ſie mit der Sonne zu verheirathen, und ſie ſollte nur des Nachts ſcheinen, zur Strafe für das angerichtete Böſe. Noch Andere ſagen, daß er ſie an den Oberſten der Teufel verheirathet habe.

fast überall findet man diese Sage von einer Frau, als der Urheberin unserer Uebel. *)

Wenn man die Frage aufwirft, ob diese Staaten durch die Nation gegründet sind, die Mexico eroberte, oder von Eingebornen, die diese Grundsätze der Bildung zu Tenochtitlan, der Hauptstadt des Aztekischen oder Mexicanischen Reichs, erhalten hatten, oder von einigen genievollen Männern, lange nach der Eroberung von Mexico durch die Tolteken und Azteken? so möchte sie sich wohl niemals auf eine Weise lösen lassen, die aller Ungewißheit ein Ende machen wird. Wenn indeß die Bildung auf der Gebirgsebene von Cundinamarca und in Peru mehrere Jahrhunderte vor der Eroberung von Mexico, durch die Tolteken und Azteken Statt gefunden haben sollte, so würde sie, wie es mir scheint, mehr Fortschritte in Brasilien, in Guiana und in dem schönen Lande der Carracas gemacht haben. Als aber die Europäer in diesen großen Ländern ankamen, fanden sie hier nur Völkerschaften, die selbst die einfachen Künste der Bildung noch nicht kannten. Alle Eingebornen in den Ländern, welche zwischen der Bergkette von Andes und dem nördlichen Ocean liegen, besonders die, welche die Gegenden zwischen der Mündung des Amazonenflusses und dem Isthmus von Panama bewohnten, standen damals in Ansehung ihrer Ver-

*) Man sehe Historia general de las conquistas, del nuevo regno de Granada, par el doctor C. F. *Piedrahita*, Obispo de Panama p. 17. I Band. Fol.

ſtandesbildung, noch unter den Tartaren und unter vielen Negerſtämmen; ſo verhält es ſich auch noch heut zu Tage mit den Völkern, bei welchen die Miſſionäre die Bildung nicht mit der Religion zugleich eingeführt haben.

Jedoch hat man in einem Lande, welches zwiſchen dem Orinoco, den Atapato, dem Rio-Negro und dem Caſſikiaro, zwiſchen dem 2ten und 4ten Grade nördlicher Breite liegt, Spuren von einem Volke entdeckt, dem das geſellſchaftliche Leben nicht unbekannt geweſen ſeyn ſoll. Man findet hier, ſo ſagt v. Humboldt, der uns auf dieſe Entdeckung geleitet hat, Felſen von Sychyle und Granit, die eben ſo, wie die von Caicara und Uruana mit ſymboliſchen, koloſſaliſchen Figuren bedeckt ſind, die Crocodille, Tiger, Hausgeräth, die Sonne und den Mond darſtellen. Heut zu Tage iſt jener Winkel der Erde nach den Bemerkungen jenes Gelehrten, in einer Strecke von ungefähr fünf hundert Quadrat-Meilen unbewohnt. Die benachbarten Völkerſchaften beſtehen aus jämmerlichen Menſchen, die auf den letzten Grad der Bildung herabgeſunken ſind; ſie führen ein herumirrendes Leben, und ſind ſchlechterdings unfähig, Hieroglyphen in einen Felſen eingraben zu können. Jene, mit ſchönen Arabesken gezierten Granitvaſen, eben ſo wie jene Masken von gebrannter Erde, die den Römiſchen ähnlich ſind, und die man auf der Küſte von Mosquito, bei ganz wilden Indianern gefunden hat, ſind merkwürdige Spuren einer Bildung, von der jetzt keine Spur mehr

da ist.*) „v. Humboldt hat die erste in dem pittoresken Atlas zu der Beschreibung seiner Reise abbilden lassen. Er findet eine große Aehnlichkeit zwischen diesen Basreliefs im Griechischen Geschmacke und denen, welche den Palast des Mitla, nahe bei Oaxaca im Mexicanischen schmücken. Ich will mich jetzt nicht weiter über die verschiednen Nationen und Spielarten unseres Geschlechts verbreiten, die verschiedene Theile von America länger als eine Epoche bewohnt haben, vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit auf die, von Humboldt und dem Pater Narcissus Gilbar **) in Ober-Guiana gemachten Entdeckungen leiten, deren ich so eben erwähnt habe. Scheinen nicht seine Entdeckungen dafür zu sprechen, daß ehemals dieses Land von einem Volke bewohnt gewesen sey, welches Fortschritte in der Bildung gemacht hatte? Und wenn man vollends einen Blick auf die geographische Charte dieses Theils von America wirft, scheint es da nicht glaublich, daß dieß Volk von der Gebirgsebene von Cundinamarca herkam, daß die Völker von Cundinamarca aus Peru kamen, daß die Peruaner (wenigstens der eroberungssüchtige Theil der Nation) ein Zweig der Tolteken oder Mexicanischen Azteken gewesen sind? Diesen Angaben und Analogien zu Folge, würden die Caraiben von irgend einem eroberungssüchtigen Stamme von Cund-

*) Gemälde der Natur, Theil I., S. 266.

**) Der Pater Narcissus Gilbar fand vor einigen Jahren in Ober-Guiana Bücher von Palmblättern, und in denselben Schriftzüge, die er nicht kannte.

namarca abstammen, und diese sind wahrscheinlich die Urheber der Hieroglyphen gewesen, welche der berühmte Reisende entdeckt hat.

Die Sagen, die Dialekte und Hieroglyphen der Völker des nördlichen und südlichen America's, die Sagen von erobernden Völkern, aus fernen Landen gekommen, und von Eingebornen, welche diese Eroberer in jenem Lande bei ihren Einfällen vorfanden, so wie der Unterschied, den wir zwischen den Caraibischen und Parias-Indianern finden, sind lauter Gegenstände, welche die ungetheilte Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen. Manche werden mit uns ohne Zweifel schließen, daß sich aus diesen Untersuchungen und Analogien folgende Resultate ergeben.

1. Mehrere Nationen der beiden America's stammen ursprünglich aus Asien ab; sie erhielten zum wenigsten die ersten Elemente der Bildung und der Religion aus diesem Lande, welches in Uebereinstimmung mit allen historischen Nachrichten, die Wiege unsers eignen Geschlechtes ist, das sich von hier aus bei seiner Vermehrung über alle Theile der Erde verbreitete.

2. Als sich die eroberungssüchtige und gebildete Nation in diesen Gegenden niederließ, so fanden sich hier wilde Völkerschaften, die ihr erstes Bild beibehalten haben, und man kann annehmen, daß im siebenten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die Bildung durch die Asiaten eingeführt worden ist.

Im Allgemeinen ſind die Wilden, die ich geſehen habe, von mittelmäßigem Wuchſe, und vielmehr gewandt, als ſtark. Sie ſind gemeiniglich wohl gewachſen. Jedermann weiß, daß ſie eine Kupferfarbe, grobe, ſchwarze und glatte Haare haben. In ihren Augen iſt wenig Ausdruck. Sie haben einen kleinern Kopf, als die Europäer, und ſelbſt als der größte Theil der Neger. Dieſe Beobachtung habe ich bei einer großen Menge von Hirnſchädeln dreier Raſſen gemacht. Auch habe ich bemerkt, daß ihre Hirnſchädel (unbeſchadet ihrem durch Kunſt eingedrückten Kopfe) ganz gleich, eben und rund ſind, d. h., ſie haben keine Hervorragungen, welches ein faſt untrügliches Zeichen des Mangels an ausgezeichneten Geiſteskräften iſt. Auch hat mich die Bemerkung eines ſonſt ſehr ſcharfſichtigen Beobachters, daß ſie einen dicken Kopf haben, ſehr überraſcht. De Pons, wie viele Perſonen, die übrigens ſehr unterrichtet ſind, verwechſeln das Geſicht mit dem Kopfe. Das Wort dick iſt ein Ausdruck der Vergleichung. De Pons hat unter den Einwohnern der Stadt Carracas gelebt, die, wie der größte Theil der Spanier, ein magres Geſicht haben; dabei iſt deſſenungeachtet ihr Hirnſchädel, und folglich auch das Gehirn dicker, als bei den Wilden, die dennoch im Allgemeinen ein rundes und fleiſchigtes Geſicht haben, welches ihnen mit ihren langen Haaren das Anſehen giebt, als wenn ſie dicke Köpfe hätten. Ihre Naſe iſt kurz, und es iſt gewiß, daß ſie ihren Kindern den Kopf eindrücken. Jedoch habe ich auf der Inſel Trinidad Einige gekannt, die eine runde Stirn, ein ſchönes und ausdrucksvolles Geſicht hatten, und Frauen, denen nur die weiße Haut fehlte, um von den

Europäern für ſchön gehalten zu werden. Die letztern gewöhnen ſich übrigens ſchneller an die Farbe, und ziehen ſie am Ende wohl gar vor. Die Wilden haben kurze Hände und Füße. Die Zeugungstheile der Männer ſind weniger entwickelt, als die der Europäer; ſie ſind eben nicht hitzig, und kennen nur eine ſinnliche Liebe. Sie würden einen Bart haben, wie wir, wenn ſie ſich denſelben nicht immer am ganzen Körper mit kleinen Zangen ausriſſen. Niemals habe ich indeß einen Wilden geſehen, der eine behaarte Bruſt gehabt hätte. Die Gouarauns, die ich für die ächten Caraiben halte, haben einen weit ſchöneren Wuchs, und ſind viel musculöſer, als die übrigen Wilden. Ich habe unter ihnen viele Männer geſehen, die fünf Fuß und ſechs bis ſieben Zoll hatten. v. Humboldt behauptet, im Inneren des ſüdlichen America's Wilde geſehen zu haben, die faſt ſechs Fuß groß, wohl gebaut und von einem ſtarken Körper waren.

Man hat ſo viel von ſchwarzen Caraiben auf St. Vincent geſprochen, und ſie ſind der Gegenſtand vieler Erzählungen und Fabeln geweſen. Ich habe bei meinem Aufenthalte auf dieſer Inſel von einigen Monaten, während des bürgerlichen Krieges unſerer Colonien Gelegenheit gehabt, einige zu kennen. Es ſcheint, daß die Engländer ſich hier im Jahre 1678 niederließen, oder um richtiger zu ſagen, davon Beſitz nahmen, und daß ſie von 1675 an, dorthin die Neger ſchickten. Nach Sir William Young litt ein Negerſchiff, welches von der Küſte Benin kam, und mit Macas-Negern beladen war, an der Küſte

von Bequin, einer kleinen Insel, eine Meile von Vincent, Schiffbruch. Die Schiffbrüchigen zogen sich auf diese Insel zurück, und hier verbanden sich mit ihnen eine große Anzahl Marron-Neger der benachbarten Inseln. Diese Neger wurden von den Caraiben sehr freundschaftlich aufgenommen, allein sie tödteten des Nachts ihre Gäste, um sich ihrer Frauen und ihres Landes zu bemächtigen. Nach dem Zeugnisse des achtungswürdigen Sir William Young, ist diese Thatsache erdichtet. Ich selbst habe von diesem Baronet auf St. Vincent und Tabago, eine ganz andere Darstellung dieses Ereignisses, so wie er sie von seinem Vater erhalten hatte, gehört. Der letztere war nämlich Gouverneur dieser Insel, wo seine Tugenden und die seines Sohnes, zum Sprichworte geworden sind. Nach Sir William Young, machten die Caraiben die Neger zu Sclaven, aber da sie fanden, daß sie viel zahlreicher würden, als sie selbst, so faßten sie den Entschluß, alle männlichen Kinder zu tödten. Die Ausführung dieser Barbarei verursachte eine Empörung unter den Negern, die in diesem Kampfe Sieger wurden. Sie tödteten einen großen Theil ihrer Herrn, und bemächtigten sich ihrer Frauen und ihrer Töchter, und von diesen stammen die unter dem Namen der schwarzen Caraiben bekannten Rassen ab. Es giebt noch auf dieser Insel (St. Vincent) einige Familien von rothen Caraiben, die niemals mit den schwarzen Caraiben ein Bündniß geschlossen haben; sie hielten sich von denselben entfernt, und mischten sich nicht mit in die Kriege, die sie mit den Engländern im Jahr 1795 hatten; sie leben hier unter ihrem Schutze, während

daß die ſchwarzen Caraiben nach der Inſel Rattan in der Bai von Honduras geführt worden ſind.

Dem Leſer wird vielleicht eine Nachricht von meiner Reiſe zu den ſchwarzen Caraiben nicht unangenehm ſeyn. Im Januar 1793, ſchiffte ich mich auf der Inſel St. Lucian auf einem achtzehn Fuß langen und zwei und einen halben Fuß breiten Kahn ein. Auf demſelben befanden ſich drei Caraiben. Der Freund, der mir dieſes gebrechliche Fahrzeug verſchafft hatte, hatte mir vorher geſagt, daß die Caraiben mich fragen würden, ob ich ſchwimmen könnte, und daß ich ihnen ihre Frage mit nein beantworten müßte; alsdann könnte ich ganz ruhig ſeyn, und ſie würden mich retten, wenn der Kahn ja umſchlagen ſollte. Wir reiſeten Mitternachts von Micaud mit gutem Winde von der Inſel St. Lucian ab, und kamen am andern Morgen um eilf Uhr bei Grand-Sable an, welcher Ort der Landungsplatz der Caraiben, von der Inſel St. Vincent iſt. Das Meer wird auf den Antillen in dieſer Jahreszeit immer durch die Nordwinde heftig bewegt, und die Wogen brechen ſich mit Wuth an den öſtlichen Küſten dieſer Inſeln. Bei übrigens ſchönem Wetter, wurde ich dennoch von den Wogen, die über meinem Körper zuſammenſchlugen, ſo durchnäßt, daß ich einer Salzſäule glich. Wir hatten indeß auf unſerer Fahrt keinen Unfall. Als unſer Bot noch hundert Schritte vom Geſtade, an welchem ſich große Corallenſchichten finden, entfernt war, ſahe ich eine Menge Wilde ſich in das Meer ſtürzen, und auf uns zu ſchwimmen. Die

Flut war sehr hoch, das Meer schäumte; ich ward nur die Köpfe dieser Caraiben, Männer und Frauen gewahr, die den Tritonen und Nereiden glichen. Für den Maler und Dichter gab es hier Stoff zu Gemälden. Man sahe hier am Ufer Gruppen von Caraiben, sowohl Männer, als auch Frauen und Kinder; hinter ihnen eine sehr einladende Fläche, zwei klare Flüsse, welche die Ebene bewässern, und eine Kette von spitzzugehenden Bergen, und mit der schönen Vegetation dieses Klimas bekleidet. Die Wilden drängten sich um das Boot her, ergriffen es auf beiden Seiten, einige mit der rechten, andere mit der linken Hand. Meine drei Reisebegleiter sprangen in's Wasser, ihr Lieblings-Element, tauchten unter, und kamen wieder zum Vorschein, und mir, der ich allein im Fahrzeuge war, fehlte nur ein Dreizack, um dem Neptun zu gleichen, der, von den Meeresbewohnern getragen, auf den Fluten schwimmt. Endlich, Dank sey es den gewandten und unerschrocknen Schiffern, gelangte das Fahrzeug, über die Wellen erhoben, glücklich über die Corallenbank; nun sprang ich an's Land, und befand mich unter einer Menge Menschen von kupfriger Farbe, die in das Schwarze fällt; fast Alle waren mit Bogen und Gewehren bewaffnet, und sie drängten sich um mich her, um einen weißen Menschen zu sehen, der einen Ueberrock von weißem Ratine anhatte, und dessen blondes Haar für den Augenblick in einem Alter von neunzehn Jahren vom Meerwasser weiß geworden war. Ich sah einen Caraiben mit einem kleinen Spiegel am Halse; ich bat ihn, mir denselben zu leihen, um mich darin zu besehen. Bei dem

Anblicke der kleinen Krystalle, die meine Haare weiß machten, brach ich in ein lautes Gelächter aus, und meine Wilden begleiteten mich unter Lachen zum Besitzer der Pirogue, der mein Wirth seyn wollte. Ich mußte über den schönen Fluß fahren, den ich im Bote gesehen hatte. Ich kleidete mich aus, um ein Bad zu nehmen. Eine Anzahl junger Caraiben und einiger Caraibinnen sprangen um mich her in's Wasser, und wir fiengen an zu scherzen, als ob wir schon lange Zeit mit einander bekannt wären. Das Vergnügen, einer Horde Räuber der Insel Lucian entwischt zu seyn, die meinen Tod beabsichtigten, das Bad, die Fröhlichkeit meiner Wirthe, der Anblick einer schönen Natur, die Luft, angefüllt mit Wohlgerüchen der Pflanzen, welche die Caraibischen Gärten, die an zwei Seiten dieses Flusses lagen, schmückten; alles dieses stellte schnell meine, durch Kummer und durch mehr als eine unangenehme Nacht erschöpften, Kräfte wieder her. Ich kam bei Larose an, so hieß mein Wirth. Ich hatte einige Monate vorher Indianer von Trinidad gesehen, die den Ackerbau fast gar nicht kannten. Aber hier werden die Besitzungen der Caraiben durch angenehme Umzäunungen von Oliven getrennt, und sie bauen alle schöne Pflanzen des Landes. Ihre Häuser hatten eine reizende Einfachheit, und waren mit Allem versehen, was ihnen nöthig war. Das Haus von Larosé war das schönste dieses Hüttenvereins; es war von behauenem Holze erbaut und mit Schindeln bedeckt; an der Vorderseite befand sich eine Galerie, und sie war in drei Zimmer getheilt, wovon das mittelste

zum Saale diente. Hier bereitete er für mich eine Hängematte, reichte mir auf Engliſche Weiſe die Hand, und ſagte: Sie ſind hier zu Hauſe; machen Sie es ſich hier ſo bequem, als möglich. Nach dieſem Complimente ſtellte er mir eine ſeiner Frauen vor, die nach Art der kupferfarbigen Frauen unſerer Colonie gekleidet war.

Ich will auf einige Augenblicke zu meinen Geſchäften gehen, ſagte Laroſé, ich laſſe Ihnen dieſe kleine Schwätzerin zu Ihrer Bedienung zurück, wenn Sie etwas nöthig haben. Hierauf bat ich die Mulattin, ſich neben mich auf die Matte zu ſetzen, und mir ihre Abenteuer unter den Caraiben zu erzählen. Vor zehn Jahren, ſprach ſie, war ich zwanzig Jahr alt, und damals noch ſchön. Es fehlte mir nicht an Liebhabern. Laroſé, der ſeit langer Zeit Handelsgeſchäfte auf St. Lucian und Martinique hatte, bewarb ſich um mich, und that mir den Vorſchlag, mit ihm nach St. Vinzent zu gehen, wo ich eine große Dame unter den Caraiben ſeyn würde. Ich ließ mich bereden. Aber ach! die keuſche Margarethe wußte nicht, daß es Caraiben giebt, welche drei bis vier Frauen haben. Wie fangen ſie es denn an, meine theure Freundin, fragte ich mit einem mitleidigen Blicke, um ſie Alle glücklich zu machen? Ach guter Weißer, ſagte ſie mir mit Thränen, ſehen Sie nur zum Fenſter hinaus, und Sie werden drei Hütten dort im Garten erblicken; auf dieſe Weiſe ſind Sie, meine arme Margarethe (ſo hieß die Mulattin) alle drei Wochen vierzehn Tage Witt-

we. — Ach lieber Weißer, ſagte ſie mir, indem ſie mir die Hand drückte, und mich verliebt anſah; im Anfang war es ſo; allein ſeit langer Zeit hat Laroſé junge Caraibinnen und bekümmert ſich nicht mehr um mich.

Ich ſah den Herrn Laroſé auf der Galerie mit ſeinen beiden Damen, die über unſer Geſpräch lachten; die arme Margarethe, die den Rücken nach der Thüre hin drehete, ſah ſie nicht. Er trat in's Zimer: geh fort, geh fort, du nichtswürdiges Menſch, anſtatt mit dem Weißen verliebt zu ſchwatzen, würdeſt du beſſer thun, wenn du uns ein Mahl zubereiteteſt. Dort iſt ein Huhn, das ich ſo eben geſchlachtet habe, und Fiſche; mach uns auch ein Krabbengericht. Ich machte dem Laroſé Vorſtellungen, die Margarethe etwas ſanfter zu behandeln, er ſpottete aber über mich. Er ſtellte mir ſeine beiden jungen Sultaninnen vor, wovon die älteſte ſiebenzehn Jahr alt war; ſie waren ſchön, und wie Nymphen gewachſen, und hatten zu ihrer ganzen Bekleidung nur Indianiſche Röcke und Tücher von gelbem, grünen und rothem Madras auf ihrem Kopfe; dieß paßte ſich ſehr zu ihrer Kupferfarbe. Sie bereiteten einen Sallat, ſpülten ſchöne Kryſtallgläſer, und machten uns einen Punſch. Während dieſer Zeit rauchte Laroſé ſeine Cigarre, und wiegte ſich in ſeiner Matte; er ſah mich mit einer boshaften Miene an, und ſagte mir, daß dieſe beiden jungen Caraibinnen ein heiliger Gegenſtand wären. Hierauf kamen eine große Menge Caraiben; ſo wie ſie in's Zimmer traten, um mich zu ſehen, mußte ich einem

Jeden die Hand geben. Sie nahmen im Zimmer herum Platz. Ich und Larosé setzten uns zu Tische, von drei Frauen bedient. Wir aßen das Krabbengericht, gekochten Fisch, gebratene Hühner mit Sallat, statt des Brodes hatten wir Pisangfrüchte, Cassave und Kartoffeln, köstliches Obst, Rum und Bier. Das Tischzeug war sehr schön und sehr weiß, die Schüsseln und Teller von Wedgewood, und die Löffel von Silber.

Als wir unsere Mahlzeit geendigt hatten, trat ein Caraibe, ungefähr fünf Fuß und sechs Zoll groß, in's Zimmer. Seine Kleidung bestand in einer Art von Hemd von blauer Leinwand, wie es unsere Fuhrleute tragen, und in einem runden, mit einem Federbusche gezierten Hute; in der Hand hatte er ein Gewehr, an der Seite einen großen Degen, und eine große silberne Büchse in seinem Wehrgehänge. Dieser Mann hatte das Ansehen und den Gang eines Oberbefehlshabers. Larosé stand auf, und sagte mir mit einer geheimnißvollen Miene ins Ohr: dieß ist der Capitän Lavallee, unser König.

Ich stand auf, um ihn zu begrüssen. Er redete mich an, gab mir die Hand, und machte mir nach seiner Art ein Compliment über die Ankunft in seinen Staaten, die fünf Stunden lang, und drei breit sind. Mein Wohnort liegt weit von hier, sagte er mir, ich war in der Nachbarschaft auf der Jagd, und erfuhr Ihre Ankunft. Wenn ich nicht so weit von meinem Wohnorte entfernt gewesen wäre, so würde ich, um Ihnen einen Besuch abzustatten, meine rothen Beinkleider, und meine

Uniform eines Franzöſiſchen Marſchalls, die mir der König mit ſeinem Orden während des Americaniſchen Krieges ſchickte, angezogen haben. Er nöthigte mich zum Sitzen, und er nahm den Platz des General-Lieutenants Laroſé ein, der voll Ehrerbietung ſtehen geblieben war, ohne ein Wort hervorzubringen. Die übrigen Caraiben hatten ſich indeß bei dem Eintritte ihres Oberhaupts von ihrem Sitze nicht erhoben, und ihm keine Art von Achtung erwieſen. Laroſé aber war halb gebildet, und ein Hofmann. Setze dich, ſagte ihm der Fürſt, ich will dir dein Mahl mit verzehren helfen. Als er ſich ſatt gegeſſen hatte, aßen und tranken wir mit einander, hierauf erzählte er mir ſeine Großthaten gegen die Engländer im Americaniſchen Kriege. Dann ſagte er mir, daß Herr von Bouille ihm die Uniform, das Kreuz und die Ehrenbezeigungen eines Franzöſiſchen Marſchalls mit einem Briefe von Ludwig XVI. geſchickt habe. Hierauf nahm er die ſilberne Büchſe in ſeine Hand, öffnete ſie, und zeigte mir einen Brief von Ludewig XVI., nach Martinique, wie ich glaube, geſandt, in welchem der König ſeinem Gevatter Lavallee für die geleiſteten Dienſte dankt, und wobei er ihm alle die ſchönen Sachen ſandte, die er mir zeigte. Lavallée bat mich, bei ihm zu ſchlafen. Ich ſahe wohl, daß er ſich mir in ſeiner ganzen Pracht zu zeigen wünſche; und willigte daher in ſein Verlangen. Ich wurde ſeiner Familie als ein Adjudant eines Generals vorgeſtellt, und mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Sein Haus war wie das des Laroſé, aber noch geräumiger. Er hatte fünf oder ſechs Negerſcla-

ven, die Caffee, Baumwolle, Roku, Cacao und Lebensmittel baueten. Seine Familie beſtand aus drei Frauen, womit er zehn Kinder von verſchiedenem Alter hatte. Während ich mit ſeinen Kindern plauderte, kamen Seine Majeſtät von Pracht glänzend, zu mir zurück. Man denke ſich auf ſeinem bronzirten Kopfe einen breiten dreieckigten Hut, mit einem weißen Federbuſche, einer weißen Cocarde, einen Knopf von Rheinkieſel, der wie eine Fauſt dick war, und den der König Ludewig XVI. für ihn hatte machen laſſen, und der hundert tauſend Thaler gekoſtet hatte. Außerdem trug er die Uniform eines Ober-Officiers, mit vielen Epaulets, und auf allen Nähten mit Treſſen beſetzt; an einem der Knopflöcher dieſes Kleides war eine Art eines goldenen Kreuzes, welches an einem rothen Bande hieng; dieß war das Ludwigsritterkreuz; eine große Platte von Gold und Silber auf der Bruſt, dieß war das Zeichen des heiligen Geiſtes-Ordens. Noch trug er ein großes blaues und rothes Band, eine rothe mit Gold geſtickte Weſte, ſcharlachene Beinkleider, die wieder auf allen Nähten mit Treſſen beſetzt waren; ſeine Fußbekleidung beſtand in Stiefeln, mit Stulpen von rothem Saffian; ein großes Paar Sporen von Kupfer, die vergoldet waren, ſchmückten noch die Stiefel. Er hatte keine Strümpfe, aber unter den Knien hatte er kleine Bänder mit Schellen, wie ſie die kleinen Hunde zu tragen pflegen. Ich glaube, daß es niemals einen glücklichern Menſchen auf der Welt gab, als es jetzt Lavallée war. Er gieng auf ſeiner Galerie auf und ab; richtete ſeine Blicke auf's Meer, und durchlief mit ſeinen

Augen, an der Spitze eines kleinen Berges, seine Staaten von Osten nach Westen, von Norden nach Süden. Das Abendessen wurde durch eine Artillerie-Salve angekündigt. Die ganze Artillerie bestand aus zwei kleinen Kanonen. Alle Augenblicke zog er seine Tabaksdose aus der Tasche, um mir eine Prise Tabak anzubieten. Es dauerte ihm zu lange, ehe ich ihm dieses Stück lobte, und er forderte mich auf, dasselbe recht anzusehen. Dieß war eine sehr schöne Tabaksdose von vergoldetem Silber, aber mit einem schlechten Gemälde von Ludwig XVI. geschmückt, mit Rhein-Diamanten eingefaßt; auch diese andere Sache, die für ihn gemacht war, kostete, wie er glaubte, hundert tausend Thaler. Aber er zeigte mir in der That prächtige Waffen, aus der Gewehrfabrik von Versailles.

Nachdem ich die Nacht in meiner Matte wohl zugebracht hatte, bekam ich am folgenden Morgen einen Besuch von meinem Freunde Larosee, der mich abhohlte, um mich zu Herrn Augier, einem Französischen Gutsbesitzer in den Umgebungen von Kingstown, zu führen. Die ganze Cavalerie von Lavallee bestand in einem Maulesel und einer Eselin, die er mir auf das artigste anbot; aber ich wollte lieber den Weg zu Fuße machen, bis zu Herrn Clapham, dem nächsten Gutsbesitzer der Caraiben, dessen Gefälligkeit mir Larosee sehr rühmte, daß ich es wagte, wenn ich gleich ihn nicht kannte, ihn zu besuchen, und ihn zugleich zu bitten, mir ein Pferd zu leihen, um mich nach Kingstown zu begeben. Obgleich ich mich nicht

im Schmucke eines Gentlemanns befand, so nahm mich dennoch Herr Clapham sehr gütig auf, that mir die Ehre an, mich mit ihm speisen zu lassen, und lieh mir ein Pferd, um mich nach meiner Bestimmung zu begeben. Ach! ich dachte es damals noch nicht, daß derselbe Clapham, wovon die Caraiben mir so viel Gutes sagten, und der bald mein Freund wurde, zwei Jahre nachher als das erste Opfer durch die nämlichen Caraiben fallen würde. Feinde in allen Classen und Ständen, hatten sie gereizt, die Besitzungen der Einwohner von St. Vincent anzuzünden, und die Personen zu ermorden, über die sie sich niemals zu beklagen Ursache gehabt hatten.

Es gehört nicht in meinen Plan, den Krieg der Caraiben mit den Einwohnern von St. Vincent zu beschreiben. Ich muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sagen, daß die Caraiben durchaus nicht von ihnen gereizt worden sind. Diese Colonie ist nicht wie die von Barbados, von Grenada und einigen Bahama-Inseln, von dem Auswurfe der Brittischen Nation bewohnt. Obgleich diese Insel den Britten seit langer Zeit gehört, so hat sie doch nur seit dem Revolutionskriege in den Vereinigten Staaten, ihren jetzigen hohen Rang als Colonie erhalten. Die Gouverneure Sir William Young und Melville, welche die ersten Einrichtungen in den Colonien leiteten, waren Männer von seltner Tugend und außerordentlichem Verdienste. Solche Charaktere haben immer auf den Geist einer Gesellschaft, die in ihrem Entstehen ist, großen

Einfluß; auch dieſe Colonie beſteht aus Leuten von guter Erziehung, die aus Europa, Antigua und von St. Chriſtoph, wohl eingerichteten Colonien, worin ein trefflicher Geiſt herrſcht, gekommen ſind.

Der General Sir Ralph Abercrombie machte dieſem grauſamen Kriege, der 1795 angefangen hatte, 1797 ein Ende, und alle ſchwarzen Neger von St. Vincent, die noch übrig blieben, wurden auf Engliſchen Schiffen nach der Inſel Rattan geführt. Dieſe ſchwarzen Caraiben haben mehrere Gewohnheiten der rothen Caraiben angenommen, z. B. das Breitdrücken der Stirn bei neugebornen Kindern. Aber ſie ſind nicht ſo träge, als die rothen, und ſie übertreffen die Indianer an Geiſtesgaben. Jede Familie hat ihre Grundſtücke, die mit einer Hecke eingeſchloſſen ſind, und mit Einſicht bebaut werden. Die Männer ſowohl, als die Frauen, nehmen an den Arbeiten Theil. Sie wollen nicht, daß man ſie Neger nenne, und halten dieſes Wort für eine große Beleidigung; dieß rührt ohne Zweifel daher, weil die Neger, ihre Nachbarn, Sclaven ſind. Sie glauben ſich geehrt, wenn man ſie Caraiben nennt; um den letztern zu gleichen, haben ſie, außer dem Eindrücken der Stirn, auch den Gebrauch, ſich mit Orlean zu tatuiren, angenommen.

Bei den ſchwarzen Caraiben hat das Chriſtenthum noch keinen Eingang gefunden. Ihre wenigen Religionsbegriffe beſtehen aus dem Fetiſchismus der Neger, und den abergläubiſchen Meinungen der alten Carai-

ben. Sie glauben, wie dieſe, an ein gutes, und an ein böſes Weſen.

Ueberſicht des fortſchreitenden Zuſtandes der Bevölkerung, des Ackerbaus und des Handels der Inſel Trinidad, von dem Jahre 1783 bis 1807.

Vorher habe ich angeführt, daß dieſe Inſel vor der Verordnung von 1783, nur einige Hundert Creolen, Mulatten, Eingeborne und Neger gehabt habe. Dieſe Bevölkerung beſtand im Jahre 1783 nur aus 126 Weißen, 295 kupferfarbigen und Freien, 310 Sclaven und 2032 Indianern von jedem Alter und Geſchlechte, in Allem 2,763.

Sieben Jahre nachher, 1790, hatte ſich eine neue Bevölkerung aus betrügeriſchen Bankerutirern, aus treuloſen Geſchäftsträgern gebildet, wozu noch eine kleine Zahl von ſchätzungswürdigen Familien der Franzöſiſchen und Engliſchen Colonien, und ſelbſt von ſehr angeſehenen, Franzöſiſch-Europäiſchen Familien kamen.

Die Unruhen, die um dieſe Zeit (1790) die Franzöſiſchen Colonien zerſtörten, trugen zum Anwachs der Inſel Trinidad bei, und gaben ihr eine anſehnliche Bevölkerung. Sie beſteht vorzüglich aus Franzöſiſchen Pflanzern; die meiſten, welche durch jene Unruhen ruinirt, und dem Bürgerkriege entgangen waren, brachten nur ihren Kunſtfleiß und ihre Thätigkeit mit ſich;

sehr Wenige hatten noch einige Ueberreste ihres Vermögens gerettet. Vom Jahr 1790 an bis 1797, haben sie die Bevölkerung von 10,422 bis zu 18,627 gebracht. *) Die Colonie wurde im Februar 1797 von Sir Ralph Abercrombie erobert. Im vorigen Jahre hatte man geärntet: in 159 Zuckerpflanzungen 7,800 Tonnen, in 130 Kaffeepflanzungen 330,000 Pfund, in 60 Cacaopflanzungen 96,000 Pfund, und in 103 Baumwollenpflanzungen 224,000 Pfund.

Die Ladung der Schiffe, die zu diesem Handel wie zu dem der Contrebande, den das benachbarte feste Land auf dieser Insel treibt, angewendet werden, betrug im Durchschnitte vom Jahre 1784 bis 1797, 7500 bis 8000 Tonnen.

Wenn man erwägt, daß vor dem Jahre 1783, die Volksmenge nur aus 2763 bestand, wovon 2032 Indianer waren, also Menschen, die nur arbeiten, um ihren dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen; wenn man an die Fesseln und an die ungereimten Verordnungen denkt, die vor der Zeit der Zählung, den Handel der Spanischen Colonien lähmten; wenn man erwägt, daß vor jener Zeit ein Holländisches Haus zu St. Eustache, lange Zeit den ganzen Handel mit einem Fahrzeuge von ungefähr 150 Tonnen führte, welches das-

*) Nach den sichern Listen der Bevölkerung, die 1797 von dem Englischen Gouverneur bekannt gemacht sind, belief sich die Volksmenge nur auf 17,710 Seelen. Dieß rührt daher, weil man die Listen unmittelbar nach einer Auswanderung, die durch die Eroberung der Insel veranlaßt war, angefertigt hatte.

selbe zwei oder drei Mal jährlich dorthin schikte, und den Einwohnern alle ihnen nöthige Artikel brachte, wofür dieselben als Zahlung etwas Cacao, Vanille, Indigo, Roku, Baumwolle und Mais, lauter Producte, die sie baueten, lieferten; wenn man sich daran erinnert, daß, wie ich vorher erwähnt, die erste Zuckerpflanzung 1787 dort angelegt wurde, so wird man sich einen Begriff von dem schnellen Wachsthume dieser Colonie, unter der weisen Statthalterschaft des Don Joseph Chacon in dem kurzen Zeitraume von 1783 bis 1797, machen können. Fast alle neue Pflanzer hatten sich in dieser Zeit ein mehr oder weniger beträchtliches Vermögen erworben. Seit der Eroberung der Insel im Februar 1797 bis zum Frieden von Amiens 1802, war die Volksmenge von 18,627, zu 24,239 gestiegen, und die steigende Cultur war folgende: In 192 Zuckerpflanzungen: 15,461 Tonnen *), in 128 Caffeepflanzungen: 358,660 Pfund, in 57 Cacaopflanzungen: 97,000 Pfund, und in 101 Baumwollenpflanzungen: 263,000 Pfund.

Man sieht also aus diesen Angaben, daß in einem Zeitraume von fünf Jahren der Bau des Zuckerrohrs noch einmal so beträchtlich geworden ist. Man bemerkt auch eine kleine Vermehrung in der Production des Caffees, des Cacaos und der Baumwolle, aber zwei Caffeepflanzungen, drei Cacaopflanzungen und zwei Baumwollenpflanzungen gab es weniger; denn die Ei-

*) Die Tonne wog damals ungefähr 1200 Pfund, was 18,000,000 Pfund Zucker nach altem Französischen Gewichte, betrug.

genthümer der Pflanzungen hatten es vortheilhafter gefunden, sie in Zuckerpflanzungen zu verwandeln.

Im Jahr 1802 wurden sechszig Schiffe zum Handel der Insel Trinidad gebraucht, und hatten ungefähr 15,000 Tonnen. Die Contrebande machte wahrscheinlich zwei Drittel dieses Handels aus; denn der dritte Theil der Tonnen, die zum Handel gebraucht wurden, bestand aus 5000 Tonnen. Da nun der Handel der Insel 1783 nur aus 150 Tonnen bestand, und 1802 auf 5000 Tonnen stieg, so ist es sichtbar, daß die Producte und die Hülfsquellen der Colonie sich nach und nach vermehrt haben, in dem Verhältnisse von 1: 33½.

Und die Volksmenge in demselben Zeitraume, in dem Verhältnisse von 1 : 8¾.

Durch die Auswanderung von St. Domingo und den Englischen Colonien nach Trinidad, zur Zeit, als der Friedenstractat von Amiens gebrochen war, stieg ihre Bevölkerung 1807 zu 31,000; unter diesen zählte man 21,000 und einige Sclaven. Es gab hier damals 214 Zuckerpflanzungen, wovon fast die Hälfte kaum 50,000 Pfund Zucker gab, weil es an Arbeitern fehlte. Indeß giebt es viele Pflanzungen, die 2 bis 300,000 Pfund gewannen. Die Totalsumme des, in diesem Jahre nach England, Neu-Schottland, Canada und den Vereinigten Staaten ausgeführten Zuckers betrug 18,235 Tonnen, oder 21,234,600 Pfund. *)

*) Die Tonne, die man im Jahr 1802 gebrauchte, hielt ungefähr 1200 Pfund; seit jener Zeit aber hält sie 1400 bis 1500 Pfund.

Außerdem gewann man in demselben Jahre 1807 460,000 Gallons Rum, oder ungefähr 1,500,000 Litres *) 400,000 Litres Sirop, 500,000 Pfund Caffee, 355,000 Pfund Cacao und 800,000 Pfund Baumwolle. Ehe der Friedenstractat von Amiens gebrochen wurde, gewann man, ein Jahr in's andere gerechnet, 1,500,000 bis 1,600,000 Pfund Baumwolle. Da indeß durch den Fall der Englischen Manufacturen der Preis dieser Waare um zwei Drittel und selbst um drei Viertel gefallen war, so gaben viele Colonisten den Bau dieses Products auf; so daß man im Jahre 1810 kaum 642,000 Pfund ärntete.

Man gewann im Jahre 1809 kaum 8,000,000 und 1810 nur 4,590,000 Pfund Zucker. Wenn man bemerkt, daß diese Waare nur 15 — 16 Fr. der Centner in den Englischen Colonien kostet, und daß der Colonist Alles, was er aus Europa oder den Vereinigten Staaten erhält, hundert Mal theurer bezahlen muß, als vor dem Frieden von Amiens, so wird man sich einen Begriff von dem traurigen Zustande machen, in welchen die Gutsbesitzer der eroberten Länder gekommen sind.

*) Der Sirop wird nach den Vereinigten Staaten und nach Canada ausgeführt, wo man Rum daraus macht. Wenn ich mich hier des Wortes Litre und dort des Wortes Livre bediene, so geschieht es, weil ich bemerkt habe, daß der größte Theil der Leser mit den neuen Maaßen der Flüssigkeiten vertraut ist, Wenige aber mit dem Gewichte bekannt sind.

Innerhalb der Jahre 1797 und 1802, verkauften die Engliſchen Kaufleute von Trinidad für eine Million Pfund Sterling (24,00,000 Fr.) von ihren Waaren an die Contrebandiers von Venezuela: dieſe bezahlten theils in Piaſtern, theils mit Waaren, woran die Engländer hundert Procent gewannen.

Ich kann nicht mit Stillſchweigen einen Auszug der Reiſe des Herrn Mac-Callum übergehen, den ich in den Annales des Voyages von Malte-Brun, und in der ſchätzenswerthen Reiſe von Lebrun geleſen habe. Die Angaben von der Volksmenge und den Producten von Trinidad, ſind hier ſehr unbeſtimmt. Die Verfaſſer ſagen z. B.: daß man 1799 auf Trinidad 26,728 Centner, oder 2,672,800 Pfund gewonnen habe, indeß man in demſelben Jahre 19,000,000 Pfund erhielt. Die Angaben des Mac-Callum über die andern Waaren, ſind auch nicht richtig; auf die Liſten von der Volksmenge kann man ſich indeß mehr verlaſſen. In der Liſte vom Jahre 1797, ſind die Indianer übergangen.

Die Reiſebeſchreibung des Mac-Callum iſt nur eine blutige Philippica gegen den General Picton, von einem Manne, den Picton ſehr gequält hatte. Mac-Callum konnte Böſes genug von ihm und ſeinen Mitſchuldigen ſagen, und er brauchte ihnen nicht, wie er es gethan hat, Verbrechen anzudichten. Man ſollte überhaupt nicht achtungswerthe und friedliche Männer, die das Anſehen des Gouverneurs ehrten, wenn ſie gleich über die Gewaltthätigkeiten des Deſ-

poten seufzten, schlecht und niedrig behandeln; auch sollte man niemals Störer der öffentlichen Ruhe und einige betrügerische Copisten, die Picton aus der Colonie verjagte, als schuldlose Opfer darstellen.

Schließlich noch einige Bemerkungen über die Bevölkerung auf Trinidad. Die Indianische Bevölkerung hat seit der Eroberung der Insel durch die Englische Regierung immer abgenommen, welches eine Folge des gegen sie verübten Drucks ist. Man zählte 2200 Eingeborne im Jahr 1797, und 1807 kaum 1467. Einige starben an den Folgen der Trunkenheit und des Kummers, Andere flohen auf das feste Spanische Land, um sich dem Drucke, und ihre Frauen der wilden Lust des schlechten W. T. Commandanten von Toco zu entziehen. Ob sich gleich die Bevölkerung von Trinidad in den Jahren 1802 bis 1807, um 6500 und einige Menschen vermehrt hat, so sind dennoch in diesem Zeitraume nur neun neue Zuckerpflanzungen angelegt worden. Der Zuwachs der Volksmenge bestand vorzüglich in Negern, wodurch die Zahl der Arbeiter vermehrt wurde. Der Bau des Cacao blieb, so wie er war, und der des Caffee machte aus zwei Ursachen Rückschritte: Es fehlte nämlich an Absatz auf den Englischen Märkten; auch kommen die Caffeebäume auf Trinidad nicht gut fort; sie geben hier wenige Früchte, und verdorren nach zehn oder zwölf Jahren. Uebrigens ist der Caffee auf Trinidad von vorzüglicher Güte, und besser als auf Martinique und den übrigen Antillen. Die Frucht giebt hier ein liebliches Getränk, wenn sie

auch noch nicht alt ist. Daß die Cultur des Caffees auf Trinidad nicht glückte, daran war vorzüglich der Eigensinn der Pflanzer Schuld. Da die Caffeebäume auf St. Domingo, Guadelupe, Domingo, St. Lucian und Martinique auf den kleinen Bergen so gut fortkommen, so machten jene Pflanzer den Schluß, daß dieß auch auf Trinidad der Fall seyn würde. Sie hatten indeß nicht beobachtet, daß die kleinen Berge und Hügel der Insel aus Schiefer bestehen, der mit Kieselsteinen bedeckt ist, worauf eine kleine Lage Pflanzenerde ruhet, die, wenn man den Boden einige Jahre angebaut hat, von dem Regen fortgeführt wird. Die kleinen Berge und Hügel auf den Antillen hingegen sind höher und frischer, auch mit einer tiefen Lage von Pflanzenerde bedeckt, welche die großen Steinmassen dort festhalten, wodurch denn auch zugleich der Boden feucht und frisch erhalten wird.

Die Herrn Beaubrun von Tacarigua, eben so einsichtsvolle, als achtungswerthe Pflanzer, sind vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, auf die Ebene Caffeebäume zu pflanzen, eben so wie man die Cacaobäume pflanzt, nämlich in den Schatten der Erytrinen, und dieß ist ihnen vollkommen geglückt. Mein guter Freund Don Juan Martin de Arestimuno de Cariaco hat dieselben Erfahrungen gemacht. Diese geschickten Pflanzer sind auf gleichen Gedanken gekommen, ohne sich denselben mitgetheilt zu haben. Es steht zu hoffen, daß das Beispiel des Erfolgs die Cultur dieser köstlichen Pflanze in den vereinigten

im Schmucke eines Gentlemanns befand, so nahm mich dennoch Herr Clapham sehr gütig auf, that mir die Ehre an, mich mit ihm speisen zu lassen, und lieh mir ein Pferd, um mich nach meiner Bestimmung zu begeben. Ach! ich dachte es damals noch nicht, daß derselbe Clapham, wovon die Caraiben mir so viel Gutes sagten, und der bald mein Freund wurde, zwei Jahre nachher als das erste Opfer durch die nämlichen Caraiben fallen würde. Feinde in allen Classen und Ständen, hatten sie gereizt, die Besitzungen der Einwohner von St. Vincent anzuzünden, und die Personen zu ermorden, über die sie sich niemals zu beklagen Ursache gehabt hatten.

Es gehört nicht in meinen Plan, den Krieg der Caraiben mit den Einwohnern von St. Vincent zu beschreiben. Ich muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sagen, daß die Caraiben durchaus nicht von ihnen gereizt worden sind. Diese Colonie ist nicht wie die von Barbados, von Grenada und einigen Bahama-Inseln, von dem Auswurfe der Brittischen Nation bewohnt. Obgleich diese Insel den Britten seit langer Zeit gehört, so hat sie doch nur seit dem Revolutionskriege in den Vereinigten Staaten, ihren jetzigen hohen Rang als Colonie erhalten. Die Gouverneure Sir William Young und Melville, welche die ersten Einrichtungen in den Colonien leiteten, waren Männer von seltner Tugend und außerordentlichem Verdienste. Solche Charaktere haben immer auf den Geist einer Gesellschaft, die in ihrem Entstehen ist, großen

Ich darf hier nicht übergehen, daß der Gebrauch der Dampfmaschine der Herrn Bolton und Watt's von Birmingham auf Trinidad 1804 oder 1805 eingeführt wurde. Sie hat in einigen Häusern die Ochsenmühlen ersetzt. Auch muß man diese Maschine den Windmühlen vorziehen, die nicht immer gehen, und weit kostspieliger sind. Die Wassermühlen allein haben vor dieser Maschine den Vorzug. Man versichert, daß die Dampfmaschine die Kraft von sechszehn Pferden hat, und daß in einer Zuckerpflanzung in einer bestimmten Zeit eben so viel ausgerichtet werden kann, als mit drei Mühlen, die durch Ochsen oder Mauleſel getrieben werden. Es ist bekannt, daß die Colonie eine große Anzahl dieser Thiere jährlich braucht; die Einführung der Dampfmaschine bei der Gewinnung des Zuckers ist folglich eine sehr große Verbesserung und Ersparung für den dortigen Ackerbau. Sir Stephen Lushington, der große Besitzungen auf dieser Insel hat, gebühret die Ehre, die erste Dampfmaschine eingeführt zu haben, trotz des Geschreis, welches gegen den Gebrauch derselben von allen denen, die ihr Geschäft nur mechanisch trieben, erhoben wurde.

Sechstes Kapitel.

Geschichte der Insel Tabago oder Neu-Walcheren. — Beschreibung des Landes und statistische Gemälde der Colonie.

Als Columbus die neue Welt entdeckte, erhielt die Insel Tabago, von der ich nicht weiß, daß irgend ein Geschichtschreiber den Caraibischen Namen auf uns gebracht hätte, von ihm diesen Namen oder den von Tabaco; die Insulaner legen ihn der Pfeife bei, deren sie sich bedienen, um die Pflanze, die man seitdem Tabac nannte, und die sie Kohiba nennen, zu rauchen. Die Pflanze und die Pfeife führen denselben Namen auf dem entgegengesetzten Ende des Caraibischen Archipels, auf Haïty oder St. Domingo. Tabago wurde von Eingebornen, die fast immer im Kriege mit den Arrooaken waren, bewohnt. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber nennen sie Caraiben; aber ich glaube nicht, daß sie zu dieser Nation gehören; erstlich, da die Arrooaken, mit denen sie im Kriege waren, wahre

sehr Wenige hatten noch einige Ueberreste ihres Vermögens gerettet. Vom Jahr 1790 an bis 1797, haben sie die Bevölkerung von 10,422 bis zu 18,627 gebracht. *) Die Colonie wurde im Februar 1797 von Sir Ralph Abercrombie erobert. Im vorigen Jahre hatte man geärntet: in 159 Zuckerpflanzungen 7,800 Tonnen, in 130 Kaffeepflanzungen 330,000 Pfund, in 60 Cacaopflanzungen 96,000 Pfund, und in 103 Baumwollenpflanzungen 224,000 Pfund.

Die Ladung der Schiffe, die zu diesem Handel wie zu dem der Contrebande, den das benachbarte feste Land auf dieser Insel treibt, angewendet werden, betrug im Durchschnitte vom Jahre 1784 bis 1797, 7500 bis 8000 Tonnen.

Wenn man erwägt, daß vor dem Jahre 1783, die Volksmenge nur aus 2763 bestand, wovon 2032 Indianer waren, also Menschen, die nur arbeiten, um ihren dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen; wenn man an die Fesseln und an die ungereimten Verordnungen denkt, die vor der Zeit der Zählung, den Handel der Spanischen Colonien lähmten; wenn man erwägt, daß vor jener Zeit ein Holländisches Haus zu St. Eustache, lange Zeit den ganzen Handel mit einem Fahrzeuge von ungefähr 150 Tonnen führte, welches das-

*) Nach den sichern Listen der Bevölkerung, die 1797 von dem Englischen Gouverneur bekannt gemacht sind, belief sich die Volksmenge nur auf 17,710 Seelen. Dieß rührt daher, weil man die Listen unmittelbar nach einer Auswanderung, die durch die Eroberung der Insel veranlaßt war, angefertigt hatte.

ſelbe zwei oder drei Mal jährlich dorthin ſchikte, und den Einwohnern alle ihnen nöthige Artikel brachte, wofür dieſelben als Zahlung etwas Cacao, Vanille, Indigo, Roku, Baumwolle und Mais, lauter Producte, die ſie baueten, lieferten; wenn man ſich daran erinnert, daß, wie ich vorher erwähnt, die erſte Zuckerpflanzung 1787 dort angelegt wurde, ſo wird man ſich einen Begriff von dem ſchnellen Wachsthume dieſer Colonie, unter der weiſen Statthalterſchaft des Don Joſeph Chacan in dem kurzen Zeitraume von 1783 bis 1797, machen können. Faſt alle neue Pflanzer hatten ſich in dieſer Zeit ein mehr oder weniger beträchtliches Vermögen erworben. Seit der Eroberung der Inſel im Februar 1797 bis zum Frieden von Amiens 1802, war die Volksmenge von 18,627, zu 24,239 geſtiegen, und die ſteigende Cultur war folgende: In 192 Zuckerpflanzungen: 15,461 Tonnen *), in 128 Caffeepflanzungen: 358,660 Pfund, in 57 Cacaopflanzungen: 97,000 Pfund, und in 101 Baumwollenpflanzungen: 263,000 Pfund.

Man ſieht alſo aus dieſen Angaben, daß in einem Zeitraume von fünf Jahren der Bau des Zuckerrohrs noch einmal ſo beträchtlich geworden iſt. Man bemerkt auch eine kleine Vermehrung in der Production des Caffees, des Cacaos und der Baumwolle, aber zwei Caffeepflanzungen, drei Cacaopflanzungen und zwei Baumwollenpflanzungen gab es weniger; denn die Ei-

*) Die Tonne wog damals ungefähr 1200 Pfund, was 18,000,000 Pfund Zucker nach altem Franzöſiſchen Gewichte, betrug.

Inseln dieser beiden Nationen, und selbst die Spanier von Trinidad und des mittägigen festen Landes sich die nöthigen Waaren hohlten. Sie errichteten auch das erste Colonial-Etablissement auf St. Martin, einer der Jungfern-Inseln. Sie waren Eigenthümer und Herrn der Hälfte der Insel, die seitdem unter dem Namen „Holländischer Antheil" bekannt ist.

Die Lampsins waren nicht allein große Kaufleute, sondern auch Staatsmänner. Adrian war lange Zeit Director der Ostindischen Compagnie, und Cornelius einer der einflußreichsten Mitglieder der Generalstaaten. Die gleichzeitigen Schriftsteller stellen sie als Männer von sanften und einfachen Sitten, von strenger Rechtschaffenheit und vieler Humanität dar.

Die Lampsins ernannten Hubert von Beveren zum Befehlshaber, der im Monat November 1654 nach dieser Colonie gieng; er regierte sie als ein weiser und aufgeklärter Administrator, und wußte sich gleichmäßig die Liebe der Colonisten und das Zutrauen seiner Bevollmächtigten zu erwerben; er gründete das erste Colonial-Etablissement zu Rootklip oder Rockly-Bai, heut zu Tage Scarborough.

Im folgenden Jahre bewilligte Jacob der Erste, König von England und Schottland, man weiß nicht mit welchem Rechte, diese Insel seinem Täuflinge, dem Herzoge Jacob von Curland.

Ein Schiff langte mit Curländischen Colonisten einige Monate nachher hier an. Der Capitän setzte seine

Außerdem gewann man in demſelben Jahre 1807 460,000 Gallons Rum, oder ungefähr 1,500,000 Litres *) 400,000 Litres Sirop, 500,000 Pfund Caffee, 355,000 Pfund Cacao und 800,000 Pfund Baumwolle. Ehe der Friedenstractat von Amiens gebrochen wurde, gewann man, ein Jahr in's andere gerechnet, 1,500,000 bis 1,600,000 Pfund Baumwolle. Da indeß durch den Fall der Engliſchen Manufacturen der Preis dieſer Waare um zwei Drittel und ſelbſt um drei Viertel gefallen war, ſo gaben viele Coloniſten den Bau dieſes Products auf, ſo daß man im Jahre 1810 kaum 642,000 Pfund ärntete.

Man gewann im Jahre 1809 kaum 8,000,000 und 1810 nur 4,590,000 Pfund Zucker. Wenn man bemerkt, daß dieſe Waare nur 15 — 16 Fr. der Centner in den Engliſchen Colonien koſtet, und daß der Coloniſt Alles, was er aus Europa oder den Vereinigten Staaten erhält, hundert Mal theurer bezahlen muß, als vor dem Frieden von Amiens, ſo wird man ſich einen Begriff von dem traurigen Zuſtande machen, in welchen die Gutsbeſitzer der eroberten Länder gekommen ſind.

*) Der Sirop wird nach den Vereinigten Staaten und nach Canada ausgeführt, wo man Rum daraus macht. Wenn ich mich hier des Wortes Litre und dort des Wortes Livre bediene, ſo geſchieht es, weil ich bemerkt habe, daß der größte Theil der Leſer mit den neuen Maaßen der Flüſſigkeiten vertraut iſt, Wenige aber mit dem Gewichte bekannt ſind.

Nachdem der Herzog von Curland seine Staaten durch den Frieden von Oliva wieder erhalten hatte, verlangte er von den Generalstaaten, ihn wieder in den Besitz seines Etablissements zu Tabago einzusetzen: auf ihre Verweigerung wandte er sich an den König von England, Karl II., der, da er sich gerade im Kriege mit Holland befand, am 17 Nov. 1664. zu Gunsten des Herzogs ein Manifest erließ, nach welchem er ihm, seinen Erben und Nachfolgern die völlige Handelsfreiheit erlaubte auf seinen eigenen Schiffen, auf allen Flüssen und in den Häven, die ihm an der Küste von Afrika und in Guinea gehörten, so wie auch den Transport aller Waaren, die nicht den Werth von 12,000 Pf. Sterling des Jahrs überstiegen, ferner ein oder mehrere Comptoirs oder Magazine zu bauen; wogegen der Herzog von Curland ihm das Fort St. André in Guinea, und alle andere Forts, Festungswerke und Werfte, die ihm dort gehörten, mit allen Kanonen, Kugeln, Pulver und Kriegsgeräthen, die sich in den Festungen befinden möchten, abtrat; sich ferner verbindlich machte, drei Procent von allen Effecten oder Waaren, die er in oben benannte Oerter senden würde, an die Douanen Sr. Majestät zu bezahlen.

Ihm Zufolge tritt Se. Majestät dem Herzog von Curland die Insel Tabago, mit allen ihren Ländern, Buchten, Flüssen und Vortheilen ab.

Dieß alles geschah unter der besondern Bedingung, daß der Herzog von Curland nicht zugäbe und erlaubte, daß irgend ein andrer, als seine eigenen und die

Unterthanen des Königs, hier Pflanzungen oder Häuser besäßen. Es sollte aber immer den Unterthanen Sr. Majestät erlaubt seyn, die Insel zu besuchen, alle Privilegien, Freiheiten, Befreiungen von Abgaben und Wohlthaten, eben so wie die Unterthanen des Herzogs, zu genießen; und keine Abgaben oder Auflagen zu entrichten, als die zur Vertheidigung der Insel nöthig wären, und dieß, auf die nämliche Art, wie die andern Unterthanen.

Uebrigens sollte er, zum Zeichen, daß die Insel dem Könige gehöre, wenn er es verlange oder in Krieg mit irgend einer Macht, ausgenommen den König von Polen und Herzog von Curland, verwickelt werde, auf seine Kosten, ein gutes Kriegsschiff mit 40 eisernen Kanonen stellen, worauf S. M. die Commandanten und Matrosen ernennen würde.

Die Generalstaaten achteten wenig auf das Manifest des Königs von England, und der Krieg wurde bald nachher zwischen den beiden Mächten erklärt. Der Herzog verschob seine Ansprüche auf diese Insel bis auf eine günstigere Zeit. Sie wurde der Schauplatz der Verheerungen Englischer Corsaren, bis sich Frankreich für Holland erklärte; jetzt ward Tabago der Sammelplatz Französischer und Holländischer Flotten, da sie im Winde der Caraibischen Inseln liegt. Durch diesen Umstand nahm die Wichtigkeit und die Macht der Colonie zu.

Cornelius Lampsins blieb einige Jahre ruhiger Besitzer. Die Bevölkerung war bis auf 1200 Ein-

auch noch nicht alt ist. Daß die Cultur des Caffees auf Trinidad nicht glückte, daran war vorzüglich der Eigensinn der Pflanzer Schuld. Da die Caffeebäume auf St. Domingo, Guadelupe, Domingo, St. Lucian und Martinique auf den kleinen Bergen so gut fortkommen, so machten jene Pflanzer den Schluß, daß dieß auch auf Trinidad der Fall seyn würde. Sie hatten indeß nicht beobachtet, daß die kleinen Berge und Hügel der Insel aus Schiefer bestehen, der mit Kieselsteinen bedeckt ist, worauf eine kleine Lage Pflanzenerde ruhet, die, wenn man den Boden einige Jahre angebaut hat, von dem Regen fortgeführt wird. Die kleinen Berge und Hügel auf den Antillen hingegen sind höher und frischer, auch mit einer tiefen Lage von Pflanzenerde bedeckt, welche die großen Steinmassen dort festhalten, wodurch denn auch zugleich der Boden feucht und frisch erhalten wird.

Die Herrn Beaubrun von Tacarigua, eben so einsichtsvolle, als achtungswerthe Pflanzer, sind vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen, auf die Ebene Caffeebäume zu pflanzen, eben so wie man die Cacaobäume pflanzt, nämlich in den Schatten der Erytrinen, und dieß ist ihnen vollkommen geglückt. Mein guter Freund Don Juan Martin de Arestimuno de Cariaco hat dieselben Erfahrungen gemacht. Diese geschickten Pflanzer sind auf gleichen Gedanken gekommen, ohne sich denselben mitgetheilt zu haben. Es steht zu hoffen, daß das Beispiel des Erfolgs die Cultur dieser köstlichen Pflanze in den vereinigten

Staaten von Venezuela und auf Trinidad, an Orten, die man wegen der zu großen Trockenheit des Klimas für nicht günstig hielt, heben wird. Ich werde noch einmal auf die Cultur des Caffee, so wie auf die Cultur des Cacao, des Zuckerrohrs und der übrigen Producte dieses neuen Erdtheils zurückkommen; sie gehören zu den Handelsgegenständen Europa's und der vereinigten Staaten des nördlichen America's.

Im ersten Kapitel habe ich gesagt, diese Insel habe eine Oberfläche von 263½ □Seemeilen. *) Der bergigte Theil, der nicht bebaut werden kann, macht den dreißigsten Theil der Insel aus; dieß ist ein Vorzug, den Trinidad fast vor allen Antillen besitzt, denn der größte Theil des Landes auf diesen Inseln besteht aus steilen Bergen, Abgründen und Defileen, und ist so beschaffen, daß der Ertrag des Ackerbaus durch das Fuhr- und Arbeitslohn darauf gehen würde. Es erhellet aus den, im Jahr 1799 zu Trinidad auf Befehl des Englischen Gouverneurs gemachten Verbesserungen, daß man auf dem Gebiete von Trinidad 1313 Zuckerpflanzungen, 945 Caffe-, 304 Cacao-, 158 Baumwollenpflanzungen von (100 Carros oder) 320 Englischen Morgen, die im Durchschnitte 256 Pariser Morgen gleichen, anlegen könnte. Wenn die Insel jemals zu diesem hohen Grade der Cultur kömmt (ihr Boden ist wenigstens eben so fruchtbar, als der Boden auf St. Domingo) so wird sie mehr Waaren liefern, als der Französische Theil dieser Insel vor der Revolution.

*) Oder 197½ geographische □Meilen.

Ich darf hier nicht übergehen, daß der Gebrauch der Dampfmaschine der Herrn Bolton und Watt's von Birmingham auf Trinidad 1804 oder 1805 eingeführt wurde. Sie hat in einigen Häusern die Ochsenmühlen ersetzt. Auch muß man diese Maschine den Windmühlen vorziehen, die nicht immer gehen, und weit kostspieliger sind Die Wassermühlen allein haben vor dieser Maschine den Vorzug. Man versichert, daß die Dampfmaschine die Kraft von sechszehn Pferden hat, und daß in einer Zuckerpflanzung in einer bestimmten Zeit eben so viel ausgerichtet werden kann, als mit drei Mühlen, die durch Ochsen oder Mauleſel getrieben werden. Es ist bekannt, daß die Colonie eine große Anzahl dieser Thiere jährlich braucht; die Einführung der Dampfmaschine bei der Gewinnung des Zuckers ist folglich eine sehr große Verbesserung und Ersparung für den dortigen Ackerbau. Sir Stephen Lushington, der große Besitzungen auf dieser Insel hat, gebühret die Ehre, die erste Dampfmaschine eingeführt zu haben, trotz des Geschreis, welches gegen den Gebrauch derselben von allen denen, die ihr Geschäft nur mechanisch trieben, erhoben wurde.

Sechstes Kapitel.

Geſchichte der Inſel Tabago oder Neu-Walcheren. — Beſchreibung des Landes und ſtatiſtiſche Gemälde der Colonie.

Als Columbus die neue Welt entdeckte, erhielt die Inſel Tabago, von der ich nicht weiß, daß irgend ein Geſchichtſchreiber den Caraibiſchen Namen auf uns gebracht hätte, von ihm dieſen Namen oder den von Tabaco; die Inſulaner legen ihn der Pfeife bei, deren ſie ſich bedienen, um die Pflanze, die man ſeitdem Tabac nannte, und die ſie Kohiba nennen, zu rauchen. Die Pflanze und die Pfeife führen denſelben Namen auf dem entgegengeſetzten Ende des Caraibiſchen Archipels, auf Haïty oder St. Domingo. Tabago wurde von Eingebornen, die faſt immer im Kriege mit den Arroonaken waren, bewohnt. Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber nennen ſie Caraiben; aber ich glaube nicht, daß ſie zu dieſer Nation gehören; erſtlich, da die Arroonaken, mit denen ſie im Kriege waren, wahre

Caraiben sind; dann scheint es, als wenn die Reisenden und die wenig unterrichteten damaligen Geschichtschreiber alle eingebornen Insulaner unter dem Namen Caraiben begriffen haben. Mag dem nun seyn, wie ihm wolle, die Bewohner der Insel, die zuerst Tabago, und einige Jahre nachher Neu-Walcheren genannt ist, konnten den Arrooukaken nicht widerstehen, und flüchteten sich nach St. Vincent, das damals von Indianern bewohnt wurde, mit denen sie in Frieden lebten.

Nachdem Tabago durch die Auswanderungen der Wilden verödet war, vermochten Holländische Schiffer, die auf ihrer Rückkehr von Brasilien sie besuchten, und von der Schönheit des Klima's, dem Reichthum des Bodens und der Nähe des festen Landes hingerissen wurden, eine Handelsgesellschaft von Vließingen hier ein Etablissement anzulegen. Zur Zeit ihrer Unternehmung, im J. 1632, hielt es nicht schwer zwei hundert Personen zu finden, die dorthin herüberschifften, um den ersten Grund zur Colonie zu legen. Sie gaben ihr den Namen Neu-Walcheren, zu Ehren der Provinz Seeland, worin die Stadt Vließingen liegt.

Die Indianer von Trinidad, im Bündniß mit den Spanischen Colonisten dieser Insel, fielen im J. 1634, ehe die Colonisten Zeit gehabt hatten den Bau des Forts, das sie angefangen, zu Stande zu bringen, über das Etablissement her. Alles, was den Siegern in die Hände fiel, wurde im ersten Augenblick des Ueberfalls niedergemacht; darauf schleiften sie die Festung,

nahmen die Kanonen weg, zerstörten die Pflanzungen, und führten alle Colonisten, deren sie sich bemächtigen konnten, als Gefangene nach Trinidad.

Die Colonisten, die dem Blutbade und der Gefangenschaft entgiengen, flohen nach Holland. Die Insel Tabago blieb zwanzig Jahre hindurch wüste; während dieser Zeit wurde sie nur von einigen Seeleuten von Martinique und Guadeloupe, die hierher kamen, um Schildkröten zu fangen und von Indianern von St. Vincent und anderen Antillen, die sich hier vor Anker legten, als sie ihre ewigen Feinde, die Arroouaken vom Orinoco bekriegten, besucht.

Im Jahre 1654 erhielten die Gebrüder Lampsins von Vließingen von den vereinigten Provinzen eine Urkunde, wodurch es ihnen erlaubt wurde, die Insel Tabago in Besitz zu nehmen, und sie für ihre Rechnung zu bebauen. Diese Urkunde gab ihnen auch das Recht, die Obrigkeit und den Befehlshaber der Colonie zu ernennen, mit der einzigen Einschränkung, daß die Ernennung des leztern zur Approbation den Generalstaaten vorgelegt werden sollte.

Diese berühmten Kaufleute waren nicht damit zufrieden, nur Einrichtungen für den Ackerbau zu machen; sie legten auch zu Neu-Walcheren Magazine für alle Arten Europäischer Waaren an; und da zu dieser Zeit die Franzosen und Engländer den Handel noch nicht so sehr betrieben, als nachher, so war Neu-Walcheren eine Niederlage, woher die Colonisten der benachbarten

Inseln dieser beiden Nationen, und selbst die Spanier von Trinidad und des mittägigen festen Landes sich die nöthigen Waaren hohlten. Sie errichteten auch das erste Colonial-Etablissement auf St. Martin, einer der Jungfern-Inseln. Sie waren Eigenthümer und Herrn der Hälfte der Insel, die seitdem unter dem Namen „Holländischer Antheil" bekannt ist.

Die Lampsins waren nicht allein große Kaufleute, sondern auch Staatsmänner. Adrian war lange Zeit Director der Ostindischen Compagnie, und Cornelius einer der einflußreichsten Mitglieder der Generalstaaten. Die gleichzeitigen Schriftsteller stellen sie als Männer von sanften und einfachen Sitten, von strenger Rechtschaffenheit und vieler Humanität dar.

Die Lampsins ernannten Hubert von Beveren zum Befehlshaber, der im Monat November 1654 nach dieser Colonie gieng; er regierte sie als ein weiser und aufgeklärter Administrator, und wußte sich gleichmäßig die Liebe der Colonisten und das Zutrauen seiner Bevollmächtigten zu erwerben; er gründete das erste Colonial-Etablissement zu Rootklip oder Rockly-Bai, heut zu Tage Scarborough.

Im folgenden Jahre bewilligte Jacob der Erste, König von England und Schottland, man weiß nicht mit welchem Rechte, diese Insel seinem Täuflinge, dem Herzoge Jacob von Curland.

Ein Schiff langte mit Curländischen Colonisten einige Monate nachher hier an. Der Capitän setzte seine

Mannſchaft in der Bai aus, die noch jetzt Curland heißt, und der Hauptort eines der ſchönſten Quartiere der Inſel iſt. Die Holländer wagten es nicht ſogleich, ſich der Niederlaſſung ihrer Nebenbuhler, die nach Engliſchen Geſchichtſchreibern hundert Familien, nach Holländiſchen hundert Perſonen ausmachten, zu widerſetzen. Aber einige Tage nach der Landung der neuen Coloniſten kam es zwiſchen beiden Theilen zu einem Scharmützel, worauf ein Vergleich folgte, nach welchem ſie übereinkamen, friedlich jeder in ſeinem Quartiere zu leben, bis ihre reſpectiven Souveräns über den rechtmäßigen Beſitz der Inſel einig ſeyn würden. Da aber die Curländer von ihrem Fürſten weder Pflanzer, noch irgend Unterſtützung erhielten, deren eine neue Colonie nicht entbehren kann, die Holländiſche Colonie dagegen ſich bedeutend durch neue Coloniſten vermehrte und Hülfe aller Art durch die Lampſins erhielt, und dieſe außerdem erfuhren, daß im J. 1659 des Herzogs von Curland Beſitzungen vom Schwediſchen Könige erobert, und er ſelbſt gefangen genommen ſey: ſo zwangen ſie das nämliche Jahr die Curländer, ihnen das Fort James, das ſie in der Bai Curland erbauet hatten, abzutreten.

Die Lampſins ſcheinen Ludwig dem XIV. wichtige Dienſte geleiſtet zu haben und bei dieſem Monarchen in großer Gunſt geſtanden zu ſeyn. Es iſt beſonders, daß, da ſie die Eigenthümer von Tabago waren, ſie doch Ludwig XIV. baten, dieſe Inſel in eine Baronie zu verwandeln.

Nachdem der Herzog von Curland seine Staaten durch den Frieden von Oliva wieder erhalten hatte, verlangte er von den Generalstaaten, ihn wieder in den Besitz seines Etablissements zu Tabago einzusetzen; auf ihre Verweigerung wandte er sich an den König von England, Karl II., der, da er sich gerade im Kriege mit Holland befand, am 17 Nov. 1664. zu Gunsten des Herzogs ein Manifest erließ, nach welchem er ihm, seinen Erben und Nachfolgern die völlige Handelsfreiheit erlaubte auf seinen eigenen Schiffen, auf allen Flüssen und in den Häven, die ihm an der Küste von Afrika und in Guinea gehörten, so wie auch den Transport aller Waaren, die nicht den Werth von 12,000 Pf. Sterling des Jahrs überstiegen, ferner ein oder mehrere Comptoirs oder Magazine zu bauen; wogegen der Herzog von Curland ihm das Fort St. André in Guinea, und alle andere Forts, Festungswerke und Werfte, die ihm dort gehörten, mit allen Kanonen, Kugeln, Pulver und Kriegsgeräthen, die sich in den Festungen befinden möchten, abtrat; sich ferner verbindlich machte, drei Procent von allen Effecten oder Waaren, die er in oben benannte Oerter senden würde, an die Douanen Sr. Majestät zu bezahlen.

Ihm Zufolge tritt Se. Majestät dem Herzog von Curland die Insel Tabago, mit allen ihren Ländern, Buchten, Flüssen und Vortheilen ab.

Dieß alles geschah unter der besondern Bedingung, daß der Herzog von Curland nicht zugäbe und erlaubte, daß irgend ein andrer, als seine eigenen und die

Unterthanen des Königs, hier Pflanzungen oder Häuser besäßen. Es sollte aber immer den Unterthanen Sr. Majestät erlaubt seyn, die Insel zu besuchen, alle Privilegien, Freiheiten, Befreiungen von Abgaben und Wohlthaten, eben so wie die Unterthanen des Herzogs, zu genießen; und keine Abgaben oder Auflagen zu entrichten, als die zur Vertheidigung der Insel nöthig wären, und dieß, auf die nämliche Art, wie die andern Unterthanen.

Uebrigens sollte er, zum Zeichen, daß die Insel dem Könige gehöre, wenn er es verlange oder in Krieg mit irgend einer Macht, ausgenommen den König von Polen und Herzog von Curland, verwickelt werde, auf seine Kosten, ein gutes Kriegsschiff mit 40 eisernen Kanonen stellen, worauf S. M. die Commandanten und Matrosen ernennen würde.

Die Generalstaaten achteten wenig auf das Manifest des Königs von England, und der Krieg wurde bald nachher zwischen den beiden Mächten erklärt. Der Herzog verschob seine Ansprüche auf diese Insel bis auf eine günstigere Zeit. Sie wurde der Schauplatz der Verheerungen Englischer Corsaren, bis sich Frankreich für Holland erklärte; jetzt ward Tabago der Sammelplatz Französischer und Holländischer Flotten, da sie im Winde der Caraibischen Inseln liegt. Durch diesen Umstand nahm die Wichtigkeit und die Macht der Colonie zu.

Cornelius Lampsins blieb einige Jahre ruhiger Besitzer. Die Bevölkerung war bis auf 1200 Ein-

wohner gestiegen. Die Colonisten glaubten sich sicher, als der Chef der Seeräuber, Tobias Bridges, unvermuthet über sie herfiel, die Colonie ausplünderte, brandschatzte und eine große Anzahl Neger als Gefangene wegführte.

Im Jahre 1675 wurde ein Separatfriede zwischen England und den Generalstaaten abgeschlossen; sie gaben wechselseitig die eroberten Besitzungen heraus; die Holländer hatten Frankreich den Krieg erklärt, und Feindseligkeiten gegen die Colonie Cayenne begangen. Der Herzog von Estrées griff 1677 bei Tabago die Escadre des Holländischen Admirals Binkes an, die in Bockly-Bai (Scarborough) vor Anker lag; nach einer Seeschlacht, in welcher die Franzosen einen vollständigen Sieg erfochten, obgleich eine große Anzahl Schiffe von beiden Theilen zertrümmert war, kehrte der Herzog von Estrées, nachdem er ebenfalls die Garnison geschlagen und das Etablissement als Vergeltung dessen, was zu Cayenne geschehen war, verheert hatte, nach Frankreich zurück, wo er von Ludwig XIV. auf das freundlichste empfangen wurde. Vier Monate, nachdem der Französische Admiral die Anker des Havens Scarborough gelichtet hatte, sah man ihn wieder an den Küsten der Insel. Er landete an der Spitze seiner Infanterie und griff im Fort Lampsins den Admiral Binkes, der sich dahin geflüchtet hatte, an. Wie aber der Herzog von Estrées von Seiten der Garnison mehr Widerstand fand, als er erwartet hatte, befahl er, es zu beschießen; die dritte Bom-

fiel auf das Pulvermagazin, und ein groſser Theil des Forts Lampſins flog in die Luft; dieſs veranlaſste den Tod des Admirals Binkes, eines groſsen Theils der Garniſon und den Ruin der Colonie. Die Holländer räumten den 24ſten December 1677 ein Etabliſſement, das ſie unter ſehr glücklichen Auſpicien im J. 1654 angelegt hatten.

Es ſcheint, daſs zu Lampſins Zeit die Bevölkerung in fünf Quartiere vertheilt geweſen iſt, die den Namen, Petite-Ance, l'Ance des Paresseux *), Root-Clip-Baye oder Lampſins-Bai, Curlaude und Trois Rivières, oder das Quartier Français führten, weil es von den Proteſtanten dieſer Nation bewohnt war. Rochefort lobt ſehr die Sitten dieſer Franzöſiſchen Coloniſten; er nennt ſie in ſeiner naiven Sprache „ſehr ehrliche Leute dieſer Nation, die hier mit Sanftheit und in groſser Einigkeit leben.“ Dieſer Schriftſteller macht ein bezauberndes Gemälde von der brüderlichen Einigkeit, die unter den Holländiſchen, Flamländiſchen und Franzöſiſchen Coloniſten

*) Man hat dieſes Quartier wegen der vielen Schildkröten ſo genannt, die ihre Eier in den Uferſand legen, ſo daſs die Coloniſten nur ſie umzuwenden brauchten, um ſich eine eben ſo geſunde, als angenehme Speiſe zu verſchaffen. Die Bewohner des öſtlichen Theils der Inſel Trinidad genieſsen noch denſelben Vortheil. Aber wegen der Vernichtung der Eier dieſer Thiere, hat ſich ihre Anzahl beträchtlich vermindert, und in einigen Jahren werden ſie eben ſo ſelten wie auf Tabago und den Antillen ſeyn.

Daux. Lavayſſé Inſ. Trinid.

herrscht, so wie von ihrem Fleiße und ihrer Umgänglichkeit.

Rochefort, in seinen Nachrichten des älteren Zustandes, beweiset, wie einfach die damaligen Sitten gewesen sind. Sein Gemälde vom Jahr 1665, könnte gleichfalls dazu dienen, die reinen Sitten und die Arbeitsamkeit aller, von den reformirten Christen in verschiedenen Theilen der neuen Welt, im 17ten Jahrhunderte gestifteten Colonien, zu zeigen, während die anderen, Colonien bis auf wenige Ausnahmen, nur Sammelplätze von liederlichen Europäern waren. Es ist sehr zu bedauern, daß die Unglücksfälle und der Verlust, die von den Veränderungen unzertrennlich sind, welche durch das Loos der Waffen herbeigeführt werden, und welche die Colonie Tabago allmählich bald von der Herrschaft der Holländer unter die der Franzosen, und wechselsweise von der Herrschaft der Engländer unter die der Franzosen, und von der der Franzosen wieder unter die der Engländer brachten, nicht Spuren einer so schätzenswerthen Bevölkerung hinterlassen haben.

Als der Friede*) zwischen den Krieg führenden Mächten wieder hergestellt wurde, machte der Herzog von Curland seine alten Ansprüche auf diese Insel geltend, und schickte in dieser Absicht einen Beauftragten, den Capitän Pointz nach London, um den Engländern, die sich dort niederzulassen wünschten, Ländereien anzubieten: denn Ludwig XIV. hatte dort

*) Zu Nimwegen 1678.

keine Etablissements anlegen lassen. Zu derselben Zeit hatten die Franzosen ein Bittschreiben an diesen Monarchen gerichtet, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, sich unter seinem Schutze auf dieser Insel niederzulassen, die ihnen nach dem Rechte der Eroberung gehörte. Der Monarch gab ihnen die edle Antwort: „Da diese Insel das Eigenthum eines Fürsten war, der mich nie beleidigt hat, so werde ich nie etwas seinem Interesse Nachtheiliges unternehmen."

Im Jahr 1693, als Frankreich auf's neue in Krieg mit Holland und England verwickelt war, machte der Capitän Pointz neue Versuche in England, um Colonisten nach Tabago, unter dem Schutze des Königs Wilhelms III zu führen. Allein dieß neue Project der Colonisation fiel eben nicht glücklicher aus, als die beiden ersten. Endlich, da das Haus Kettler, unbeschränkte Herrscher des Herzogthums Curland, im Jahr 1737 mit dem Tode des Herzogs Ferdinand, des Sohnes Jacob's, wovon wir schon geredet haben, erlosch, so forderte das Brittische Gouvernement den Rückfall der Rechte auf eine Insel, die Jacob I. und Karl II. vermöge eben so gesetzmäßiger Titel abgetreten hätten, als die wären, wornach sich der Papst Alexander VII., in einem Jahrhunderte der Unwissenheit anmaßte, die neue Welt unter die Mächte Europa's zu vertheilen.

Durch die Erbitterung, welche zwischen Frankreich und England nicht aufhörte, wurde seit dem

Utrechter Frieden *) über den Besitz der Inseln St. Lucie, Grenada, St. Vincent und Dominique durch den Vertrag zu Aachen 1748 festgesetzt, daß St. Lucie Frankreich verbleiben, und daß die anderen drei Inseln, so wie auch Tabago, als neutral angesehen werden sollten, d. h., daß die Unterthanen aller Mächte Europa's das Recht hätten, sich dort niederzulassen, und Handel zu treiben, aber keine der Mächte dürfe dort eine Garnison haben. Indeß bestand die Bevölkerung von Grenada und den Grenadillen, St. Vincent und Dominique aus Franzosen. Die Einwohner dieser Inseln betrachteten sich immer als einen Theil dieser Nation, wodurch sie alle Arten der Bedrückung von Seiten der Engländer haben erdulden müssen; dieß hat dann einen Haß erzeugt, den die Zeit in den Herzen der Colonisten und Engländer nicht ausgelöscht hat. Auf der andern Seite sahen sich die Einwohner von Tabago wie Engländer an. Endlich entsagte Ludwig XV. in dem eben so unglücklichen, als schimpflichen Frieden von 1763 zu Gunsten Englands, allen seinen Rechten auf Grenada, St. Vincent, Dominique und Tabago.

Am 20sten Mai 1765 ernannte der König von England eine Commission, um die Ländereien der Insel zu verwilligen.

Obgleich vor 1765 die Bevölkerung der Insel kaum 1500 Seelen betrug, so belief sie sich im Jahre

*) Im Jahre 1713.

1777 auf 12,000. Unter dieſen 12,000 Menſchen ſind ungefähr 9000 Sclaven, 2100 farbige Leute, ungefähr 200 Indianer und 700 Weiße.

Die Wichtigkeit von Tabago als Colonie, ſchreibt ſich von dieſer Epoche her. Die Engländer wendeten hier große Capitale an, um den Bau der Baumwolle zu begünſtigen, die hier wegen ihrer Weiße, Feinheit und Länge des Fadens, von einer vorzüglichen Güte iſt. Man berechnete ſogleich, daß die Koſten, auf die Anlage einer Zuckerſiederei verwandt, 50 Pfund Sterling für den Acre betrügen*), und daß der reine Ertrag 20 Procent bei einer weiſe verwalteten Wirthſchaft ausmache.

Man ärntete auf dieſer Colonie im Jahr 1776, 10,000 Fäſſer, oder 170,000 Centner rohen Zucker. Wenn man es in Betracht ziehet, daß ein Coloniſt, Namens Sedney Clarke, den erſten Zucker von dieſer Colonie im Jahr 1769 nach England gebracht hatte; ſo kann man ſich eine Idee von den Hülfsmitteln dieſer Inſel, dem Fleiße der Coloniſten und den bedeutenden Capitalien, die der Engliſche Handel ihnen vorgeſtreckt hat, machen. In demſelben Jahre 1776, hatte man dort 22,000 Centner Baumwolle geärntet. Damals beſchäftigten ſich auch einige Einwohner mit dem Gewürzbau, z. B. Spaniſchem Pfeffer, myrtus pimenta, Caneel, Ingwer, Gewürznelken ꝛc.

*) Der Acre macht, bis auf einen kleinen Bruch, ⅘ des Pariſer Morgens aus.

Franklyn und Robley waren die Coloniſten, die am meiſten und mit dem beſten Erfolge, die Cultur der Gewürze und der Baumwolle aufmunterten, und ſelbſt betrieben; und ſie wurde für ſie und ihre Familie die Grundlage eines eben ſo rechtlich erworbenen, als bedeutenden Vermögens. Es iſt für mich eins der ſüßeſten Vergnügen, die Namen der Leute, von welcher Nation ſie auch ſeyn mögen, anzuzeigen, die in einem Lande, wohin ich reiſete, einen neuen Zweig des Ackerbaus eingeführt, oder die dazu durch ihr Vermögen aufgemuntert haben. Solche Männer ſind die wahren Wohlthäter der Menſchheit. Warum weihet man ihrem Andenken nicht Monumente und Denkmünzen?

Im Jahr 1782, d. h. das Jahr vorher, als dieſe Colonie an Frankreich abgetreten wurde, ärntete man dort 12,435 Fäſſer, oder 211,395 Centner *) rohen Zucker. Um dieſe Zeit fieng der Bau der Baumwolle an zu ſinken. Ich will davon die Urſachen angeben.

Mehrere Manufacturiſten von Mancheſter hatten die Vorzüglichkeit der Baumwolle von Tabago bemerkt, und waren einige Zeit vor der Revolution der Vereinigten Staaten von America, mit Joſeph Robley und einigen andern Pflanzern von Tabago, einen Contract eingegangen, wodurch ſich dieſe verbindlich machten, ihnen zehn Jahre hindurch, zu 24 Piaſter den Centner, an den Beauftragten der Manufacturiſten

*) Man rechnet zu Tabago die Fäſſer etwa zu 17 Centner

zu Scarborough, die Baumwolle zu liefern. Diese beobachteten auch die Bedingungen des Kaufes so lange, als es ihnen vortheilhaft war. Da sie aber zu einem wohlfeileren Preise sich anderswo im Jahre 1781 oder 1782 die Baumwolle verschaffen konnten, so ersonnen sie, um diesen Contract aufzuheben, die gewöhnlichen Einwendungen des nicht gehaltenen Versprechens. Dieser Kauf war den Colonisten seit zwei Jahren lästig geworden, da sie wegen der Verwüstungen der Raupen, die ihre Aernten verheerten, wenig Baumwolle liefern konnten, und obgleich ihnen dieser Umstand hätte zu einem Vorwande dienen können, entweder einen höheren Preis zu fordern, oder den Contract aufzuheben, so hielten sie doch die Bedingungen heilig. Fast immer und in allen Ländern, wurden die Landbauer die Opfer der Untreue der Kaufleute. Unwillig über die Untreue der Manufacturisten von Manchester, verbrannte Robley seine Baumwollenstauden, pflanzte Zuckerrohr, und veranlaßte seine Nachbarn, seinem Beispiele zu folgen. Die Manufacturisten von Manchester wollten nur den Preis der Baumwolle niedriger haben. Als sie den Entschluß des Pflanzer hörten, boten sie ihnen an, den Handelsvertrag unter denselben Bedingungen zu erneuern, aber ihre Vorschläge wurden mit Verachtung aufgenommen. Bald ersetzte fast überall das Zuckerrohr die Baumwollen-Stauden, und Robley legte auf seinem Eigenthume nach und nach sieben Zuckermühlen an. Ich werde weiterhin dieses herrliche Etablissement beschreiben.

Im Jahre 1782 hatte man daselbst 211,395 Centner rohen Zucker geärntet.

Indeß findet man in dem Werke von Page *), daß im Jahr 1788 nur 20,250 Centner Zucker von Tabago nach Frankreich gebracht wurden.

Kann man daraus den Schluß ziehen, daß dieser Anbau abgenommen habe? Nein, er hatte vielmehr etwas zugenommen. Es kam daher, daß die Einwohner von Tabago faſt alle ihren Zucker nach England unter der Flagge von Dünkirchen ſchickten; und während des kurzen Zeitraums, da ſich dieſe Colonie unter Frankreichs Herrſchaft, ſeit dem Frieden von Amiens befand, hatten die Coloniſten ſchon Anſtalten getroffen, ihre Lebensmittel nach England auf Engliſchen Schiffen, die ſie zu Tabago hatten naturaliſiren laſſen, und die auch alle ihre Nationalpapiere aufbewahrten zu ſchicken. Als ich mich einige Zeit auf Tabago in dieſer Epoche befand, habe ich hierdurch die abſcheulichſten Handlungen kennen gelernt, die ich, ſo wie ſie es verdienen, bekannt machen könnte.

Es ſcheint indeß, nach demſelben Werke des Herrn Page, das herrliche Belehrungen über die politiſche Oekonomie und den Handel der Europäiſchen Colonien in America enthält, daß die Baumwolle und der Caffee dieſer Inſel im Jahr 1788 nach Frankreich gegangen ſind: nämlich 12,318 Centner Baumwolle **) und 159 Centner Caffee.

*) Economie politique et Commerce des colonies, T. 1er tableau se.

**) S. 26 findet man, daß man 1776 22,000 Centner ärntete.

Page führt 45 Centner Indigo an; aber ohne Zweifel wußte er nicht, daß man damals mehr auf dieser Colonie bauete, und daß dieser Indigo zu Tabago von Schiffern aus dem Spaniſchen Guiana gekauft iſt, die auch hier einen Handel mit Mauleſeln, Ochſen u. ſ. w. trieben, und dagegen Gegenſtände unſerer Manufacturen und unſere Weine mitnahmen.

Um dieſe Zeit, nämlich von 1788 bis 1789, hatte man den Bau der Gewürze faſt ganz aufgegeben, und der des Zuckerrohrs, ſehr einträglich in dieſer Epoche, fieng an, alle andere Cultur zu unterdrücken.

So war die Lage der Colonie von Tabago, vor dem Anfange der Revolution. Man ſieht, wie ſchnell ſich der Wohlſtand vermehrte, als ſie 1783, durch den Frieden von Verſailles, an Frankreich abgetreten wurde. Sie war vom Marquis von Bouillé am 2ten Junius 1781 erobert worden.

In der Zeit, die zwiſchen dieſem Frieden und der Revolution (1789) verfloß, war der General Arthur Dillon Gouverneur der Colonie. Es ereignete ſich unter ſeiner Adminiſtration kein merkwürdiger Vorfall. Wenige Franzoſen ließen ſich entweder als Pflanzer, oder als Kaufleute nieder. Das alte Gouvernement begieng einen Fehler, indem es auf dieſer Inſel nicht durch rechtmäßige Mittel, die Niederlaſſung vieler Franzoſen zu bewirken ſuchte. Die Vorzüge jeder Art, die von dem Gouvernement den Engländern vor den Nationalen eingeräumt wurden, um ſich jene verbindlich zu machen, erregten, bei dieſen Verachtung.

Diese Politik der Minister Ludwig's XVI. beweiset, wie wenig sie den individuellen Charakter der Englischen Nation kannten. Wenn man entfernte Colonien erobert, so geschieht es öfters nur, um sie als Gegenstände der Vergütung beim Frieden zu gebrauchen; und dann ist es unnütz, Kosten aufzuwenden, um daselbst eine National-Bevölkerung zu Stande zu bringen; wenn man sie aber durch Friedensschlüsse erhält, so sucht man sie so lange, als es die Natur der Dinge erlaubt, zu behalten. Nun ist aber in solchen Niederlassungen die physische Stärke der Gouvernements gänzlich unbedeutend, und nur durch die moralische Stärke kann man sich der Treue der Colonisten versichern. Das ist eine Wahrheit, wovon sich die Gouvernements, die Colonien gründen, nicht genug überzeugen können. Die besten und sichersten Banden, die sie an ihren Mutterstaat knüpfen, sind die Gleichheit des Ursprungs, der Sprache und der Sitten; diese Banden werden hinreichend seyn, sie unter der Herrschaft ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes so lange zu erhalten, als sie nicht viel durch den Wechsel ihrer Herrn gewinnen, und bis sie nach mehrern Jahrhunderten eine so große Bevölkerung erhalten, um unabhängig seyn zu müssen.

Ich bin weit entfernt behaupten zu wollen, man müsse die Politik des Englischen Gouvernements, die weniger grausam aber treuloser war, nachahmen, die seit 1763 bis jetzt die Colonisten von Canada, Grenada, Dominique, St. Lucie, Guadeloupe u. s. w. *)

*) Jedermann kennt die grausame Raubgier des Englischen Gouvernements gegen die Colonisten, die es zu Grunde

entweder zum Auswandern, oder zur Empörung gezwungen hat, indem sie durch Bedrückungen ärger gequält wurden, als die Christen von den barbarischen Muhamedanern. Aus der Erfahrung schließe ich, daß, wenn man, sey es durch Krieg, oder durch einen Friedensvertrag, über eine entfernte Colonie, die man nationalisiren will, Herr wird, das erste Mittel, was man anwenden muß, ist, nichts zu vernachlässigen, damit nicht die Nationalbevölkerung zahlreicher werde, als die fremde; das kann ohne Verletzung der Rechte des Eigenthums, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit geschehen.

Tabago war, als die Französische Revolution ausbrach, noch eine ächt Englische Colonie unter Französischer Flagge. Das alte Gouvernement hatte die Willfährigkeit so weit ausgedehnt, daß es ihr ihre Constitution und die Englischen Gesetze ließ *); daß es ihr zum

gerichtet hat. Die Greise erinnern sich, daß, als es Canada erobert hatte, es die Einwohner nach Frankreich brachte, und sie bei Tausenden an die Küsten warf. Was aber dabei das Abscheulichste war, ist, daß sich auf einigen Schiffen die Männer, und auf anderen die Weiber und Kinder befanden; man setzte diese zu Rochelle, jene zu Brest, andere zu Orient, wieder andere auf Martinique, St. Domingo u. s. w. aus; so daß der größte Theil der Glieder dieser, in's Verderben gestürzten und zerstreuten Familien, nie haben das Glück haben können, sich wieder zu vereinigen!!!

*) Jede Englische Colonie hat ein Gouvernement, das nach dem des Mutterlandes eingerichtet ist; einen Gouverneur,

Gouvernenr einen berühmten Irländer gab. Die Lage der Dinge war so, daß die Franzosen sich in einem Englischen Lande befanden, und mehr abgeschreckt als angetrieben fühlten, sich dort niederzulassen; kaum hatten sich dort zwei hundert Franzosen etablirt, ohne die Garnison mit zu zählen. Einige zeigten sich als Anhänger der Revolution, Andere als ihre Gegner. Die dortigen Engländer, die immer dahin gestrebt hatten, eine besondere Parthei zu machen, und nie mit den Franzosen in freundschaftliche Verhältnisse treten, blieben neutral, wenigstens dem Anscheine nach, in dem Streite der entgegengesetzten Meinungen.

In dem Kriege zwischen Frankreich und England im März 1793, entwaffnete der General Cuyler an der Spitze von 2000 Mann die Französische Garnison von 180 Mann, die sich, nicht ohne einen starken Widerstand ergeben hatte. Die aufrührerischen Franzosen wurden hinweggeführt, und die anderen, nachdem sie vergeblich versucht hatten, von den Engländern Begnadigung zu erhalten, wurden täglich mit Schimpfwörtern und Beleidigungen überhäuft, und gezwungen, wenige Zeit nachher die Insel zu verlassen; das Eigenthum dieser und jener, wurde gleichfalls sequestrirt und geplündert.

Diese Colonie ward im Frieden zu Amiens an Frankreich zurückgegeben. Der erste Consul schickte den General Sahuguet, in der Qualität eines General-

der den König repräsentirt, ein Conseil, eine Kammer der Pairs, der Representanten u. s. w.

capitäns — dahin. Dieſer treffliche Officier zwang die Einwohner, ihn zu ehren, ſelbſt zu lieben, durch die Sanftmuth ſeiner Sitten, ſeine Redlichkeit und ſeine Uneigennützigkeit. Er ſtarb ſechs Monate nach ſeiner Ankunft: Franzoſen und Engländer und alle Einwohner trauerten um ihn.

An ſeine Stelle trat der General Céſar Berthier, der nur ſechszig Soldaten mitbrachte. Kaum war er zu Tabago angekommen, als ſich dort das Gerücht verbreitete, daß der Krieg zwiſchen Frankreich und England auf's Neue ausbräche. Der neue Gouverneur that für die Vertheidigung der Inſel Alles, was ihm der Mangel an Mitteln in einem Lande, wo er ganz mit Feinden umgeben war, erlaubte. Am 28ſten Julius 1803 landete der General Grinfield zu Tabago an der Spitze von beinahe 5000 Mann, die ſich der Inſel St. Lucie, welche von dem General Nogués ſo rühmlich vertheidigt war, bemächtiget hatten. Ob es gleich dem General Berthier unmöglich war, irgend einen Widerſtand dem, durch ſeine Anzahl ſo überlegenen Feinde zu leiſten, da die Franzöſiſche Garniſon kaum aus 120 Mann beſtand, ſo erhielt er doch durch die Zurüſtungen zur Vertheidigung, am 1ſten Auguſt eine ehrenvolle Capitulation für die Grenadiere von la Tour-d'Auvergne, die er commandirte.

Der angebaute Theil der Inſel Tabago befindet ſich in einem ſehr blühenden Zuſtande; nirgends habe ich eine ſchönere Cultur, oder ſchönere Neger gefunden. Die Pflanzung des verſtorbnen Hrn. Joſeph

Robley, auf der Insel Pointe de Sable, ist vielleicht das schönste Colonie-Etablissement der Antillen. Sie besteht aus sechs Windmühlen, um das Zuckerrohr zu walzen und drei, um den Mais für die Neger zu mahlen. Dieses Etablissement, das ungefähr tausend Carreaux Land enthält, ist in drei Zuckersiedereien getheilt, wovon eine jede doppelte Kessel hat. Die Neger wohnen in drei Straßen, nahe bei der Zuckersiederei, wobei sie angestellt sind. Ihre Hütten sind von Mauerwerk und mit Ziegeln gedeckt. Ihre Anzahl belief sich im Jahr 1803 ungefähr auf tausend von jedem Alter und Geschlechte. Alles zeugte damals auf dieser Besitzung von Ordnung und Ueberfluß. Ich bin mehrere Male während des Friedens von Amiens dort gewesen, aber nie habe ich dort die Geisel der Befehlshaber klatschen hören. Nächst denen auf der Besitzung des Sir William Young zu Saint-Vincent, glaube ich, giebt es auf der Erde keine glücklicheren Menschen, welche die Cultur des Bodens besorgen, als im Jahr 1803 die Neger der Besitzungen Robley's waren.

Dieser große Eigenthümer hatte auf seinen Gütern alle bei dergleichen Etablissements nöthigen Werkleute, als Maurer, Zimmerleute, Wagner, Schmiede, Hufschmiede u. s. w. Als ich eines Tages bei ihm war, brach der Wind einen Baum von einer der Windmühlen, und wir hörten kurz darauf, daß ein gleicher Vorfall einen seiner Nachbaren betroffen habe. Er sagte zu mir: Gehen Sie mit mir, und Sie sollen sehen, wie viel Zeit dazu ge-

hört, dieſe Mühle wieder herzuſtellen. Man hornte*), und im Augenblicke kamen hundert Neger herbei. Einige mit Hebezeugen, Andere brachten eine Schiffswinde, wieder Andere eine dreieckigte ungeheure Leiter; endlich brachte ein großer Gabelwogen, von ſechs herrlichen Mauleſeln gezogen, einen Mühlenbalken, der täglich auf dieſen Vorfall fertig iſt. Er wurde in einer halben Stunde in die Höhe gewunden, hierauf brachte man neue Flügel daran. Kurz, vier Stunden nach dem Vorfall, lief die Mühle wieder wie zuvor. Da ſagte Herr Robley zu mir: das iſt der Vortheil eines großen Eigenthümers, der bei ſich und für ſich ſeine Arbeiter haben kann. Ich beſitze Alles, was zu einer Zuckerſiederei gehört, doppelt. Auf dieſen drei Zuckerſiedereien, die nur ein einziges Gut ausmachen, und die man gut für ſechs Siedereien rechnen könnte, indem ſechs Mühlen und drei doppelte Keſſelreihen, Theile der Mühle, Keſſel, da ſind, und Alles in meinen Magazinen numerirt und fertig iſt, ſo daß, wenn etwas vorfällt, der Schaden in wenig Stunden ausgebeſſert ſeyn kann, ohne die Fabrication des Zuckers zu unterbrechen. Mein Nachbar, der den nämlichen Vorfall erfahren, hatte weder die Werkleute, noch die nöthigen Materialien auf ſeinem Gute. Während er in die Stadt gieng, um dort dieſe Objecte zu kaufen, die man dort um funfzig Procent theurer, als ſie mir in England kommen, bezahlen muß; während ſeine Verwalter hier und dorthin laufen, um Arbeitsleute zu hohlen, die ſie

*) Auf den Colonien nennt man hornen, auf einer Muſchel blaſen, wodurch man die Neger zur Arbeit ruft.

Die Pite; die ſtinkende Agave	Agave Foetida.
Das Campecheholz	Haematoxylon Campechianum.
Der feigenblätterige Caſſavestrauch, der Medecinier	Jatropha Curcas.
Der Caſſienbaum	Cassia Fistula.
Weiße Cluſie, der Millepied,	Clusia alba.
Der Capraud (?)	. . . . . (?)
Eine Art Justicia, gewöhnlich Mirabilis Tabagensis genannt. (*)	

Zwei verſchiedene Arten des Indigobaumes, der Rocou, die Baumwollen-Staude. Der Handel und die Manufacturen könnten einen großen Theil einer Art Seide vom Iromager, ſo wie vom lindenblätterigen Cibiſch gewinnen. Ich weiß, daß man daraus ſehr ſchöne Hüte in England verfertigt; aber dieſe Erfindung iſt geheim gehalten, weil ſie nur der Wolle, welche die Engländer zur Fabrikation der Hüte anwenden, nachtheilig ſeyn könnte; mit letzterer wird ein großer Handel in den Spaniſchen und Portugieſiſchen Colonien getrieben. Daher erklärt es ſich, warum man dieſe Seide nicht in ihre Manufacturen hat kommen laſſen; ſie würden dadurch ſonſt die Americaner lehren, daß in ihren Händen der Grundſtoff einer Waare wäre, die ſie ihnen verkaufen, und die ſie alſo ſelbſt fabriciren könnte. Es wäre gut, dieſes Geheimniß den Bewohnern von Braſilien, Guiana, Venezuela und den Antil-

*) Da hier von Bäumen die Rede iſt, ſo kann es wohl keine Wunderblume (Mirabilis L.) ſeyn. D. H.

gatte. Diese beiden Schiffe kosten 700,000 Francs. Sie werfen zwei Mal des Jahrs vor seiner Wohnung die Anker, um seine Waare nach Europa hin = und ihm nicht nur Alles, was er gebraucht, sondern auch was seine Diener und Neger bedürfen, und auch Waaren zurückzubringen, die er den Kaufleuten von Tabago und den benachbarten Pflanzern überläßt, und woraus er einen beträchtlichen Vortheil erhält. Nie hat wohl irgend einer in einem Lande mehr Achtung und Ansehen gehabt, als Joseph Robley in der kleinen Sphäre von Tabago. Er war Präsident im Colonierath und folglich Gouverneur, in dessen Abwesenheit. Man hat ihm auf dieser Insel und den benachbarten Colonien den Namen König von Tabago beigelegt.

Joseph Robley war der erste auf der Insel und vielleicht auch in den Colonien, der auf den Bau der Wind = und Wassermühlen Kosten wendete, um darauf den Mais für die Neger zu mahlen, welches vorher, wie noch jetzt in anderen Colonien, von den Negern auf eisernen Handmühlen geschieht. Auch erhalten seine Neger ihren Maistheil wohl gesiebt und abgesondert von der Kleie. Robley munterte sehr zum Bau des Mais auf, da er ihn für das beste Nahrungsmittel dieser Art Leute hielt. Er hat auch bedeutende Pflanzungen des Brodbaums von Otahaity und anderer Pflanzen hier angelegt. Nie hat ein Mensch der gewöhnlichen Botanik und dem Ackerbau in den Colonien größere Dienste geleistet und besser eingesehen, daß in der ersten und edelsten

Kunst, wenn sie mit Klugheit ausgeübt wird, das Nützliche immer mit dem Angenehmen verbunden ist.

Joseph Robley reisete nach dem Frieden von Amiens, etwa sechzig Jahre alt nach England. Er hatte seit dem achtzehnten Jahre sein Vaterland nicht gesehen. Er genoß nicht lange die Früchte seines Fleißes und seiner Klugheit: er starb ein Jahr nach seiner Ankunft. Einer seiner Enkel erbte sein großes, so edel erworbenes Vermögen. Robley hatte verschiedene Legate vermacht; unter andern einem Franzosen, der ihm mehrere Dienste geleistet hatte. Ich habe nie auf den Colonien von einem anderen Engländer sagen hören, daß er einem Franzosen ein Legat vermacht habe.

Ich habe vorher gesagt, daß die gegenwärtigen Bewohner von Tabago fast lauter Schottländer der niedrigern Classen, die erbittertsten Verfolger der Franzosen gewesen sind, und den Raub unter sich getheilt haben. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß es gar keine rechtschaffenen Menschen auf Tabago gäbe, im Gegentheil habe ich daselbst sehr achtenswerthe Englische, Schottländische und Irländische Familien kennen gelernt.

Es ist wirklich zu bewundern, wie die Schottländer Mittel gefunden haben, ein so ansehnliches Vermögen zu erwerben, und alle bedeutenden und einträglichen Stellen an sich zu kaufen. Es kommen beständig Haufen von armen Schottländern auf den Colonien an; sie werden bald als Unterverwalter oder Handelsdiener angestellt. Sie sind arbeitsam, sparsam und mäßig, leihen ihr er-

worbenes Geld auf Wucher, und ſammeln ſich anſehnliche Capitale. Andere werden Verwalter großer Beſitzungen, oder ſelbſt Eigenthümer, und dadurch die unbarmherzigſten Tyrannen ihrer Sclaven.

Die Schottländer unterſtützen und helfen ſich Einer dem Anderen; und dieß würde ſehr lobenswerth ſeyn, wenn es nicht aus einer zurückſtoßenden und feindlichen Geſinnung gegen alle andere Nationen, herrührte. Die Schottländiſchen Pflanzer verabſchieden die Engliſchen und Irländiſchen Diener oder Verwalter aus keiner anderen Urſache, als nur Schottländiſche an ihren Platz zu ſtellen. Daher iſt es gar nicht zu verwundern, wie ſolche Menſchen, gleich den verderblichen Schmarotzerpflanzen, ſich überall zu Herren gemacht haben, wo man ihnen geſtattet hat, Wurzel zu faſſen.

Ich bin aber dabei weit entfernt, und halte es für abgeſchmackt und ungerecht, eine Nation im Ganzen auf eine gehäſſige Weiſe darzuſtellen. Mit Wahrheit und ohne Partheilichkeit läßt ſich von den Schotten ſagen, daß in ihren vornehmern Ständen ſehr viel Tugend, Wohlwollen und Gaſtfreundſchaft herrſcht. So hat denn auch Schottland die zahlreichſten und berühmteſten Gelehrten gehabt, und alle waren ſie dabei, was keine andere Nation ſich rühmen kann, Leute von Vermögen.

Ich überlaſſe die Unterſuchung, woher es komme, daß bei ſo vieler Sittlichkeit und Aufklärung in den erſten Ständen, in den niedrigſten ſo viel Verderbniß und Niedrigkeit herrſcht, den Moraliſten Schottland's.

Man ſagt, daß Lampſius die Muſcatnuß und andere Gewürzpflanzen aus Oſtindien, die man dort wild in den Wäldern findet, hier einheimiſch gemacht habe. Ich habe in einer Engliſchen Erklärung der Charte dieſer Inſel von Jefferys geleſen, daß der Muſcatnußbaum, der Zimmtbaum und der Myrtus pimenta, welchen dieſe Bai unter dem Namen Allerlei-Würze (Jamaiſcher Pfeffer) hervorbringt, hier von ſelbſt auf felſigem Boden wachſen. Ich habe mir im Jahr 1803 viele Mühe gegeben, den Muſcatnußbaum zu finden, und mich überzeugt, daß er daſelbſt nicht exiſtirt; ich weiß, daß in der Botanik unterrichtete Engländer, eben ſo vergebliche Nachſuchungen angeſtellt haben, um ihn dort zu finden. Der Caneelbaum aber iſt hier wild geworden und ich weiß nicht, warum man ihn hier nicht cultivirt. Die Gewürzmyrthe *) bringt ein ſehr angenehmes Gewürz, das ein herrliches abſtringentes Mittel iſt; es iſt ein einheimiſches Product. Der verſtorbene Franklyn hatte eine anſehnliche Pflanzung davon angelegt; ſeine Söhne bauen dagegen ausſchließlich Zuckerrohr. Dieſer Gewürzwald iſt der Aufenthalt unzählicher Schwärme von Papageien geworden, die nach dieſen Körnern ſehr lüſtern, und ſo mißgünſtig auf ihr Eigenthum ſind, daß ſie ohne Mitleiden die anderen Vögel, die ihnen dort begegnen, vertreiben.

Ich glaube, daß Tabago faſt alle Pflanzen der Antillen beſitzt, und mehr als Trinidad, diejenigen oder doch die meiſten von denen, die im Spaniſchen Guiana und auf dem Cap Paria einheimiſch ſind.

*) Myrtus Pimenta. *L.*

Die koſtbarſten, als Fruchtbäume und Nahrungspflanzen, ſind die Orangen-, Citronen-, Granat-, Feigen- und Gouyavien-Bäume.

Der Sapotillier, gemeine Breiberre	Achras Sapotilla *L.*
Der Avocatbaum	Laurus Persea.
Der Papayabaum	Carica Papaya *L.*
Der Americaniſche Mammeibaum	Mammea Americana.
Der Weſtindiſche Nierenbaum, gewöhnlich pomme d'Acajou *)	Anacardium Occidentale.
Die Seetraube	Geſchlecht Coccoloba**) *L.*
Der Monbin, die gelbe Spondie.	Spondias Monbin *L.*
Die brennende Malpigie ***), gewöhnlich Kirſchbaum genannt.	Malpigia urens.
Der Cocosbaum und verſchiedene andere Palmbäume.	Cocos.
Die Bananiers, nämlich: der Platano oder Corton. ****)	Musa Paradisiaca, *Lin.*

*) Hiervon giebt es drei Sorten: 1) den Acajou Pomme, 2) Acajou de Cayenne und 3) Acajou de Jamaique. Die Nüſſe, genau von der einen beißenden Saft enthaltenden Schale gereinigt, übertreffen an Geſchmack jede andere Nuß. D. H.

**) Auch hiervon giebt's auf den Antillen über 7 verſchiedene Arten. D. H.

***) Weſtindien hat auch hiervon mehrere Arten. Die hier benannte hat gerade nicht die ſchmackhafteſten Früchte; die wegen ihrer Kirſchen ähnlichen Früchte beliebteſte, iſt die granatähnliche Malpighie, Malpigia punicea. *L.* D. H.

****) Der Name Platano iſt bei den Engländern Plantains; der Name Corton iſt mir unbekannt, ſo wie der Name Camburi, in Oſtindien Pisang Radja. D. H.

Der Cambuni	Musa Regia, *Rumphius.*
Der Dominico, gewöhnlich Bacoves oder Bananas-Feige genannt.	Musa Sapientum. *Lin.*
Der Brodbaum von Otahaity oder Jaquier	Arrocarpus incisa.
Der zackige Flaschenbaum, Coroſol oder Cachiment	Anona muricata. *)
Der Icaquier	Chrysobolanus Icaco.
Der Mangus und der Mangustan	Geſchlecht der Mangifera und Garciniarus.
Der Zimmtbaum.	Laurus Cinnamomum. **)
Winters Zimmtbaum	Winterania canella.
Der Pimento	Myrtus Pimenta.
Der Saſſafras	Laurus sassafras.
Der Cacaobaum	Theobroma Cacao.
Das Zuckerrohr	Drei Varietäten ***)
Der Caffeebaum	Coffea.
Der Ananas	Geſchlecht Bromoelia.
Der Monbin	Spondias Monbin.
Der Manihot	Jatropha Manihot.
Der Frangipanier (die Plumerie)	Plumeria alba. ****)
Die Vanille	Epidendrum Vanilla.
Der Oſtindiſche Cytiſus, (Pois d'Angola)	Citisus Cajan. †)

*) Weſtindien, beſonders auch die Antillen haben mehrere Arten Flaſchenbäume. D. H.

**) Man ſagt, er ſey einheimiſch. Wenn er ſorgfältig behandelt würde: ſo würde er die Güte des von Ceylon erhalten.

***) S. Cap. 8.

****) Es giebt mehrere, z. B. Plum. alba, dieſe beſonders auf Martinique, doch ſind auch die übrigen, z. B. Plum. rubra, plum. pudica auf den Antillen. D. H.

†) Die ſogenannte unterirdiſche Erbſe dient beſonders den Negern zur Nahrung, und wächſt in beiden Indien. D. H.

Die Bäume zum Zimmerholze, zum Schiffbau und Künſten brauchbar, ſind:

Der Courbaril	Hymaenea Courbaril.
Der Acajou à planches,	Geſchlecht Cedrela, J.
Der Mahogo oder Mahogoni *)	Switenia Mahagoni.
Beide Acomat **), Guianiſches Goldblatt ***)	Chysophyllum Macoucou und Racoubea d' *Aublet.*
Das Eiſenholz.	Robinia Panacoco.
Der Bouy; die weiße Bignonie	Bignonia Leucoxylon.
Der Manglebaum	Rhizophora Mangle.
Der Fromager; dorniger Wollſaame	Bombax Ceïba.
Der Mahot	Geſchlecht Bombax.
Der lindenblätterige Hibyscus	Hibyscus tiliaceus.
Der Latanier, die Schirmpalme	Corypha.
Der Genipabaum	Genipa Americana.
Der Copal-Sumach	Rhus Copalinum.
Der gemeine Copaivabaum	Copaïfera.
Die Guttiere	. . . . .

*) Die Switenia Mahagoni giebt eigentlich das dem Handel ſo wichtige Mahagoniholz; doch behauptet Beckmann, daß das friſche Mahagoniholz von dem Nierenbaum Anacardium occidentale komme. Uebrigens iſt die Switenia mit der Cedrela nahe verwandt. In America giebt es dreierlei Acajou, Acajou pomme; Ac. de Cayenne und Acaj. de Jamaique, welche mit einander Mahagoni geben. D. H.

**) Iſt beſonders zum Schiffbau brauchbar. D. H.

***) Die Zimmerleute nennen dieſe beiden Bäume von verſchiedenem Geſchlecht, mit einem Namen.

Die Pite; die ſtinkende Agave	Agave Foetida.
Das Campecheholz	Haematoxylon Campechianum.
Der feigenblätterige Caſſavestrauch, der Medecinier	Jatropha Curcas.
Der Caſſienbaum	Cassia Fistula.
Weiße Cluſie, der Millepied,	Clusia alba.
Der Capraud (?)	..... (?)
Eine Art Justicia, gewöhnlich Mirabilis Tabagensis genannt. (*)	

Zwei verſchiedene Arten des Indigobaumes, der Rocou, die Baumwollen-Staude. Der Handel und die Manufacturen könnten einen großen Theil einer Art Seide vom Iromager, ſo wie vom lindenblätterigen Eibiſch gewinnen. Ich weiß, daß man daraus ſehr ſchöne Hüte in England verfertigt; aber dieſe Erfindung iſt geheim gehalten, weil ſie nur der Wolle, welche die Engländer zur Fabrikation der Hüte anwenden, nachtheilig ſeyn konnte; mit letzterer wird ein großer Handel in den Spaniſchen und Portugieſiſchen Colonien getrieben. Daher erklärt es ſich, warum man dieſe Seide nicht in ihre Manufacturen hat kommen laſſen; ſie würden dadurch ſonſt die Americaner lehren, daß in ihren Händen der Grundſtoff einer Waare wäre, die ſie ihnen verkaufen, und die ſie alſo ſelbſt fabriciren könnte. Es wäre gut, dieſes Geheimniß den Bewohnern von Braſilien, Guiana, Venezuela und den Antil-

*) Da hier von Bäumen die Rede iſt, ſo kann es wohl keine Wunderblume (Mirabilis L.) ſeyn. D. H.

len zu entdecken, die ſo viele natürliche Producte beſitzen, die ſie in ihrem Lande bearbeiten könnten, und für deren Bearbeitung ſie den Engliſchen Manufacturiſten zinsbar ſind. Sie könnten z. B. einen großen Theil der Pite und des Mahots anwenden, um Bindfaden, Stricke und Taue daraus zu machen, Sachen, die ſie den Engländern abkaufen. Wir werden auf dieſe Materie wieder zurückkommen.

Die nahrhaften Wurzeln dieſer Inſel ſind:

Die Kartoffel	Solanum tuberosum. (*)
Die ſüße Patate oder Batate	Convolvulus Batatas.
Die Igname	Dioscorea alata.
Eßbares Arum	Arum esculentum.

Der Couchcouch und verſchiedene andere aus dem Geſchlecht des Arum. Die Küchenpflanzen Europa's, den Blumenkohl ausgenommen, kommen ſehr gut in den Gärten dieſer Inſel fort. Die Feigen und Weintrauben ſind von einem ſehr guten Geſchmack, und geben zweimal des Jahrs Früchte, wenn man es nicht vernachläſſiget, ſie vierzehn Tage oder drei Wochen, nachdem man die Trauben oder Feigen abgeleſen hat, zu beſchneiden. Alle dieſe nützlichen und nahrhaften Producte hat die Inſel Tabago mit Trinidad gemein.

Es iſt merkwürdig, daß da man auf Tabago die nämlichen Vegetabilien findet wie auf Trinidad, man hier vierfüßige Thiere und Vögel antrifft, die nicht auf

*) Urſprünglich aus Virginien. Sie iſt weniger mehlreich und ſüßer zwiſchen den Wendekreiſen.

Tabago leben, und auf Tabago einige Vögel, die dem festen Lande angehören, und sich nicht auf Trinidad aufhalten: z. B. der Katraka; *) und sonderbar ist's daß, ob man gleich eine große Anzahl davon nach Trinidad gebracht hat, die in die Wälder geflogen sind, sie sich doch dort nicht vermehrt haben. Der Pater Feuillée und Sonnini haben von diesem sonderbaren Vogel, den man zu der Familie der Fasanen rechnet, eine sehr gute Beschreibung gegeben. Diese werde ich im achten Kapitel anführen.

Die Paouys oder Hoccos. **) Diese herrlichen Vögel, so bekannt auf Trinidad und dem festen Lande, finden sich nicht auf Tabago. S. das 8te Kapitel.

Die anderen einheimischen Vögel oder die häufig die Küste dieser Insel besuchen, sind Enten, Wasserhühner, Ringeltauben, und Turteltauben aus Virginien. Drei verschiedene Arten Kolibris. Gelbe und schwarze Drosseln. Krammetsvögel. Weiße Schnepfen.

Ein kleiner Vogel, so groß wie ein Sperling, mit einem prächtigen Gefieder. Sein Kopf, Hals und das Obere des Körpers ist von einem glänzenden Roth, die Federn der Flügel und des Schwanzes oberhalb von

*) Phasianus Motmot L. D. H.

**) Crax Alector L. und Crax Gujanensis Brisson und ferner Crax Mitu L., Crax Peruvian. Briss. D. H.

einer schönen Purpurfarbe, und unterhalb himmelblau. Ich habe nirgends einen so niedlichen Vogel gesehen.

Die Wasservögel z. B. Fregatten, Grasmücken, Reiher, Wasserpelikane, ferner die Adler vom Orinoco, die Flammants oder Phönicopteri besuchen häufig die Küsten dieser Insel.

Vierfüßige Thiere.

Ob man gleich fast alle die vierfüßigen Thiere des ungeheuren Landstriches zwischen dem Amazonenfluß und dem Isthmus von Panama auf Trinidad findet: so trifft man doch nur eine sehr kleine Zahl davon auf Tabago an. Dieß sind die Percari, von den Paras Javaris, und von den Gouaraouns und Arrouaks Paquires genannt. *)

Die Tatous **), Dasypus.

Die Moschusratten oder Piloris.

Eine sehr kleine Art Jaguars, im Lande Tigerkatzen genannt.

Die Agoutis ***)

Die Manicous oder Manitous, Opossum. †)

*) Sus Tajassu, Pecari Linn. D. H.

**) Armadill. Gürtelthier. Cataphractus Briss. Dasypus Linn. Cingulata Illiger.

***) Cavia Agouti L. Ferkelmous.

†) Die Beutelthiere, Marsupialia, wovon es mehrere Geschlechter in dem äußersten Südasien, in Australien und die meisten im wärmeren America giebt. D. H.

Und endlich ein vierfüßiges Thier, das einem Fuchse gleicht, und sich auch so benimmt *)

Die kleinen Hirsche von Guiana, so allgemein auf Trinidad **), die Pacas ***) u. s. w. finden sich gar nicht auf Tabago.

Wegen der Beschreibung dieser Thiere S. Kap. 8.

Amphibien.

Die Amphibien, die diese Küste besuchen, sind die Schildkröten und die Lamentins, Trichecus Manati.

Conchylien

Man findet auf dem Strande gestirnte, grünliche, gestreifte, hochrosenrothe Conchylien und von allen Farben des Regenbogens, die noch nicht beschrieben sind, und wovon man vielleicht mehr als ein neues Werk schreiben könnte.

Die, welche mir die Umstände erlaubt haben zu beobachten, gehören zu den Geschlechtern, welche die neuesten Naturforscher mit folgenden Namen bezeichnen.

Vénus (Venus L.), Sabot (Trochus), Buccin, Turrilite (Turbo?), Turritèle, Casque (Murex?), Strombe (Strombus), Telline, (Tellina) Volute (Voluta), Cone (Conus), Huître (Ostrea), u. a.

*) Vielleicht der Crabier, Krabbenfresser des Büffon oder Viverra Caudivolvola Linn.

**) Bajeu des Fermia, Capreolus mexicanus L. D. H.

***) Cavia Paca Linn. D. H.

Sonſt hielten ſich viele Auſtern an dem Mangle-Wurzelbaum (Rhizophora Mangle L.) *) von Tabago auf, aber die Ausrottung dieſer Bäume hat auch ſie vertrieben.

Die Oberfläche dieſer Inſel iſt höher gegen Morgen, als gegen Abend, wo es ſehr ſchöne Weiden oder natürliche Wieſen giebt. Der innere Theil beſteht aus kleinen runden Hügelchen und köſtlichen Thälern. Ueberall erkennt man die kreisförmige Bewegung und die Ueberſchwemmung der Flüſſe.

Faſt aller Orten iſt der Erdboden reich, und die Pflanzenerde mehr oder minder tief. Man findet nirgends auf den Bergen, oder in den Thälern Steine, nirgends große Blöcke des durchſichtigen Quarzes, wie man ſie faſt überall auf Trinidad antrifft, ſo gut auf den Bergſpitzen, wie in den Ebenen. Die gerolleten Kieſel, die in kleiner Anzahl in den Flußbetten von Tabago ſich finden, ſind quarziger Sandſtein, einige durchſichtige Quarze, andere von ſchieferigter Hornblende; endlich rothe Kieſel, deren ich bereits erwähnt habe. Auf den verſchiedenen Streifereien in's Innere des Landes habe ich weder ſchwefelſauren- noch kohlengeſäuerten Kalk entdecken können. Tabago gleicht dem öſtlichen Theile von Trinidad, mit dem Unterſchiede, daß die Pflanzenerde auf den Bergen Tabago's tiefer iſt, als auf

*) Bekanntlich hängen ſich an den Wurzelbaum, der ſtets an den Küſten wächſt, viele Muſcheln, Auſtern, Krebſe und Waſſerinſecten an. Anm. d. Her.

denen von Trinidad. Die ſteilen Berge dieſer beiden Inſeln haben nicht, wie die Gebirge der Antillen, die ſcharfen Spitzen, die abgeſchnittenen Seiten, die Denkmäler der großen vulkaniſchen Revolutionen. Alles ſcheint anzuzeigen, daß Trinidad und Tabago vom feſten Lande durch einen ſchnellen Abzug des Meerwaſſers abgeſondert ſind: die Caraibiſchen Inſeln wurden wahrſcheinlich in der nämlichen Epoche davon getrennt, aber die Vulkane ſpielen noch eine größere Rolle in ihren Granit- und Baſaltartigen Bergen. Auf den Caraïben wird die Einbildungskraft des Beobachters gefeſſelt, hingeriſſen durch erhabene und furchtbare Scenen; die Gemälde, die ſich ihm auf Tabago, wie auf Trinidad darbieten, ſind von einer ſtillen, regelmäßigen und herrlichen Natur.

Einem äußerſt einſichtsvollen Manne, ob er gleich kein Naturforſcher war, fiel der Unterſchied der geognoſtiſchen Phyſiognomie von Tabago und den Antillen ſehr lebhaft auf. „Der Schauplatz der Natur, ſagt William Young, *) iſt dort auf einer ausgebreiteten Ebene, als auf den Antillen, und erregt mehr die Idee eines feſten Landes, als einer Inſel. Es iſt nicht allein ihre Nähe bei dem mittägigen America, die dieſe Idee erregt. Wenn der Anblick der Inſel (das, was ich ihre Phyſiognomie nenne) uns zu glauben veranlaßt, daß ſie einen Theil des feſten Landes ausmachte,

*) A Tour through the several Islands of Barbadoes, Tabago etc. By Sir W. *Young*, pag. 275 des 3ten Bandes der Histoire des Indes occidentales, de *Bryan Edwards*.

so zeigt ihre Nähe noch weit deutlicher, daß sie davon gewaltsam getrennt wurde, und daß sie in einer entfernten Epoche die mittägige Gränze oder das kühne Vorgebirge (bold promontory) von Mexico war*)

Scarborough, die Hauptstadt dieser Colonie, liegt 11° 8′ 10″ der Breite und 65° 5′ 35″ der Länge des Pariser Meridians. Sie ist 8½ Seemeilen von Nordost bis Südwest lang, 4 Meilen in der größten Breite, und an andern Stellen nur 2 Meilen. Ihre Oberfläche enthält ungefähr 16½ Quadrat-Seemeilen.

Es befanden sich im J. 1803 nicht mehr als drei eingeborne Familien, die zusammen sechs und zwanzig Personen ausmachten, auf dieser Insel. Diese unglückliche Rasse stirbt in der Nähe der Weißen aus, überall wo man sie nicht durch religiösen Unterricht civilisirt.

Charte der Insel Tabago.

Um die Charte dieser Insel und der von Trinidad zu entwerfen, muß man die astronomischen Beobachtungen mit zu Hülfe nehmen. Nach denen des Herrn von Humboldt liegt die Nordost-Spitze von Tabago 62° 47′ 30″ der Länge und 11° 20′ 13″

*) Vielleicht zeigt sich bei diesen Inseln zugleich der Unterschied ihres Ursprungs. Tabago und Trinidad waren durch die große vulkanische Erderschütterung vom festen Lande getrennt, also keine Original-Inseln, wie vielleicht jene Caraiben. M. s. über diesen Unterschied meine geogr. Zool. 3te Band. Leipzig. A. d. H.

der Breite, und ihre südwestliche Spitze 63° 9′ 50″ der Länge und 11° 7′ 38″ der Breite, nach den Beobachtungen von Churruca in dem Deposito hydrografico.

Andern Theils setzt von Humboldt Puerto de Espaňa auf der Insel Trinidad unter 63° 58′ 15″ der Länge; also muß Punta de la Galera 63° 21′ der Länge und 10° 51′ der Breite nach demselben Gelehrten liegen. Aus diesen Angaben folgert er, daß der Canal zwischen Tabago und Trinidad 7 Meilen breit vom südwestlichen Cap von Tabago bis zu Punta de la Galera seyn müsse.

Wenn wir nur den Beobachtungen des Deposito hydrografico gefolgt wären, so würde der Canal nur 5½ Meilen breit gewesen seyn, da er nach dieser Charte nur 16′ in die Breite vom südwestlichen Cap von Tabago bis zu Punta de la Galera hat.

Nach Chabert, im Conspectus vom H. von Humboldt angeführt, liegt Pointe de Sable (Sandy-Point) zwischen dem 11° 6′ der Breite und dem 63° 9′ der Länge; nun ist von Pointe de Sable bis zum Südwest-Cap nur eine Minute der Breite, wenn die Herren von Humboldt und von Chabert die Pointe de Sable nicht mit dem Südwest-Cap verwechseln.

Wenn wir, um die Breite dieses Canals festzusetzen, zugleich Chabert's Beobachtungen und denen des Deposito gefolgt wären, welches Punta de la Galera unter den 63° 12′ der Länge und 10° 5′ der Breite setzt; so würde der Canal nur 5½ Meilen haben.

Allein ich habe es vorgezogen die Breite von Punta de la Galera ſo anzunehmen, wie ſie von den Herren Churucca, Fidalgo und Noguera zu 10° 2′ der Breite feſtgeſetzt iſt; und die von Pointe de Sable oder Südweſt-Cap von Tabago, die im Depoſito zu 11° 7′ 38″ der Breite beſtimmt iſt; ſo erhält der Canal eine Breite von 7 Meilen.

Alle Engliſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen Seeleute, die wir während unſers Aufenthalts auf dieſen beiden Inſeln gekannt haben, geben ihm einſtimmig dieſe Breite, anſtatt der 9½ Meilen, wie Bonne, man ſehe den Anfang dieſes W.

Die Ströme bei Tabago ſind ſehr ungewiß, vorzüglich in dem Canale, der die Inſel von Trinidad abſondert. Beim Neu- und Vollmonde ſteigt das Meer auf 4 Fuß. Die Paſſatwinde aus Nordoſt wehen das ganze Jahr um die Inſel.

Die Baien Man-of-War, Courlande, Sandy-Point, King's Bai, paſſen für die größten Schiffe.

Tyrrels Bai, Bloody Bai, Paletuvier's Bai, Englishman's Bai, Castera's Bai und la Guyra's Bai haben einen guten Grund für Schiffe von 150 Tonnen und darüber. Die Bai Halifax iſt gut für Schiffe von 250, aber ſie hat einen niedrigen Grund zur Einfahrt, die einen Steuermann verlangt.

Wenn man Tabago um die Zeit des Dunkelwerdens zu Geſicht bekömmt und ſich fürchtet, dieſer In-

sel sich zu sehr zu nähern, so lege man nicht gänzlich bei, sondern gehe gegen Süden mit wenigen Segeln, sonst wird der Strom, der immer nach Nordwest oder Nordost führt, die Insel bald dem Gesichte entziehen, und wenn er nach Nordwest führt, das Schiff so weit unter dem Winde forttreiben, daß man sie nicht mehr wiedergewinnen kann.

Gehet man in irgend eine Bai, die unter dem Winde der Insel gelegen ist, so kann man so nahe, wie man will, an die Felsen von St. Gilles kommen, und wenn man aus der Bai des Man-of-War (des Kriegsschiffs) läuft; so kann man sich der Nordspitze dieser Bai nach Gefallen nähern. Die Schiffe, die von Osten kommen, und um die Südküste der Insel gehen, müssen immer die Südseite der Insel genau in Acht nehmen; sonst würde sie bald der Strom, der um das kleine Tabago ist, und der immer nach Nordwest geht, nach Norden bringen. Im Südwest bis zur Bai Courlande hat man nur allein die Riffe zu fürchten, die zu sehen sind, ausgenommen den Felsen Chesterfield.

Was den Zustand des fremden Handels in dieser Colonie betrifft: so führten 1788 die Vereinigten Staaten von America vorzüglich ein: Ochsen, Pferde, Maulesel und andere Saumthiere für 21,120 Franken; behauenes Bauholz, Bohlen, und Bretter von weißen Tannen für 112,071 Franken; außerdem rothes Tannen-Holz und andere Holzarten; gesalzenes Rindfleisch für 31,320 Franken; Korn, Hirse, Reiß, Kartoffeln, Stockfisch; Tabak, Wagen u. dergl. m.

Die Spanischen Besitzungen.

Ochsen, Maulesel, für 15,000 Fr., gesalzenes Rindfleisch, für 5,808 Fr.

Die Englischen Besitzungen.

Distillirkolben und große Kessel; Maulesel für 9504 Franken; Butter, gesalzenes Rindfleisch, für 13,720 Fr.; Schuhe und Stiefeln, Elephantenzähne, trockene Waaren, Neger und Negerinnen, für 1,359,000 Fr.; Meerfische, Häringe und Makrelen, Porter, Rum, baumwollene Zeuche, Maderawein u. dergl. m., im Ganzen für 1,693,120 Fr.

Die Holländischen Besitzungen.

Stockfisch, Ziegelsteine, Waizenmehl, für 13,000 Fr., Neger und Negerinnen, für 23,000 Fr., Fische, u. dergl. für 3700 Fr.

Die Einfuhr fremder Waaren in die Niederlage von Scarborough auf der Insel Tabago betrug im Jahre 1788:

Von den Vereinigten Staaten von America .	347,131
Von den Spanischen Besitzungen . . .	29,358
Von den Englischen Besitzungen . . .	1,693,120
Von den Holländischen Besitzungen . . .	58,272
	2,127,881

Dagegen führten aus im Jahre 1788:

Die Vereinigten Staaten von America.

Baumwolle, Weizenmehl, Zwieback, Rum, für 204,875 Fr., rohen Zucker u. dergl., im Ganzen für 249,970 Fr.

Die Spanischen Besitzungen.

Lastthiere, Ochsen, für 8200 Fr., Rum, für 3230 Fr., u. m. dergl.

Die Englischen Besitzungen.

Pferde, Bauholz, Baumwolle, für 41,030 Fr., Elephantenzähne, für 20,000 Fr., trockene Waaren, Neger, Wein u. dergl.

Die Holländischen Besitzungen.

Neger, Rum, 9875 Fr., rohen Zucker u. s. w.

Die Ausfuhr betrug in demselben Jahre aus der Niederlage zu Scarborough:

Aus den Americanischen Vereinigten Staaten .	249,970
Von den Spanischen Besitzungen . . .	12,517
Von den Englischen Besitzungen . . .	118,560
Von den Holländischen Besitzungen . . .	19,301
	400,348.

Es beträgt also die Balance der Ein- und Ausfuhr gegen Tabago: 1,727,533 Francs.

Ueberſicht der Bevölkerung *) und der Producte der Inſel Tabago.

Dem Miniſter des Seeweſens vom Hrn. Petrie, Deputirten dieſer Colonie, den erſten Prairial, Jahr X. (21. Mai 1802) übergeben.

Weiße, mit Ausſchluß des Militärs, 400; (das gelbe Fieber hatte damals auf der Inſel gewüthet.) Schwarze ungefähr 17,500. (Es waren zu der Zeit keine Neger nach Afrika geſandt.)

Man ſchätzte damals die gewöhnliche Erzeugung des Zuckers auf 20,000 Barriques (Stück-Fäſſer), jedes zu 1600 Pfund.

Die anderen Producte waren von geringerer Wichtigkeit.

Auszug einer General-Liſte des Handels von Tabago, ſeit der Wiederbeſitznahme (den 15. Vendémiaire, Jahr XI.) bis zum 30 Prairial des folgenden Jahres (ſeit dem 7ten Oct. 1802 bis zum 19ten Jun. 1803.)

*) Man weiß nicht, warum man nicht auch auf dieſer Liſte die Bevölkerung der freien Leute angegeben hat, die ſich auf mehr als 600 Perſonen beläuft; dieß giebt dann eine Totalſumme von 18,500 Einwohnern.

Dagegen führten aus im Jahre 1788:

Die Vereinigten Staaten von America.

Baumwolle, Waizenmehl, Zwiebak, Rum, für 204,875 Fr., rohen Zucker u. dergl., im Ganzen für 249,970 Fr.

Die Spaniſchen Beſitzungen.

Laſtthiere, Ochſen, für 8200 Fr., Rum, für 3230 Fr., u. m. dergl.

Die Engliſchen Beſitzungen.

Pferde, Bauholz, Baumwolle, für 41,030 Fr., Elephantenzähne, für 20,000 Fr., trockene Waaren, Neger, Wein u. dergl.

Die Holländiſchen Beſitzungen.

Neger, Rum, 9875 Fr., rohen Zucker u. ſ. w.

Die Ausfuhr betrug in demſelben Jahre aus der Niederlage zu Scarborough:

Aus den Americaniſchen Vereinigten Staaten .	249,970
Von den Spaniſchen Beſitzungen . . .	12,517
Von den Engliſchen Beſitzungen . . .	118,560
Von den Holländiſchen Beſitzungen . . .	19,301
	400,348.

Es beträgt alſo die Balance der Ein- und Ausfuhr gegen Tabago: 1,727,533 Francs.

Ueberſicht der Bevölkerung *) und der Producte der Inſel Tabago.

Dem Miniſter des Seeweſens vom Hrn. Petrie, Deputirten dieſer Colonie, den erſten Prairial, Jahr X. (21. Mai 1802) übergeben.

Weiße, mit Ausſchluß des Militärs, 400; (das gelbe Fieber hatte damals auf der Inſel gewüthet.) Schwarze ungefähr 17,500. (Es waren zu der Zeit keine Neger nach Afrika geſandt.)

Man ſchätzte damals die gewöhnliche Erzeugung des Zuckers auf 20,000 Barriques (Stück-Fäſſer), jedes zu 1600 Pfund.

Die anderen Producte waren von geringerer Wichtigkeit.

Auszug einer General-Liſte des Handels von Tabago, ſeit der Wiederbeſitznahme (den 15. Vendémiaire, Jahr XI.) bis zum 30 Prairial des folgenden Jahres (ſeit dem 7ten Oct. 1802 bis zum 19ten Jun. 1803.)

*) Man weiß nicht, warum man nicht auch auf dieſer Liſte die Bevölkerung der freien Leute angegeben hat, die ſich auf mehr als 600 Perſonen beläuft; dieß giebt dann eine Totalſumme von 18,500 Einwohnern.

Einfuhr.

Ladungen.	Tonnen.	Oerter woher.	Hauptgegenstände.	Werth.
				Franken.
25	6,428	Frankreich	Verschiedne Waaren, Eßwaaren u. s. w.	840,154
1	318	Küste von Guinea.	333 Schwarze	265,941
26	1,124	Französische Colonien	Verschiedne Waaren, Eßwaaren u. s. w.	157,148
17	808	Spanische Colonien	Lebendige Ochsen, Ziegen, Maulesel 2c.	209,146
40	2,086	Fremde Colonien.	Lebensmittel, Holz, Neger 2c.	379,829
68	7,846	Vereinigte Staaten.	Lebensmittel, Holz, Dielen	1,179,600
		England	Lebensmittel, Ziegen, Steinkohlen u. verschiedne Waaren.	45,500
			Totalsumme	2,977,318.

Ausfuhr.

Schiffe.	Tonnen.	Bestimmung.	Abgegangene Sachen.	Werth.
				Franken.
10	1,932	Nach Frankreich	—	883,059
29	1,356	— Französische Colonien.	—	366,891
21	91	— Spanische Colonien.	—	155,414
34	1,677	— Fremde Colonien.	—	48,872
56	6,689	— Vereinigte Staaten.	—	810,448
			Totalsumme	2,264,684.

	Acres.
Angebautes Land	34,400
Verlassene Ländereien, oder unbebauet wegen Abwesenheit, oder Mangel an Mitteln der Eigenthümer	24,373
Uebriges Land	2,500
Totalsumme	62,273

Acht und achtzig Besitzungen, Zuckersiedereien.

	Weiße.	Farbige Leute.	Schwarze.
	Personen.	Personen.	Personen.
Bevölkerung auf den Besitzungen	311	145	15,485
— nicht gehörig zu den Besitzungen.	150	200	2000
Individuen von einem momentanen Aufenthalte	150	—	—
Totalsumme	611	345	17,485

Ertrag.

	Franken.
264,000 Centner Zucker, den Centner zu 65 Fr. gerechnet	17,160,000
Rum, 11,000 Faß, jedes zu 120 Gallons .	4,400,000
Baumwolle und Caffe können nicht betragen über .	140,000
Totalsumme	21,700,000

Man sieht, daß die Bevölkerung der Neger um mehr als tausend Seelen abgenommen hat, seit die Colonie durch den Frieden von Amiens an Frankreich zurückgegeben ist. Diese Verringerung erklärt sich dadurch, daß viele Einwohner fürchteten, die Franzosen möchten auf ihrer Rückkehr Rache ausüben, und sich mit ihren Negern nach Trinidad flüchteten, und eine große

Anzahl von freien farbigen Leuten beredeten, ihnen zu folgen. Man muß sich auch erinnern, daß die Neger-Bevölkerung jährlich abnimmt, wenn man keine aus Afrika herbringt, und daß während des Friedens von Amiens man nur 333 Neger aus Afrika hingeführt hat.

Siebentes Kapitel.

Hiſtoriſche Notiz über Venezuela und Beſchreibung dieſes Landes.

Das große, ſchöne, fruchtbare und faſt überall maleriſche Land, deſſen Geſchichte und Beſchreibung ich entwerfen will, wurde von Chriſtoph Columbus, auf ſeiner dritten Reiſe nach dem neuen Erdtheile, im Jahre 1498 entdeckt. Alles, was dieſer große Mann am Spaniſchen Hofe von der Schönheit und den Reichthümern der von ihm entdeckten Gegenden erzählte, weckte die Habſucht zweier Abenteurer, die ſeine Zeitgenoſſen waren, Amerigo Vespucci und Alphonſo Ojeda. Sie erhielten von der Spaniſchen Regierung die Erlaubniß, die Früchte zu ärndten, die ſie nicht geſäet hatten. Beide verbanden ſich zu dieſer Unternehmung, wie zwei Kaufleute zu einer Handels-Speculation. Die edele Seele des Columbus wurde nur aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und zum Ruhme in Bewegung geſetzt: Ojeda und Vespucci wurden

von der Begierde gespornt, sich durch jedes Mittel schnell große Reichthümer zu erwerben. So ist es also nicht auffallend, daß dieser letzte den Spanischen Hof zu überreden suchte, welches ihm auch wirklich gelang, daß die Entdeckung des neuen Erdtheils sein Werk sey, und daß Columbus nur einige Inseln entdeckt habe. Fast zu allen Zeiten machten kühne Abenteurer weit mehr Glück, als geistvolle Männer; indeß ist es dennoch auffallend, daß der Name des Vespuccio dem neuen Erdtheile gegeben wurde, und bis heute blieb, da seine Betrügereien gar bald entdeckt wurden. Es war im Buch des Schicksals verzeichnet, daß man den Mann, der die größte und schönste aller Entdeckungen gemacht hat, der einen großen Theil der Bewohner unserer Erde den Wildnissen entreißen, und den Grund zu Colonien und zahlreichen Staaten legen sollte, noch bei seinen Lebzeiten verläumden und verfolgen, ihm seinen Ruhm streitig machen, ja sogar seinen Namen verstümmeln würde. Die Geschichtschreiber haben sich gegen diese Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen sehr ereifert; wir aber denken, daß es für den reinen und fleckenlosen Ruhm dieses großen Mannes ein glücklicher Umstand war, daß ein Theil unserer Erde drei Jahrhunderte hindurch seinen Namen nicht führte: da er fast in allen Theilen der Schauplatz aller, die Menschheit so erniedrigenden Verbrechen seyn sollte, welche die Habsucht und der Aberglaube, die Tyrannei und die Sclaverei in der menschlichen Gesellschaft erzeugen. Sollte es sich indeß ereignen, daß diese Länder unter den Staaten von hoher Bildung einen bedeutenden

Dagegen führten aus im Jahre 1788:

Die Vereinigten Staaten von America.

Baumwolle, Waizenmehl, Zwieback, Rum, für 204,875 Fr., rohen Zucker u. dergl., im Ganzen für 249,970 Fr.

Die Spanischen Besitzungen.

Lastthiere, Ochsen, für 8200 Fr., Rum, für 3230 Fr., u. m. dergl.

Die Englischen Besitzungen.

Pferde, Bauholz, Baumwolle, für 41,030 Fr., Elephantenzähne, für 20,000 Fr., trockene Waaren, Neger, Wein u. dergl.

Die Holländischen Besitzungen.

Neger, Rum, 9875 Fr., rohen Zucker u. s. w.

Die Ausfuhr betrug in demselben Jahre aus der Niederlage zu Scarborough:

Aus den Americanischen Vereinigten Staaten .	249,970
Von den Spanischen Besitzungen . . .	12,517
Von den Englischen Besitzungen . . .	118,560
Von den Holländischen Besitzungen . . .	19,301
	400,348.

Es beträgt also die Balance der Ein- und Ausfuhr gegen Tabago: 1,727,533 Francs.

Uebersicht der Bevölkerung *) und der Producte der Insel Tabago.

Dem Minister des Seewesens vom Hrn. Petrie, Deputirten dieser Colonie, den ersten Prairial, Jahr X. (21. Mai 1802) übergeben.

Weiße, mit Ausschluß des Militärs, 400; (das gelbe Fieber hatte damals auf der Insel gewüthet.) Schwarze ungefähr 17,500. (Es waren zu der Zeit keine Neger nach Afrika gesandt.)

Man schätzte damals die gewöhnliche Erzeugung des Zuckers auf 20,000 Barriques (Stück-Fässer), jedes zu 1600 Pfund.

Die anderen Producte waren von geringerer Wichtigkeit.

Auszug einer General-Liste des Handels von Tabago, seit der Wiederbesitznahme (den 15. Vendémiaire, Jahr XI.) bis zum 30 Prairial des folgenden Jahres (seit dem 7ten Oct. 1802 bis zum 19ten Jun. 1803.)

*) Man weiß nicht, warum man nicht auch auf dieser Liste die Bevölkerung der freien Leute angegeben hat, die sich auf mehr als 600 Personen beläuft; dieß giebt dann eine Totalsumme von 18,500 Einwohnern.

Dagegen führten aus im Jahre 1788:

Die Vereinigten Staaten von America.

Baumwolle, Waizenmehl, Zwieback, Rum, für 204,875 Fr., rohen Zucker u. dergl., im Ganzen für 249,970 Fr.

Die Spanischen Besitzungen.

Lastthiere, Ochsen, für 8200 Fr., Rum, für 3230 Fr., u. m. dergl.

Die Englischen Besitzungen.

Pferde, Bauholz, Baumwolle, für 41,030 Fr., Elephantenzähne, für 20,000 Fr., trockene Waaren, Neger, Wein u. dergl.

Die Holländischen Besitzungen.

Neger, Rum, 9875 Fr., rohen Zucker u. s. w.

Die Ausfuhr betrug in demselben Jahre aus der Niederlage zu Scarborough:

Aus den Americanischen Vereinigten Staaten .	249,970
Von den Spanischen Besitzungen . . .	12,517
Von den Englischen Besitzungen . . .	118,560
Von den Holländischen Besitzungen . . .	19,301
	400,348.

Es beträgt also die Balance der Ein- und Ausfuhr gegen Tabago: 1,727,533 Francs.

Ausfuhr.

Befrachtge.	Tonnen.	Bestimmung.	Abgegangene Sachen.	Werth.
				Franken.
10	1,932	Nach Frankreich	—	883,059
29	1,356	— Französische Colonien.	—	366,891
21	91	— Spanische Colonien.	—	155,414
34	1,677	— Fremde Colonien.	—	43,872
56	6,689	— Vereinigte Staaten.	—	810,448
			Totalsumme	2,264,684.

	Acres.
Angebautes Land	34,400
Verlassene Ländereien, oder unbebauet wegen Abwesenheit, oder Mangel an Mitteln der Eigenthümer	24,373
Uebriges Land	2,500
Totalsumme	61,273

Einfuhr.

Barken.	Tonnen.	Oerter woher.	Hauptgegenstände.	Werth.
				Franken.
25	6,428	Frankreich	Verschiedne Waaren, Eßwaaren u. s. w.	840,154
1	318	Küste von Guinea.	333 Schwarze	265,941
26	1,124	Französische Colonien	Verschiedne Waaren, Eßwaaren u. s. w.	157,148
17	808	Spanische Colonien	Lebendige Ochsen, Ziegen, Maulesel ꝛc.	209,146
40	2,086	Fremde Colonien.	Lebensmittel, Holz, Neger ꝛc.	379,829
38	7,846	Vereinigte Staaten.	Lebensmittel, Holz, Dielen	1,179,600
		England	Lebensmittel, Ziegen, Steinkohlen u. verschiedne Waaren.	45,500
			Totalsumme	2,977,318.

Ausfuhr.

Schiffe	Tonnen.	Bestimmung.	Abgegangene Sachen.	Werth.
				Franken.
10	1,932	Nach Frankreich	—	883,059
29	1,356	— Französische Colonien.	—	366,891
21	91	— Spanische Colonien.	—	155,414
34	1,677	— Fremde Colonien.	—	48,872
56	6,689	— Vereinigte Staaten.	—	810,448
			Totalsumme	2,264,684.

	Acres.
Angebautes Land	34,400
Verlassene Ländereien, oder unbebauet wegen Abwesenheit, oder Mangel an Mitteln der Eigenthümer	24,373
Uebriges Land	2,500
Totalsumme	61,273

Siebentes Kapitel.

Hiſtoriſche Notiz über Venezuela und Beſchreibung dieſes Landes.

Das große, ſchöne, fruchtbare und faſt überall maleriſche Land, deſſen Geſchichte und Beſchreibung ich entwerfen will, wurde von Chriſtoph Columbus, auf ſeiner dritten Reiſe nach dem neuen Erdtheile, im Jahre 1498 entdeckt. Alles, was dieſer große Mann am Spaniſchen Hofe von der Schönheit und den Reichthümern der von ihm entdeckten Gegenden erzählte, weckte die Habſucht zweier Abenteurer, die ſeine Zeitgenoſſen waren, Amerigo Vespucci und Alphonſo Ojeda. Sie erhielten von der Spaniſchen Regierung die Erlaubniß, die Früchte zu ärndten, die ſie nicht geſäet hatten. Beide verbanden ſich zu dieſer Unternehmung, wie zwei Kaufleute zu einer Handels-Speculation. Die edele Seele des Columbus wurde nur aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und zum Ruhme in Bewegung geſetzt: Ojeda und Vespucci wurden

Anzahl von freien farbigen Leuten beredeten, ihnen zu folgen. Man muß ſich auch erinnern, daß die Neger-Bevölkerung jährlich abnimmt, wenn man keine aus Afrika herbringt, und daß während des Friedens von Amiens man nur 333 Neger aus Afrika hingeführt hat.

Platz einnähmen, dann würden die Einwohner sich selbst am meisten ehren, wenn sie sich unter einander vereinigten, dem Lande den Namen Columbia zu geben; damit so der ungerechter Weise eingeführte, abenteuerliche und kaufmänniſche Name America von den Landcharten verſchwände. Als im Monat Auguſt 1806 der General Miranda ſeinen erſten Verſuch machte, Venezuela, ſein Vaterland unabhängig zu machen, hatte er den edlen Vorſatz, der kleinen Armee, die er zu Coro commandirte, den Namen einer Colombianiſchen Armee zu geben, und er ſchlug ſeinen Landsleuten vor, den Namen Columbianer anzunehmen.

Alphonſus Ojeda entdeckte 1499 den kleinen See von Maracaibo; und als er hier Dörfer mit Eingebornen fand, die auf Pfählen erbaut waren, ſo gab er dem Lande den Namen Venezuela, in Vergleich mit Venedig. Er bauete ſich hier nicht an, und brachte ſeine Zeit mit Kriegen gegen die Eingebornen zu, die er auf den Inſeln Portorico und St. Domingo als Sclaven verkaufte.

Es gehört nicht in unſeren Plan, eine Geſchichte von den Räubereien und den Grauſamkeiten zu entwerfen, die man in dieſen Gegenden wenige Zeit nach der Entdeckung begieng. Die erſte Urſache dieſer Drangſale muß man in der, von Karl, dem fünften, den Räubern ertheilten Erlaubniß ſuchen, die Eingebornen bei ihrem Einfalle zu Sclaven zu machen. Ein Mann, der von der Natur ein wohlthätiges Herz erhalten hatte, und der ſelbſt von dem ächten Geiſte des Evangeliums be-

geiſtert war, der ehrwürdige Biſchof von Chiapa, las Caſas erwarb ſich den Ruhm, dieſen Grauſamkeiten ein Ende zu machen, und die Indianer ihren Henkern zu entziehn. Auch er wurde verläumdet; aber das von ihm geſchehene Gute iſt geblieben, und ſein Name, der Stolz des Spaniſchen Namens, wird unter den berühmteſten Helden der Menſchheit auf die letzte Nachkommenſchaft kommen.

Ehe ich indeß die Beſchreibung der Provinzen von Venezuela beginne, glaube ich einen hiſtoriſchen Blick auf die Regierung der Welſer, Augsburgiſche Wechsler, werfen zu müſſen, denen Karl, der fünfte, dieſes Land unter dem Titel eines Erblehns der Spaniſchen Krone abgetreten hatte. Dieſe junge Colonie wurde damals von einem weiſen und wohlthätigen Vorſteher, Don Juan Ampues regiert, der 1529 die Stadt Coro, die älteſte Niederlaſſung des Landes nächſt Cumana, angelegt hatte. Cumana wurde von Gonzalo Ocampo 1520 gegründet, und macht nur einen Theil dieſer Statthalterſchaft aus. Folgendes waren nun die Bedingungen dieſer Schenkung.

1) Man trat ihnen alle die Länder vom Cap Vela an bis zu Maracapana ab, mit dem Rechte, Eroberungen zu machen, und ihre Beſitzungen im Süden zu erweitern.

2) Die Welſer verpflichteten ſich, in drei Jahren zwei Städte und drei Feſtungen zu bauen.

3) Sie mußten vier Fahrzeuge zum Tranſport von 300 Spaniern und 50 Teutſchen ausrüſten, und

Platz einnähmen, dann würden die Einwohner sich selbst am meisten ehren, wenn sie sich unter einander vereinigten, dem Lande den Namen Columbia zu geben; damit so der ungerechter Weise eingeführte, abenteuerliche und kaufmännische Name America von den Landcharten verschwände. Als im Monat August 1806 der General Miranda seinen ersten Versuch machte, Venezuela, sein Vaterland unabhängig zu machen, hatte er den edlen Vorsatz, der kleinen Armee, die er zu Coro commandirte, den Namen einer Colombianischen Armee zu geben, und er schlug seinen Landsleuten vor, den Namen Columbianer anzunehmen.

Alphonsus Ojeda entdeckte 1499 den kleinen See von Maracaibo; und als er hier Dörfer mit Eingebornen fand, die auf Pfählen erbaut waren, so gab er dem Lande den Namen Venezuela, in Vergleich mit Venedig. Er bauete sich hier nicht an, und brachte seine Zeit mit Kriegen gegen die Eingebornen zu, die er auf den Inseln Portorico und St. Domingo als Sclaven verkaufte.

Es gehört nicht in unseren Plan, eine Geschichte von den Räubereien und den Grausamkeiten zu entwerfen, die man in diesen Gegenden wenige Zeit nach der Entdeckung begieng. Die erste Ursache dieser Drangsale muß man in der, von Karl, dem fünften, den Räubern ertheilten Erlaubniß suchen, die Eingebornen bei ihrem Einfalle zu Sclaven zu machen. Ein Mann, der von der Natur ein wohlthätiges Herz erhalten hatte, und der selbst von dem ächten Geiste des Evangeliums be-

geiſtert war, der ehrwürdige Biſchof von Chiapa, las Caſas erwarb ſich den Ruhm, dieſen Grauſamkeiten ein Ende zu machen, und die Indianer ihren Henkern zu entziehn. Auch er wurde verläumdet; aber das von ihm geſchehene Gute iſt geblieben, und ſein Name, der Stolz des Spaniſchen Namens, wird unter den berühmteſten Helden der Menſchheit auf die letzte Nachkommenſchaft kommen.

Ehe ich indeß die Beſchreibung der Provinzen von Venezuela beginne, glaube ich einen hiſtoriſchen Blick auf die Regierung der Welſer, Augsburgiſche Wechsler, werfen zu müſſen, denen Karl, der fünfte, dieſes Land unter dem Titel eines Erblehns der Spaniſchen Krone abgetreten hatte. Dieſe junge Colonie wurde damals von einem weiſen und wohlthätigen Vorſteher, Don Juan Ampues regiert, der 1529 die Stadt Coro, die älteſte Niederlaſſung des Landes nächſt Cumana, angelegt hatte. Cumana wurde von Gonzalo Ocampo 1520 gegründet, und macht nur einen Theil dieſer Statthalterſchaft aus. Folgendes waren nun die Bedingungen dieſer Schenkung.

1) Man trat ihnen alle die Länder vom Cap Vela an bis zu Maracapana ab, mit dem Rechte, Eroberungen zu machen, und ihre Beſitzungen im Süden zu erweitern.

2) Die Welſer verpflichteten ſich, in drei Jahren zwei Städte und drei Feſtungen zu bauen.

3) Sie mußten vier Fahrzeuge zum Tranſport von 300 Spaniern und 50 Teutſchen ausrüſten, und

es war ihnen erlaubt, alle Bergwerke des neuen Erdtheils zu ihrem Nutzen, oder zu dem ihrer Erben zu gebrauchen.

4) Der Kaiser gab den Titel Adelantado, ein Name, der beinahe dem eines Intendanten oder Präfecten entspricht, demjenigen, den die Welser zum Gouverneur dieser Colonie ernennen würden.

5) Der kaiserliche Brief erlaubte den Welsern, diejenigen Indianer zu Sclaven zu machen, die sich weigern würden, unter die Zahl ihrer Vasallen zu treten.

Der Kaiser Karl der fünfte ernannte zwar einen Pater Montesillo zum Beschützer der Indianer. Einige Geschichtschreiber haben dieser Vorsicht den Namen seine Heuchelei gegeben. Es sey wie ihm wolle, Montesillo fand es für besser, die Räubereien der Welser zu theilen, als die Pflichten seines ehrenvollen Amtes zu erfüllen. Die Agenten dieser Banquiers betrugen sich in diesem Lande wie Handelsgesellschaften, denen man die Ausübung der Oberherrschaft in weit entfernten Gegenden anvertraut. Die Stiftung dauerhafter Colonien, die Beförderung des Ackerbaus und der Künste, war niemals der edle Vorsatz solcher Männer. Begierig, schnell große Reichthümer aufzuthürmen, um sie in ihrem Vaterlande zu genießen, fiengen sie mit Erpressungen und Räubereien an, und wurden gar bald mit Mordthaten und Grausamkeiten bekannt. So handelte wenigstens Alfinger, der erste Agent der Welser, und sein Lieutenant Sailler, die 1528 zu Coro an der Spitze von 400 Abenteurern ankamen.

Kaum waren ſie zu Statthaltern ernannt, als ſie ſich ſchon nach Gold- und Silberbergwerken erkundigten; als aber Alfinger ſahe, daß das Land keine habe, und daß man ſich nicht ſo ſchnell bereichern konnte, als man es ihnen in Spanien verſprochen hatte, ſo durchzog er an der Spitze einer ſeiner Haufen die Colonie, und ließ Sailler zum Commandanten von Coro zurück. Er machte auf die Indianer wie auf wilde Thiere Jagd, brachte alle die auf die Tortur, die ihm nicht die vorgeſchriebenen Unzen Goldſand an dem beſtimmten Tage brachten, oder er ließ ſie tödten; denn obgleich man noch keine Goldminen entdeckt hat, ſo findet man doch in einigen Flüſſen Goldſtaub. Die Pflanzer, die aus einem Gemiſch von Spaniſchem und Indianiſchem Blute entſproſſen waren, wurden von Alfinger nicht beſſer behandelt. Er machte Einbrüche in ihre Pflanzungen, mordete und plünderte, was nur in ſeine Hand fiel. Er verkaufte die Indianer wie die Laſtthiere an Jeden, der ſie kaufen wollte. Dieſer ebenſo unermüdliche als unerſättliche Räuber verlor viele Leute im erſten Jahre ſeines Feldzuges; allein die Welſer ſorgten von Zeit zu Zeit für neue Recruten, bis endlich dieſer Henker der Indianer von ihnen im Jahre 1531 in einem Thale, welches ſeitdem von ihm den Namen trägt, El Vallé de Misser Ambrosio, das Thal des Herrn Ambroſius Alfinger, ermordet wurde. Die Welſer hatten einen andern Teutſchen, Johann dahin geſchickt, der dem Alfinger im Fall ſeines Todes folgen ſollte. Dieſer durchſtreifte nicht wie ſein Vorgänger das Land mit den Waffen in der Hand,

ſondern führte ein ruhiges Leben zu Coro, machte ſich durch die Räubereien reich, die eben ſo, wie unter ſeinem Vorgänger, getrieben wurden.

Im Jahr 1533 ſchickten die Welſer den Georg Spirra mit dem Titel eines Gouverneurs dorthin; er hatte 400 Mann Spanier oder Eingeborne der Canariſchen Inſeln unter ſeinem Befehle. Als er ſeine Truppen mit denen, die in der Colonie ſchon waren, vereinigt hatte, theilte er ſie in drei Haufen, die in das Land eindrangen, um es zu plündern; er ſelbſt ſetzte ſich an die Spitze einer dieſer Abtheilungen. Dieſe Unternehmung dauerte fünf Jahre. Er kam erſt 1539 nach Coro zurück, und brachte nur 80 von den 400, die mit ihm gegangen waren, zurück. Auf dieſer Reiſe ſprach man zum erſten Male von einem fabelhaften Lande el Dorado. *) Man kann annehmen, daß die Indianer dieſe Fabel erdichtet haben, um ihre unerſättlichen Tyrannen in die mittleren Wälder ihres Landes zu locken, und ſie da im Unglück umkommen zu laſſen. Spirra ſtarb zu Coro an Erſchöpfung und Wuth. Der Spaniſche Hof hatte in dieſes Land 1536 einen Biſchof, Namens Baſtidas, geſchickt. Bei'm Tode des Spirra gab die Audiencia von St. Domingo, die zu dieſer Zeit die Oberaufſicht über die übrigen Colonien hatte, dieſem Biſchofe den Oberbefehl über Venezuela, und Philipp von Urré, ein hoher Officier, bekam das Commando über die Truppen. Beide

*) M. ſ. Nicolaus Federmann, und ſein merkwürdiger Zug in's Goldland der neuen Welt im XLVI. Bande der Allgemeinen geographiſchen Ephemeriden S. 145 f.

Männer zeigten sich würdig, den Agenten der Welser zu folgen.

Der Bischof Bastidas fieng damit an, einem gewissen Pedro Limpias eine Expedition gegen die Indianer aufzutragen, von welchen man eine ansehnliche Contribution in Gold zu bekommen hoffte. Da man indeß nur wenig bekam, so verkaufte man sie als Sclaven, als man alle Hoffnung verloren hatte, eine große Menge dieses Metalls durch sie zu erhalten.

Bastidas schickte hierauf den Philipp von Uré zur Entdeckung von Dorado aus. Nachdem dieser geraubt, geplündert, und alles, was in seine Hände fiel, vier Jahre hindurch, so lange die Expedition dauerte, gemordet hatte, ohne das chimerische Land Dorado entdeckt zu haben, kehrte er nach Coro, in's größte Elend versetzt, zurück, und nachdem er fast alle Mitgenossen seiner Verbrechen verloren, wurde er von einigen derselben, Pedro Limpias und Carvajal ermordet. Der letztere hat sich vermittelst falscher Papiere der Herrschaft der Colonie bemächtigt, während Bastidas nach Puerto-Ricco geschickt war, um den bischöflichen Stuhl einzunehmen. Carvajal gründete die Stadt Tucuya, den einzigen Ort, der sich in dieser Zeit, in welcher die Colonie unter dem Privilegium der Welser blieb, bildete.

Endlich gewann die Beredtsamkeit des unsterblichen las Casas den Prozeß der Menschheit am Hofe Karls des fünften. Dieser Fürst forderte wieder zurück, was ein Fürst niemals, vor allem nicht an Handelsgesell-

schaften weder veräußern darf noch kann. Er übernahm nämlich von neuem den Oberbefehl über Venezuela, und die grausamen Agenten der Welser wurden vertrieben. Gebe Gott, daß die, welche in unserm Jahrhunderte in Indien eine nicht weniger unersättliche und grausame Tyrannei führen, das Loos der Welser und ihrer Agenten erfahren! Die Colonisten, die nun wieder unter den Schutz eines Landesherrn gekommen waren, hohlten endlich freien Athem. Diejenigen, welche die Tyrannei der Kaufleute überlebt hatten, beschäftigten sich mit Ackerbau und Künsten unter der Statthalterschaft des Don Juan Peres de Tolosa. *) Mehrere von 1526 bis 1542 erlassene Edicte erklärten die Indianer für frei, aber man hat gesehen, daß andere das Gegentheil aussprechende Edicte Eingriffe in ihre Freiheit gethan haben; endlich im Jahr 1546 wurde die Freiheit feierlich von Don Juan de Tolosa proclamirt; selbst die Freiheit der Indianer, die man mit den Waffen in der Hand ergriffen hatte, wurde bestätigt. Er vertheilte sie in mehrere Dörfer, unter der Aufsicht der Spanier; sie waren hier einer Art von Feudalsystem unterworfen; eine Regierung, die, wenn sie weise verwaltet wird, vielleicht zu den besten und sichersten Mitteln gehört, Wilde allmählich zu bilden.

*) Raynal sagt — T. IV., p. 90. der Genfer-Edition 1780, daß das Betragen der Spanier eben nicht von dem verschieden war, welches so viele Grausamkeiten veranlaßt hatte. Die Spanischen Geschichtschreiber und Chroniken von Caracas und Cumana rühmen indeß doch den Tolosa.

Diese Regierung heißt in den Spanischen Colonien Repartimiento de Indias. Das Repartimiento, welches die Oberhäupter gar bald mißbrauchten, wurde in mehrern Colonien in Encomiendas verwandelt. Der Unterschied zwischen dieser und jener Regierung ist der, daß es dem Spanier, dem Oberhaupte oder Inspector der Indianer in dieser verboten war, mit ihnen in demselben Dorfe zu wohnen. Der Encomendero war eine Art von Inspecteur oder Aufseher; ihm lag es ob, die Indianer an bestimmten Tagen zu besuchen, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie dahin zu bringen, daß sie auf die Gewohnheiten, als Wilde zu leben, Verzicht thäten, ihnen Geschmack für Ackerbau, Künste und Bildung einzuflößen, und endlich die Missionäre mit ihrem ganzen Einflusse zu unterstützen. Keiner zweifelt, daß diese Regierung in ihrer Form und dem Zwecke nach große Vorzüge vor dem Repartimiento hatte. Man bemerkte in der Verordnung, welche der Gesetzgeber an die Encomenderos ergehen ließ, ja nicht in den von den Indianern selbst bewohnten Dörfern zu leben, daß die Sache der Menschheit ihre Rechte in Spanien wiedergewann. Man fürchtete ohne Zweifel, und das mit Recht, daß eine fast willkührliche Regierung über einfältige und unwissende Menschen ihre Oberhäupter leichter daran gewöhnt, sie wie Sclaven zu behandlen. Ungeachtet aller Vorsichtsmaaßregeln, die ein Regent, der fast 2000 Stunden von diesen neuen Staaten wohnte, nahm, mißbrauchten die Encomenderos auf eine unerhörte Weise ihr Ansehn, und eigneten sich die Früchte der Arbeiten der Indianer zu.

„Als der Spaniſche Hof", ſagt von Humboldt, „ſahe, daß der neue Erdtheil ſich ſchnell entvölkerte, ſo nahm er dem Anſchein nach wohlthätige Maaßregeln, die aber der Geiz und die Liſt der Eroberer (Conquiſtadores) gegen die zu wenden wußte, deren Leiden man zu erleichtern glaubte. Man führte nämlich das Syſtem der Encomiendas ein."

„Die Indianer, denen die Königin Iſabella vergeblich die Freiheit zugeſtanden hatte, waren bis jetzt Sclaven der Weißen, die ſich dieſelben ohne Unterſchied zueigneten. Durch die Encomiendas nahm die Sclaverei regelmäßigere Formen an. Um die Streitigkeiten zwiſchen den Conquiſtadores zu endigen, vertheilte man die noch übrigen unterjochten Völker; über die aus mehrern Hundert Familien beſtehenden Stämme Indianer herrſchen diejenigen, die in Spanien unter den Soldaten, die ſich bei der Eroberung ausgezeichnet hatten, gewählt wurden. Auch wurden die Oberhäupter aus Rechtsgelehrten gewählt, (Licenciados), die der Hof ſchickte, um die Provinzen zu regieren, und die zugleich den Uſurpationen der Generale das Gegengewicht halten ſollten. Eine große Zahl der ſchönſten Encomiendas wurden an Mönche vertheilt. Die Religion, die vermöge ihrer Grundſätze, die Freiheit begünſtigen ſollte, wurde tief erniedrigt, denn ſie ſelbſt zog von der Sclaverei des Volks Nutzen. Dieſe Vertheilung der Indianer machte ſie zu Leibeignen; ihre Arbeit gehörte zu den Encomenderos. Der Sclave nahm oft den Familiennamen ſeines Herrn an. Viele Indiani-

ſche Familien haben heute noch Spaniſche Namen, ohne daß jemals ſich ihr Blut mit dem Europäiſchen Blute vermiſcht hat. Der Madrider Hof glaubte den Indianern Beſchützer gegeben zu haben; er hatte das Uebel verſchlimmert; er hatte den Druck noch ſyſtematiſcher gemacht.

„Dieß war der Zuſtand der Mexicaniſchen Pflanzer im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte. Seit dem achtzehnten Jahrhunderte iſt ihr Loos immer beſſer geworden. Die Familien der Conquiſtadores ſind zum Theil verſchwunden. Die Encomiendos, die als Lehen betrachtet werden, ſind nicht von Neuem wieder vertheilt. Die Vice-Könige, und beſonders die Audiencias, haben über das Intereſſe der Indianer gewacht; ihre Freiheit, und in mehrern Provinzen ſelbſt ihr Wohlſtand haben ſich nachgerade vermehrt. Vor allen iſt König Karl III. durch eben ſo weiſe, als kräftige Mittel der Wohlthäter der Eingebornen geworden; er hat die Encomiendos vernichtet; er hat die Repartimientos verboten, bei welchen die Corregidors ſich willkührlich zu Gläubigern und folglich zu Herrn der Arbeit der Eingebornen machen, daß ſie dieſe zu ſehr hohen Preiſen mit Pferden, Mauleſeln und Kleidung (Ropa) verſehen. Die Einführung der Intendanzen, die man dem Miniſterium des Grafen von Galvez verdankt, iſt überall eine merkwürdige Epoche für das Wohlſeyn der Indianer geworden. Die kleinen Bedrückungen, denen der Pflanzer beſtändig von Seiten der untern obrigkeitlichen Perſonen der Spanier und Indi-

aner ausgesetzt waren, haben sich besonders unter der thätigen Aufsicht der Intendanten vermindert; die Eingebornen genießen alle die Vortheile, welche die Gesetze, gewöhnlich milde und menschlich, ihnen bewilligt haben, deren sie aber in den Jahrhunderten der Barbarei und der Unterdrückung beraubt worden sind. Die erste Wahl derjenigen, denen der Hof die bedeutenden Stellen der Intendanten oder Gouverneure der Provinzen anvertraute, war sehr glücklich. Unter den zwölfen, die das Land 1804 verwalteten, gab es nicht einen, den das Volk über Bestechung und Mangel an Rechtschaffenheit *) angeklagt hätte.

Die von uns so eben angeführten Bemerkungen des von Humboldt, sind eben so gerecht, als weise. Als die Spanier Mexico eroberten, fanden sie hier ein Volk, das große Fortschritte in der Bildung gemacht hatte, und dem vielleicht nur die Kenntniß der Schreibekunst fehlte, um den meisten Europäischen Völkern in dieser Zeit, in Ansehung der Bildung zu gleichen. Die Mexicaner waren Ackerbauer, und trieben mehrere unserer mechanischen und chemischen Künste. Bei einer guten Regierung und bei weisen Gesetzen würde ein Volk, das unter der doppelten Tyrannei eines Montezuma und des härtesten und drückendsten Feudalsystems seufzte, die Spanier vergöttert haben.

Aber die Eingebornen von Venezuela befanden sich damals in einer sehr verschiedenen Lage. Sie leb-

*) Versuch über Neu-Spanien. 3, Thl. I. S. 424.

ten in dem wildeſten Zuſtande, baueten kaum einige Wurzeln, und verließen ſich in Anſehung der übrigen Bedürfniſſe auf eine Natur, die in einem Klima, das zugleich zur Trägheit reizt, ſehr verſchwenderiſch iſt. Die Caraiben, die Parias, die Caracas hatten ſich nicht einmal bis zur Kenntniß der Aufziehung der Hausthiere erhoben. Sie waren nicht etwa Nomaden oder Hirten; ſie waren weniger als Tataren und Beduinen. Es waren noch andere Reizmittel als Ermunterung nöthig, um ſie dem Müſſiggange, und dem herumſchweifenden Leben zu entreißen, und Ackerleute aus ihnen zu machen.

Wir haben ganz offen unſere Anſichten über die Sclaverei der Schwarzen mitgetheilt; und die Fehler des Colonialſyſtems, welches faſt 300 Jahre durch Europäiſche Nationen in dem neuen Erdtheile beſtand, angedeutet. Man muß die Schuld, ein ſolches Syſtem eingeführt zu haben, der halben Barbarei und den unerſättlichen und abſurden Menſchen beimeſſen, die zu dieſer Zeit den abſcheulichen Sclavenhandel ausdachten. Man denke ja nicht, daß wir uns zu Schutzrednern der enthuſiaſtiſchen Schwärmer, der heuchleriſchen Räuber aufwerfen wollen, die in unſern Tagen einer Menſchenclaſſe, die mehrere Generationen hindurch an den Sclavenſtand gewöhnt war, den vollen Genuß aller geſellſchaftlichen Rechte zugeſtehn. Das Beiſpiel von St. Domingo und anderer zerſtörten Colonien, in welchen die Schwarzen ſich in demſelben Augenblicke, in welchem wir ſchreiben, unter einander tödten, und ſich zu Scla-

ren machen, redet lauter, als die philanthropiſchen Theorien der Geſetzgeber in den Cabinetten. Der Enthuſiasmus auf der einen, und der heuchleriſche Ehrgeiz auf der andern Seite ſind für die Sclaven ſowohl, als auch für die Herren ſehr verderblich geweſen. Ein Sclavenhaufe läßt ſich nicht an einem Tage, nicht in einem Jahre, nicht ein Mal in zehn Jahren in Unterthanen oder Bürger umwandeln. Der Uebergang von dem einen Stande zum andern iſt ſehr groß. Man muß durch gute Einrichtungen die gegenwärtige Generation verbeſſern, damit die folgenden Geſchlechter alle Vortheile der Bildung genießen können; und wenn wir gleich feſt davon überzeugt ſind, daß wir zweien Claſſen von übrigens ſehr achtungswerthen, aber in ihren Grundſätzen und Anſichten von einander abweichenden Männern (nämlich gewiſſen Philoſophen und den Vertheidigern des Colonialſyſtems ohne Modification) mißfallen werden; ſo tragen wir dennoch kein Bedenken, folgende, auf das Studium der Geſchichte aller Zeiten und aller Völker ſich ſtützende, Meinungen in Umlauf zu ſetzen, daß nämlich das Feudalſyſtem, aber ein Feudalſyſtem, welches ſich auf weiſe und menſchliche Geſetze gründet, vielleicht das beſte und ſicherſte Mittel iſt, um den Afrikaniſchen Sclaven, und den gefühlloſen und trägen Wilden in den heißen Ländern America's der Bildung entgegen zu führen. Die Natur ſelbſt ſcheint es ſo gewollt zu haben. Mußten nicht unſere Vorfahren, und die der übrigen Nationen Europa's durch dieſen Mittelzuſtand gehen, um uns auf die Stufe der Bildung, auf der wir jetzt ſtehen, zu bringen?

Die Indianischen Stämme der neuen Welt haben sich nicht allein verschlimmert, sondern sie sind auch ganz entartet, und fast ganz, in der Nachbarschaft der Europäer (der Franzosen und Engländer nämlich), die sie ihren Gesetzen nicht unterwarfen, verschwunden; seit der Aufhebung des Jesuitenordens haben die Trunkenheit, die Zügellosigkeit und die Blattern fast alle Völkerschaften aufgerieben, die in der Nachbarschaft der Französischen und Englischen Besitzungen in den beiden America's wohnen. Zu Cayenne z. B. zählte man 1720 mehr als 60,000 Indianer, und funfzehn Jahre nachdem sie die Missionäre der Jesuiten verloren hatten, d. h. im Jahre 1777 oder 1778 zählte man nur noch 4 oder 5000, 1809 kaum noch 200.

Vor etwa 20 Jahren waren die Wilden von Brasilien noch einer Art von Feudalsystem unterworfen. Die Zahl der Eingebornen nahm dort, wie in den Französischen und Englischen Besitzungen immer zu, und verminderte sich in den Spanischen Colonien. Um diese Zeit setzte Herr von Suza-Cutinho, Gouverneur von Groß-Para, auf Befehl der Regierung ungefähr 200,000 Indianer in dieser Provinz allein in Freiheit, die alle Ackerleute, Zimmerleute, Müller, Maurer ꝛc. waren. Wenn die Vorfahren dieser Wilden sich selbst überlassen, und nicht unter der Aufsicht der Missionäre und Europäischen Oberhäupter vereinigt worden wären, so würde sie die Nachbarschaft der weißen Colonisten, deren Laster sie nur annehmen, wenn sie nicht unter einer wachsamen und festen Polizei stehen, auf eine ähn

ſo kleine Zahl beſchränkt haben, als die, welche in dem Franzöſiſchen Guiana und Canada leben, und bald gänzlich verſchwinden werden.

Jetzt zur Beſchreibung von Venezuela zurück. Es iſt in der That merkwürdig, daß ein Land, deſſen Exiſtenz unter ſo unglücklichen Vorbedeutungen im Jahre 1529 begann, 1560 eine ſo beträchtliche Volksmenge hatte; ſchon zu dieſer Zeit waren die Städte Cumana, Coro, Barquiſimeta, Palmes von Nirga, Tocuyo, Borburata, Valencia, Truxillo und Collado gegründet. Der Diſtrikt des Sees von Maracaiba, der Anfangs das Gouvernement Venezuela bildete, nach welchem von der Zeit an das Obergouvernement Caracas benannt wurde, und nun ein verbündeter Staat geworden iſt, wurde zum erſten Male 1499 von Alphonſus Alfinger beſucht. Dieſer Abenteurer unterließ nicht nur die Gründung einer Colonie, ſondern verwüſtete das Land ſogar. Die erſte Colonie zu Coro ward 1527 von Jean Ampues gegründet. Im folgenden Jahre wurde die Colonie den Welſern überlaſſen, unter deren Tyrannei ſie 1545 oder 1546 verſchwand.

So wurden in dem kurzen Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren die Städte gegründet, die wir ſoeben nach Cumana und Coro genannt haben. Kein hiſtoriſches Denkmal giebt uns Auskunft, wie hoch ſich 1560 die Bevölkerung des Diſtrikts von Maracaibo und Coro belief; wenn wir uns indeß auf ein Manuſcript verlaſſen können, das uns 1807 von einem

achtungswerthen Manne in der Provinz Caracas mitgetheilt wurde, der kostbare Documente für die künftige Geschichte dieser Länder sammelte, so belief sich die Volksmenge von Maracaibo 1560 auf ungefähr 15 oder 16,000. Die Hülfsquellen dieses Landes und die Ausdauer der ersten Bewohner müssen ziemlich groß gewesen seyn, da die Volksmenge in einer so kurzen Zeit ohne alle Verbindung mit der Hauptstadt solch einen Zuwachs erhielt. Vor 1660 war kein Spanisches Schiff hierher gekommen, ein Landesproduct gegen die Producte der Hauptstadt zu vertauschen; denn die Verbindung der Welser mit der Colonie zweckte nur darauf ab, Bergwerke in derselben zu entdecken und zu benutzen. Da aber indeß die Bevölkerung durch die Verheirathungen der Europäer mit den Indianerinnen bedeutend zugenommen hatte, so schickten diese Colonisten 1558 oder 1559 einen Deputirten, Namens Sancho Brizeno nach Spanien, der bei ihrem Monarchen um eine Reform in der Colonial-Verfassung nachsuchen, und zugleich die Erlaubniß auswirken sollte, daß auf Kosten und Risico der Colonisten jährlich ein Schiff aus Spanien nach dem Haven von Borburata kommen sollte; zugleich sollte der Deputirte bewirken, daß die drückenden Abgaben, welche damals von den Schiffsgütern bei ihrer Ankunft und dem Abgange aus America erlegt werden mußten, von den Gütern dieses Schiffes nur zur Hälfte entrichtet würden. Diese Vergünstigung wurde ihnen am 8. December 1560 zugestanden. Von dieser Zeit an bis 1574 oder 1575 kam jährlich ein Schiff nach Borburata. Da indeß die Stadt Car-

racas 1565 von Diego-Lopada gegründet wurde, und dieser Theil der Colonie wegen der großen Fruchtbarkeit seines Bodens und des milden Klima's den Distrikt von Maracaibo an Volksmenge bei weitem übertraf; so kam von 1575 oder 1576 an kein Schiff mehr in Borburata zum Handel an, sondern gieng nach Guayre, dem nächsten Haven von Caracas.

Perlen waren der Hauptartikel, den es auf seiner Rückreise mitnahm; die übrige Ladung bestand in etwas Cacao, Vanille, Indigo, Rum und Hirschfellen. Da man indeß die Perlenfischerei an den Küsten von Margaretha mit übergroßer Habsucht und weniger Vorsicht betrieb; so wurden nicht nur die Perlenmuscheln fast gänzlich vernichtet, sondern es kamen auch gegen 1000 Indianer dabei um, die man als Taucher zu dieser Fischerei zwang. Als aber seit anderthalb Jahrhunderten diese Beschäftigung nichts mehr einbrachte, so gab man sie auf, und die Muscheln, in welchen man die Perlen findet, haben sich von Neuem an den Küsten dieser Insel vermehrt. Ich habe hier 1807 einen Privatmann gesehen, der sich ungefähr 400 Perlen in dem Laufe des vorigen Jahres verschafft hatte.

Die Colonie blieb in diesem Zustande; ihre Bevölkerung stieg durch den Ueberfluß an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, aber aus Mangel an Handel kann sie sich nicht bereichern. Die Holländer, die sich 1634 zu Curaçao niederließen, knüpften bald Handelsverbündnisse mit den Colonisten an. Nun kam neues Leben in den Ackerbau. Man legte sich vorzüglich auf

Cacao. Man verpflegte die vierfüßigen Thiere, die man aus Europa bekommen hatte, beſſer. Sie haben ſich ſeitdem ſo vermehrt, daß die Coloniſten mehr hatten, als ſie hüten konnten. Die Pferde, die Eſel, die Maulеſel und die Ochſen ſind zuletzt in den Steppen und Wäldern wild geworden, wo Reiſende und Jäger ſie alle Tage Heerdenweiſe und bei Tauſenden antreffen.

Als der blühende Zuſtand dieſer Colonie, und der beträchtliche Gewinn, der den Holländern durch den Schleichhandel erwuchs, in Europa bekannt wurden, ſo baten die Kaufleute der Hauptſtadt die Regierung um die Erlaubniß, dorthin Waaren zu ſchicken. Da indeß eine ausdrückliche Erlaubniß des Fürſten zu der Ausrüſtung eines jeden Schiffes nöthig war, und die Erlaubnißſcheine ſehr theuer bezahlt werden mußten, auch nur unter der Bedingung verwilligt wurden, die Waaren zu Sevilla allein zu laden, und dorthin wieder zurück zu kommen, außerdem drückende Abgaben von den Schiffsgütern erlegt werden mußten, wenn ſie aus Sevilla abſegelten, und in America ankamen, ſo bewirkten alle dieſe Feſſeln, daß der Nationalhandel die Concurrenz mit den Holländiſchen Schleichhändlern in der neuen Welt nicht beſtehen konnte. Die beiden Schiffe, die von Sevilla 1565 und 1566 ausliefen, machten für die Intereſſenten eine ſehr nachtheilige Reiſe. Andere Kaufleute, die den Verſuch machten, drei Schiffe 1680 dorthin zu ſchicken, waren wegen der Habſucht ihrer Regierung nicht glücklich. Im Jahr 1729 wurden die Handelsgeſellſchaften in Guipuscoa in der Abſicht ge-

Anfangs von den Holländern gegründet, hernach von den Schweden, nachdem ſie zum Theil von Teutſchen bevölkert waren, und die Engländer traten daſelbſt nachher gleichſam als eine dritte Generation auf. Wenn man nun noch die Franzoſen, Schweizer, Italiener, Irländer u. ſ. w. hinzufügt, die ſich ſeit der Zeit daſelbſt niedergelaſſen haben; ſo könnte man ihnen mit weit mehrerem Rechte, den Namen der Europäiſchen Colonien beilegen, hätte ſie ihre Unabhängigkeit nicht zu einer einzigen Nation verſchmolzen. Da die Bevölkerung der Spaniſchen Colonien durch Weiße einen homogenen Urſprung hat, ſo iſt es leicht einzuſehen, daß es nichts weniger, als der großen Bedrükkungen der Adminiſtration einer dieſer Colonien, oder einer dazu kommenden Revolution in dem Mutterlande bedurfte, um das moraliſche Band zu zerreißen, wodurch ſie ihrem Souveräne unterworfen war. Durch dieſe Angaben kann man die friedlichen Bürger und Eigenthümer in einem Lande, die nur deſſen Unabhängigkeit wünſchen, unterſcheiden von Aufrührern oder von den, durch einen mächtigen Feind, zur Verbreitung von Zwietracht und Anarchie beſoldeten Spionen. Der treffliche Gouverneur, Don Vincente de Emparan hatte, allein durch ſeine große Klugheit und Tugenden, dem öffentlichen Mißvergnügen in der Provinz Cumana, nach der Kataſtrophe des Espanna, ein Ende gemacht.

Man genoß noch die Früchte ſeiner wohlthätigen Adminiſtration unter ſeinem Nachfolger, dem Don

te, am 12. Oktober 1778 durch ein Edict des Königs Karl's III. aufgehoben. Dieß Edict nannten die Spanier das Edict des freien Handels. Von dieser Zeit an, die eben so ruhmvoll für den Monarchen, als auch glücklich für das Vaterland und seine Colonien war, mehrten sich die Volksmenge und die Reichthümer so sehr, als man es sich unter einer, in so vielen Hinsichten fehlerhaften Regierung vorzustellen vermag. Nach einem Zeitraume von 29 Jahren verdoppelte sich die Bevölkerung; 1809 bestand sie aus 1,000,000.

Das Edict von 1778 wurde gerade in einem Augenblicke erlassen, in welchem die Englischen Colonieen des nördlichen America's das Joch des Mutterstaats abgeworfen hatten. Die Spanischen Colonisten zeigten kein Verlangen, ihren Nachbarn nachzuahmen. Sie waren mit ihrem Loose zufrieden. Die Grundsätze unserer Revolution erhitzten ihre Köpfe nicht, wenn gleich einige Enthusiasten, die sich bis dorthin verbreitet hatten, nichts unterließen, um auch unter ihnen eine Revolution zu bewirken. Es muß indeß jeden rechtschafenen Mann empören, daß die Englischen Minister, sobald ihnen der Baseler Frieden bekannt gemacht wurde, welchen Spanien mit Frankreich geschlossen hatte, durch ihr Gold in unseren Colonien Unruhen anzuzetteln suchten. Kaum war ihnen Trinidad überliefert, als sie hier einen Aufruhr erregten, der dazu bestimmt war, nicht das Spanische America unabhängig zu machen, sondern es, wie unsere Colonien, in's Elend zu stürzen. Die historische Unpartheilichkeit nöthigt uns hier noch

Die in der Provinz Caracas von Don Pedro Carbonell, und in Cumana von Don Vincente de Emparan (den beiden Hauptprovinzen des General-Gouvernements oder Staates von Venezuela) gemachten Reformen, hatten den Geist beruhiget und zufrieden gestellt. Allein mit diesen Gouverneuren verschwand bald wieder das Gute, was sie gestiftet hatten. Als der General-Capitán Vasconcellos, sein ganzes Zutrauen auf den Don J. Jurado Lavnes gesetzt, und ihm zum Theil sein Ansehen übergeben hatte, erbitterten die Erpressungen und die schreiendsten Bedrükkungen auf's Neue die Colonisten. Der General Miranda wurde durch tausend Briefe gebeten, sich an die Spitze der Insurgenten während des Jahres 1805 zu stellen. Er erschien an der Küste von Puerto Cabello, im Monat Mai 1806, aber das Fahrzeug, das ihn hinüberführte, wurde von den Canoniren der Spanischen Marine zurückgetrieben. Er begab sich im folgenden Monat nach Trinidad, und gieng am ersten August, begleitet von ungefähr 180 Freiwilligen, und von einer Corvette des Admiral Cochrane escortirt, von da ab. Nach sechs Tagen landete er zu Coro, wo er zwölf Tage mit seinem kleinen Haufen blieb, ohne daß der Colonel Salas, der vier Stunden davon war, irgend eine Bewegung machte, ihn anzugreifen. Miranda fand die Gemüther in diesem wenig bewohnten Theile der Provinz nicht sehr zu einer Revolution geneigt, und da er sich vom Englischen Admiral verlassen sah, der ihm starke Hülfe versprochen hatte, hielt er es für gut, sich

ihrem Gefängnisse den kühnen Entschluß, dieses Land von dem Joche der Spanischen Monarchie zu befreien. Don Joseph de Espanna, Corregidor von Macuto, und Don Manuel Wall, Ingenieur-Capitän, beide Eingeborne von Caracas, nahmen es auf sich, diese Revolution zu organisiren. Da indeß die Gefangenen fanden, daß die Verschwornen eben nicht eilten, ihren Vorsatz auszuführen, und da sie fürchteten, sie möchten entdeckt werden, so beschlossen sie zu entfliehen. Einer von ihnen wurde wahnsinnig und starb. Der 14. Julius 1797 war der von Espanna und Wall festgesetzte Tag, um die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen. Diese Verschwornen waren keine Catilinas, sondern Männer, die sich in der Colonie sowohl durch ihre Talente, als auch durch ihre Vorzüge, ihr Vermögen, und selbst durch ihre Abkunft am meisten auszeichneten. Sie wollten sich nur der Oberhäupter der Regierung bemächtigen, sie als Geißeln bewahren, und mit der größten Achtung den Oberhauptmann Carbonell behandeln, von welchem man wußte, daß er alles Mögliche gethan hatte, um den schreienden Ungerechtigkeiten einiger Administratoren der Regierung ein Ende zu machen. Ihr Plan wurde von dem Congreß zu Venezuela nachgeahmt, als er sich vor zwei Jahren von der Junta in Cadix unabhängig machte. Den 13. Julius 1797 Abends begab sich einer der Verschworenen, von Furcht ergriffen, in die Kirche, und läutete die Glocke. So macht es nämlich in Spanien ein Verbrecher, wenn er einen Mord begangen hat, damit alsdann ein Priester komme, um ihm die Absolution zu geben, und um ihn zu versichern,

Wegnahme von Caracas durch den General Miranda anzeigte. Damals wußte Niemand beſſer als daſſelbe, daß dieſer General ſich nur auf kurze Stunden der Hauptſtadt genähert habe. Es kam damals zu Friedens-Unterhandlungen, und es glaubte ohne Zweifel, daß dieſe ehrliche Liſt auf die Unterhandlungen in Betreff Spaniens Einfluß haben würde.

Beſchreibung der alten General-Capitanerie Caracas, oder von Venezuela.

Dieſes Land iſt im Norden durch das Caribiſche Meer begränzt, und dehnt ſich im Süden bis Saint Joſeph de Rio-Negro, (wo die Portugieſiſchen Beſitzungen anfangen), unter dem 1° nördlicher Breite gelegen, bis zum Cap de la Vela, unterm 12° 10' aus; und von Oſten nach Weſten vom 60° der Länge des Pariſer Meridians bis zum 75° 50'. Das Franzöſiſche und Holländiſche Guiana macht im Oſten ſeine Gränze, und das Königreich Neu-Grenada oder Santa-Fé de Bogota weſtlich. *) Eine Bergkette, die ſich an den Andes von Bogota trennt, ſchlängelt ſich quer durch's Land, nimmt gleich Anfangs die Richtung nach Norden, dann nach Oſten,

*) Mit Unrecht ſagt Depons, daß Peru dieſes Land im Süden begränze. S. Voyage à la partie orientale de la Terre-Ferme. Tom. I. pag. 111.

Während dieser Zeit war Don Joseph de Espanna auf Trinidad, durch die Trennung von einer Frau und den Kindern, die er unaussprechlich liebte, der unglücklichste Mensch. Man wußte auf Trinidad recht gut, daß der König befohlen hatte, die Verschwornen milde zu behandeln. Diese Nachricht und das Verlangen, seine Familie zu sehen, machten in ihm den Entschluß rege, in sein Vaterland zurückzukehren, ungeachtet es ihm Alle die abriethen, die sein Wohl wollten. Er gieng daher in die Nachbarschaft von Caracas, wo er sich einige Zeit bei einem Freunde verborgen hielt, und zuweilen die Freude hatte, seine Frau und seine Kinder zu sehen. Es scheint, daß damals die Audiencia nur die Befehle des Königs achtete, um den Espanna und Wall, deren Talente, Muth und Volksgunst sie fürchteten, in ihr Land zu ziehen. Die Rückkehr des Espanna wurde entdeckt, das Haus umringt, und er ward gefangen genommen.

Zwei Jahre hindurch zog sich der Proceß der Verschwornen in die Länge; Jeder glaubte, sie würden auf königlichen Befehl nach Spanien geführt. In dieser Zeit langte ein neuer Generalcapitän, Miguel Gueverra de Vasconcellos an. Nach der Gefangennehmung von Espanna, fieng dessen Proceß wieder an; hierauf ward der neue Gouverneur Vasconcellos durch anonyme Briefe mit einem Aufstand bedroht, wenn man an das Leben des Don Joseph de Espanna kommen wollte.

Vasconcellos hatte weder die Einsichten, noch die Tugenden, und die ruhige Festigkeit des Don

Die Charte des Hrn. von Humboldt wird seine Krümmungen, die Flüsse, die er aufnimmt, seine Wasserfälle, seine Tiefe zwischen San-Tomé und dem Meere, und über San-Tomé hinaus angeben.

Dieses Land ist in jeder Richtung von mehr oder minder bedeutenden schiffbaren Flüssen durchschnitten. Alle die, welche im Osten des Caps Paria laufen, den Guarapiche und die kleinen Flüsse, die sich in den Meerbusen von Paria ergießen, ausgenommen, verlieren sich alle im Orinoco. Mehrere der sich in ihn ergießenden Flüsse sind bedeutender, als manche in Europa; der Rio Apure hat einen Lauf von ungefähr 112 Stunden, und ist für große Fahrzeuge mehr als 60 Stunden von seinem Zusammenflusse mit dem Orinoco schiffbar. Er ist an dieser Stelle (N. Breite 7° 32′ 20″) 4,632 Toisen breit und ohne Inseln, nach Humboldt's Messung.

Der Guarapiche bietet ein sehr merkwürdiges Phänomen dar. Er entsteht, wie alle diese Flüsse von Neu-Andalusien, in diesem Theile der Llanos, den man unter dem Namen Mesa (hohe Ebene) de Amana, Mesa de Guanipa *), Mesa de Toro-ro begreift. Die Berge, welche die Küstenreihe von Paria von den aus Granit und Hornblende bestehenden Gebirgen des untern Orinoco trennen, bilden eine

*) Der Mesa de Guanipa befindet sich auf der Charte von La Cruz y Olmédilla; er fehlt auf der von Arrowsmith.

freien und offenen, aber dabei tiefsinnigen und empfindlichen Physiognomien, wie ich einige, aber selten eine so schöne, in der neuen Welt gesehen habe, und deren erstes Vorbild sich noch in den Pyrenäen, der Schweiz, und den Schottischen Gebirgen findet, deren Bewohner nur wenig mit ihren Nachbarn fortgeschritten sind. Espanna war aus einer berühmten Biscayschen Familie. Sein Sohn gieng nach Guadeloupe, und von da nach Frankreich, wo er Freunde und ein zweites Vaterland fand. — Man erfuhr hernach, daß diese anonymen Drohungen von dem Urheber des Krieges, dem Don Juan Jurando Lavnes, herrührten, der, da der Generalcapitán Vasconcellos sich zur Güte hinneigte, diese teuflische List ausdachte, um ihn gegen die Beschuldigten zu reizen. Dieser schlechte Mensch, der noch lange das Recht zu Trinidad und Caracas dem Meistbietenden verkaufte, und den der Congreß von Venezuela nur verbannte, sah ein, daß wenn Espanna jemals an den Fuß des Throns gelange, er seine zahlreichen Erpressungen angeben würde.

Sieben von den Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt, einer von ihnen wegen Ungehorsam. An fünfen ward zu Goyare in den ersten Tagen des Mais 1799 die Strafe vollzogen, und am 8ten desselben Monats wurde Don Joseph de Espanna zu Caracas geviertheilt. „Als er zum Tode geführt wurde, sagt ein berühmter Mann, den ich gern anführe, sah er seinem Ende mit dem Muthe eines Mannes entgegen, der geboren war,

mal von Morichal, natürlichen Canal, der eine Communication zwischen diesen beiden Flüssen oberhalb von Guyana Vieja macht, zu finden. Von Humboldt, der diesen Fluß beschifft hat, kennt diese Communication eben so wenig, als ich. Ein Geograph, der Berge entstehen läßt und vernichtet, Sümpfe macht und austrocknet mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er in die Eisgemmen im Mittelpunkte der Erde dringt, hat auf seiner Charte diesen interessanten und wichtigen Fluß ganz ausgelassen; und da, wo er sich in den Meerbusen von Paria einmündet, sieht man das Ende eines natürlichen Canals oder Arms des Orinoco, der auf dem linken Ufer, gerade Saint-Thomas oder San-Tomé de Angustura gegenüber, anfangen würde. Was findet man aber nicht auf manchen geographischen Charten? Berge, wo Moräste u. s. w. sind. Der Guarapiche hat ungeachtet der Tiefe seines Bassins und der großen Masse Wassers, das er in's Meer ergießt, von seinen Quellen bis zu seiner Mündung nur einen Lauf von ungefähr 33 Seemeilen.

Dieses Land hat eine bedeutende Lagune, die von Maracaïbo, Meerbusen und einen für den Naturforscher sehr interessanten See Tacarigua. Ich will nicht von dem See Parima oder el Dorado reden, der so sehr die Imagination der Schriftsteller und die Neugierde der Reisenden erregt hat, da doch nichts zweifelhafter, als sein Daseyn ist. Es ergiebt sich aus den astronomischen Beobachtungen des Herrn von Humboldt, daß, wenn dieser See existirt, er viel weiter

treuherzigen Espanna angezettelt hatte, war taub und unempfindlich gegen diese Vorschläge.

Wall, vom Englischen Gouvernement im Jahr 1801 verabschiedet, starb bald zu Trinidad aus Gram. Es schien, als hätte das Englische Gouvernement für passend gehalten, die Anarchie der Spanischen Colonien weiter hinauszusetzen; denn der Gouverneur von Trinidad hörte auf die Personen zu salariren, die zu diesem Zwecke angestellt waren, um diejenigen aufzumuntern, welche die Unabhängigkeit ihres Landes redlich wünschten. Dieß erfordert einige Erklärung.

Es giebt einen Zeitpunkt, wo Colonien aufhören müssen von den Ländern, die sie gründeten, abhängig zu seyn; die Natur selbst steckt dieses Ziel. Das ist die Zeit, wo sie sich selbst hinreichen, in Hinsicht ihrer eigenen Vertheidigung und ihres Handels. Die Spanischen Colonien, die Inseln Cuba, Puerto Ricco und Trinidad ausgenommen, kamen schnell seit fast einem halben Jahrhunderte, in diesen Stand. Die Identität der religiösen Ideen, der Meinungen, der Erinnerungen, des Entstehens und der Sprache, die Banden der Verwandtschaft, dieß Alles, woraus sich der süße Name Vaterland bildet, bildete die moralische Stärke, welche die Colonien Spaniens unter der Autorität ihres gemeinschaftlichen Beherrschers erhielt. Dadurch unterscheiden sie sich von denen, die heut zu Tage die Vereinigten Staaten von Nord-America ausmachen, und die unsere Schriftsteller sehr abgeschmackt die Englisch-Americanischen nennen; sie waren

Europen's! Ich befand mich am Geſtade des Tacarigua mit einem Dänen, Hrn. Weſt, einem Mann von vielem Verſtande: indeß mir in Betrachtung dieſer herrlichen Scene vertieft waren, rief auf einmal der Mann des Nordens: „Hier muß man ſeine Wohnung für das noch übrige Leben nehmen; ich gehe wieder nach Sainte-Croix, um dort das was ich beſitze, in Geld zu verwandeln, und kehre zu dieſem herrlichen Geſtade zurück, das auch mein Grab ſeyn ſoll!“

Zwanzig kleine Flüſſe und Bäche ergießen ſich in dieſen See, der keinen Abfluß hat; hiedurch wurden die Bewohner des Landes und ſelbſt einige Schriftſteller zu glauben veranlaßt, er ſtände mit dem Meere durch unterirdiſche Canäle in Verbindung. Aber ein berühmter Phyſiker, der die Natur an Ort und Stelle ſtudiert und ihre Operationen berechnet hat, glaubt, die Ausdünſtung nehme dem See mehr Waſſer, als er empfängt. Auf ſolche Weiſe erklärt von Humboldt die Bildung dieſer kleinen Inſeln in dem See; ſie waren Anfangs nur Sandbänke, die nach und nach ſich mit Pflanzen bedeckten. Eine andere Sache, die ich auf Trinidad zu beobachten gewünſcht habe, hat ohne Zweifel zur Bildung dieſer kleinen Inſeln beigetragen: Die Urbarmachung und die Cultur der Thäler von Aragoa. Es herrſcht eine wunderbare Verſchiedenheit zwiſchen der Menge Schlamm, den der Regen und die Ströme in einem bebaueten und in einem unbebaueten Lande mit ſich fortführen. Man weiß es, daß in dieſem die weggeführte Erde weit geringer iſt: hätten die Berge und

Manuel de Cagigal, im Jahr 1807, wie ich mich in Cumana befand. Als ich eines Tages in dieser Stadt zu einem Gewürzhändler gieng, traf ich ihn beschäftigt, Düten aus den Erklärungen der Rechte des Menschen, aus den Exemplaren des contrat social, und aus den wahren oder falschen Bullen des Papstes Pius VI., welche die Französische Nation in den Bann thaten, zu machen. Ich fragte diesen Mann, wie diese Schriften in seinen Laden gekommen wären; worauf er erwiederte: „Ich machte im Frieden von Amiens eine Reise nach Trinidad, Herr *** gab mir einen Ballen, worin von jeder dieser Schriften fünf hundert Exemplare waren, und eben so viel von dem Briefe eines Peruanischen Jesuiten, der sich seit langer Zeit zu London aufhält, wodurch dieser Pater uns aufmuntert, das Joch unserer Oberherrschaft abzuwerfen, und uns den Beistand Englands verspricht. Man giebt allen Kaufmannsschiffen, welche die Häven von Trinidad besuchen, Ballen davon. Ich will den meinigen zum Gouverneur bringen, nachdem ich einige Exemplare, um Düten u. s. w. daraus zu machen, zurückgelegt habe. Man muß gestehen, fügte dieser Creole, ein Mann von vortrefflicher Denkungsart, hinzu, daß die Englischen Minister inconsequent sind; sie schicken uns demokratische Schriften, um uns diesen Geist einzuflößen, indeß sie unlängst Frankreich den Krieg erklärt hatten, unter dem Vorgeben, sich der Regierungsform zu widersetzen, die sie auf irgend eine Art uns aufdringen wollten.

Waſſer erhalten und wo das Waſſer des Sees zur Winterzeit zurückfließt.

Der Sonda iſt ungefähr acht Stunden lang, und der Cuervos bildet einen Bogen von ungefähr funfzehn Stunden. Der eine und andere Seehaven iſt ſchiffbar. Zwiſchen dieſen Seehaven und den Gebirgen wohnen die Guahiros, Indiſche Krieger, welche nie von den Spaniern unterjocht ſind. Sie haben ſich auch auf der andern Seite der Berge, längs dem Rio de la Hache bis zum Meeresgeſtade verbreitet. Der Rio de la Hache macht an dieſer Stelle die Gränze zwiſchen der General-Capitanerie Caracas und dem Königreiche Neu-Grenada.

Obgleich die Lagune von Maracaïbo mit dem Meere durch einen Meerbuſen, deſſen Oeffnung ungefähr funfzehn Stunden hat, in Verbindung ſteht; ſo iſt doch ihr Waſſer ſüß und trinkbar. Wenn aber der Wind vom hohen Meer herwehet; ſo fließt das Meerwaſſer in den See zurück, deſſen Waſſer dann ſalzig wird, und ſo lange bleibt, bis der Wind ſich drehet. Der See Maracaïbo iſt den Stürmen nicht ausgeſetzt; indeß bei ſtarkem Nord-Wind, ſchlägt er kurze und rauſchende Wellen, wodurch zuweilen kleine Fahrzeuge umgeworfen werden.

Die Ebbe und Flut ſteigt in dieſem See höher, als an den benachbarten Küſten, wo ſie kaum merklich iſt. Das Nämliche iſt der Fall im Golf von Paria, und Cariaque, da die Ebbe und der Wind das Waſ-

nach Trinidad zurück zu begeben, wo er der Gegenstand des grausamsten Gespöttes sowohl der Englischen Generale wurde, die ihn zum Besten gehabt hatten, als auch derjenigen, die ihm vor kurzem am meisten den Hof gemacht hatten, weil sie ihn bald an der Spitze eines neuen Staates zu sehen glaubten. Ich will nichts von den Begebenheiten sagen, die ihn seitdem auf den Platz eines obersten Chefs der Vereinigten Staaten von Venezuela erhoben haben, da ich nicht in diesem Lande war, als diese Revolution ausbrach, aber ich weiß, daß die Verfolgungen gegen die Franzosen, als dieses Land von den Agenten der Junta von Cadix administrirt ward, aufgehört haben, seitdem die Gewalt in die Hände des Generals Miranda gelegt und jenes unabhängig geworden ist.

Es ist hier der passende Ort, zweierlei bemerklich zu machen; erstlich nämlich, daß, sobald als die Versammlung zu Caracas erfahren hatte, daß der General Miranda zu New-York Anstalten träfe, um einen Einfall in ihr Land zu machen, sie sich bemühte, das öffentliche Mißvergnügen zu stillen, indem sie den Erpressungen und Bedrückungen ein Ziel setzte, und einige subalterne Agenten verabschiedete. Dieß beweiset, wie gut und leicht sich dieses Volk regieren läßt.

Zweitens, daß das Englische Ministerium in dieser Epoche, am Ende des Jahrs 1806, in die Zeitung von Saint-James, einen vorgeblich officiellen Brief des Admirals Cochrane einrücken ließ, worin er die

[illegible] Sachen des [illegible] Sachen [illegible] Gerichte, [illegible] Sachen [illegible] Sachen [illegible] Sachen

und senkt sich gegen die Küsten. Die Insel Trinidad, am äußersten Ende dieser Bergkette, und Tabago, im Osten von Trinidad, sind Denkmäler der großen Katastrophe geblieben, die sie davon trennte. Gegen Mittag und Norden der Gebirge, liegen ungeheure Ebenen, die sich gegen Morgen und Abend verlängern, und sich am Fuße der Andes von Bogota endigen.

Es giebt wenige so gut bewässerte Länder, wenn man davon die Steppen oder Wüsten ausnimmt, die vom Hrn. von Humboldt so schön beschrieben sind. *) In dem ersten Kapitel dieser Reisebeschreibung, worin von der Insel Trinidad und dem Golf von Paria die Rede ist, habe ich einige Bemerkungen über die periodische Zunahme und Abnahme des Orinoco mitgetheilt. Es würde eben so überflüssig, als unnütz seyn, mich weiter in die Beschreibung dieses Flusses einzulassen, wovon Humboldt eine herrliche Charte verfertigt**), die viel richtiger, als die von Laullin und La Cruz y Olmédilla ist. Fast 370 Meilen ist die Entfernung vom Raudal (Katarakt) der Guajaribos, im Osten von Esmeralda (dem nächsten Punkt von seinen unbekannten Quellen) bis zu den Mündungen des Orinoco.

*) S. Considérations sur les déserts, sur la physionomie des végétaux et les cataractes de l'Orénoque; par M. de Humboldt. Paris. Schoell. 1808.

**) Diese Charte wird mit dem historischen Berichte seiner Reise zugleich erscheinen.

zeichniß von mehreren Völkerschaften Indiens, die nicht durch Missionen vereinigt waren, aufgenommen hat: z. B. die Guaraunos, die auf den kleinen Inseln an der Mündung des Orinoco leben, und deren Zahl man auf ungefähr 10,000 schätzt; einige Völkerschaften von den Arrecunaken, die zwischen dem Orinoco und Rio Esquibo leben, ungefähr 4,000; endlich die Guahiros, die auf den Gebirgen zwischen der Lagune von Maracaibo und dem Rio de la Hache hausen, und deren Anzahl nicht geringer als 50,000 Seelen seyn kann. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Depons, nachdem er S. 113 des ersten Bandes seiner Reise angeführt hat, dieser Stamm zähle nur 30,000 Menschen, S. 319 sagt, daß sie 14,000 Krieger stellen könnten!

In den Verzeichnissen, wovon ich rede, fand sich eine fortlaufende Tabelle von der Bevölkerung der Thäler des Cays Paria, worin sich seit dem Jahre 1794 eine bedeutende Zahl von ursprünglichen Landleuten von verschiedenen Nationen, besonders Irländern und Franzosen, niedergelassen hat: die letzteren sind vorzüglich Colonisten aus Granada, Tabago und Trinidad, und hierher geflüchtet, um sich den Bedrückungen des Englischen Gouvernements zu entziehen. Diese angehende Colonie, welche die übrige Welt nicht kennt, zählt ungefähr 7,000 Menschen von jedem Alter, jedem Geschlechte, jeder Kathegorie und jeder Farbe. Die von Punta de Piedra bauen Cacao mit gutem Erfolg, die von Guire Baumwolle; es giebt auch einige

halb runde, kaum 15 bis 20 Metres über die übrige Ebene emportretende Erhöhung; aber dieſe Erhöhung, die man Meſa nennt, iſt hinreichend, um den Gewäſſern eine Richtung nach Norden gegen den Meerbuſen Paria und gegen Süden gegen den Orinoco zu geben. Der Guarapiche entſtehet aus dem Meſa de Amana, ſüdweſtlich vom Dorfe Mathurin; er nimmt nahe bei San-Antonio den Rio Colorado auf, dann den Rio Punceres und endlich den ſehr bedeutenden Fluß Arco, der, nahe an ſeiner Quelle, Rio de San-Bonifacio heißt. Der Gouverneur Emparan hatte ſehr nützliche Pläne, an den fruchtbaren Ufern des Arco und Guarapiche Niederlaſſungen anzulegen. Der Ort, wo ſich der Arco mit dem Guarapiche vereiniget, fünf Stunden von ſeiner Mündung, heißt la Horquetta (ein Name, den die Spanier allen Zuſammenflüſſen der Flüſſe geben); der Guarapiche hat an dieſer Stelle 40 bis 60 Klafter Tiefe. Vor 1766 konnte man den Guarapiche mit großen Fahrzeugen bis Mathurin hinauffahren. Ein Erdbeben hat den Boden erhöhet, und heut zu Tage iſt der Rio Arco weit vorzüglicher. Dieſer letzte hat 16 Klafter Tiefe bei Puerto San-Juan, 25 Stunden vom Meere. Ich wage es zu behaupten, daß zwiſchen dem Guarapiche und dem Orinoco gar keine Verbindung Statt findet; ich habe ſeit der ganzen Zeit meines Aufenthalts in dieſem Lande, das ich in verſchiedenen Richtungen durchreiſet bin, nicht davon reden hören. Ich war nicht wenig erſtaunt, auf der Charte der ſonſt ſchätzbaren Reiſe von Depons einen vorgeblichen Ca-

nal von Morichal, natürlichen Canal, der eine Communication zwischen diesen beiden Flüssen oberhalb von Guyana Vieja macht, zu finden. Von Humboldt, der diesen Fluß beschifft hat, kennt diese Communication eben so wenig, als ich. Ein Geograph, der Berge entstehen läßt und vernichtet, Sümpfe macht und austrocknet mit derselben Leichtigkeit, mit welcher er in die Eisenminen im Mittelpunkte der Erde dringt, hat auf seiner Charte diesen interessanten und wichtigen Fluß ganz ausgelassen; und da, wo er sich in den Meerbusen von Paria einmündet, sieht man das Ende eines natürlichen Canals oder Arms des Orinoco, der auf dem linken Ufer, gerade Saint-Thomas oder San-Tomé de Augustura gegenüber, anfangen würde. Was findet man aber nicht auf manchen geographischen Charten? Berge, wo Moräste u. s. w. sind. Der Guaráyiche hat ungeachtet der Tiefe seines Bassins und der großen Masse Wassers, das er in's Meer ergießt, von seinen Quellen bis zu seiner Mündung nur einen Lauf von ungefähr 33 Seemeilen.

Dieses Land hat eine bedeutende Lagune, die von Maracaïbo, Meerbusen und einen für den Naturforscher sehr interessanten See Tacarigua. Ich will nicht von dem See Parima oder el Dorado reden, der so sehr die Imagination der Schriftsteller und die Neugierde der Reisenden erregt hat, da doch nichts zweifelhafter, als sein Daseyn ist. Es ergiebt sich aus den astronomischen Beobachtungen des Herrn von Humboldt, daß, wenn dieser See existirt, er viel weiter

östlich liegen muß, und folglich weit näher dem Französischen Guyana, als die Charten ihn anzeigen. Man hat ihn auf der neuen Charte des mittägigen Amérika's von Arrowsmith vergessen; sie ist augenscheinlich ein Nachstich der von Lacruz Olmédilla, mit einigen leichten Veränderungen, die ganz das Ansehen haben, als wären sie auf der Stube gemacht. Ich glaube, daß dieser See nichts weiter, als eine ungeheure Weide ist, die jährlich in der Regenzeit überschwemmt wird.

Der See Tacarigua oder Tacarigoa, dem die Spanier den Namen Valencia gegeben haben, liegt ganz im Süden des Thals Aragoa, 20 gewöhnliche Französische Meilen von Caracas, und 204 Toisen über der Meeres Fläche. Er hat fast die Gestalt eines länglichen Vierecks. Sine Länge ist 13 Stunden von Ost-Nordost nach West-Süd-West, und hat 2 Stunden Breite fast in seinem ganzen Umfange. Der Contrast der öden und trockenen Berge von Guigue mit den Hügeln und Thälern, mit der herrlichsten Vegetation der Tropen geschmückt, und selbst mit Kornfeldern und Fruchtbäumen Europa's, und die Nähe der kleinen Stadt Valencia, erinnern den Europäer auf eine angenehme Art an die Seen von Genf und Vevay. Die Berge von Caracas haben zwar nicht den Charakter von Größe der Alpen, allein wie sehr ist auch nicht die reiche mannichfaltige und majestätische Vegetation, welche die Ufer des Tacarigua und die umgebenden Berge schmückt, vorzüglicher, als die schönste Vegetation

Plätzen und faſt auf allen Straßen öffentliche Brunnen. Im Allgemeinen herrſcht Luxus; man findet viele Vergoldung an den Möbeln in den Häuſern der Reichen, und bei Allen mehr Reinlichkeit und Wohlhabenheit als in Spanien. Dieſe Stadt beſitzt kein öffentliches Gebäude, das ſich durch Schönheit oder Größe auszeichnete, wenn man davon die Kirche Alta Gracia ausnimmt, die auf Koſten der Freien von Caracas und der umliegenden Gegend gebauet iſt.

Der Ort theilt ſich in fünf Kirchſpiele: die Kathedralkirche, Alta Gracia, Saint-Paul, Sainte-Roſalie und Candeleria oder Chandeleur. Drei andere Kirchen gehören den andächtigen Brüderſchaften: Saint-Maurice, Divina Paſtora und Trinidad. Obgleich die Bauart dieſer Kirchen nichts Merkwürdiges hat, ſo ſind ſie dennoch dauerhaft gebauet und in ihrem Inneren reich geſchmückt. Die Kathedralkirche hat 250 Fuß Länge und 75 Breite, und ihre Mauern 36 Fuß Höhe. Vier Reihen von 6 ſteinernen Säulen ſtützen das Dach und Balkenwerk. Die einzige Uhr, die Caracas hatte, war vor drei Jahren in dem Thurm dieſer Kirche.

Dieſe Stadt hat fünf Klöſter, wovon drei Mannsklöſter ſind: für die Franziscaner, Dominicaner und Mönche de la Mercy. Die Kirche der Dominicaner hat ein ſehr ſonderbares hiſtoriſches Gemälde: es ſtellt die heil. Jungfrau vor, wie ſie einen heil. Dominicus mit grauem Barte ſäuget. Folgendes iſt die Erzählung dieſes Wunders, ſo wie ſie der Küſter denen, die dieſe

Thäler, die den See Tacarigua umgeben, die alten Bäume und ihre dicken Rasen nicht verderbt, vielleicht wäre ein Jahrtausend erforderlich gewesen, bis sich in seinem Busen die kleinen Inseln gebildet hätten. Man sieht von Zeit zu Zeit neue emporsteigen. Die Bewohner des Landes haben ihnen einen Namen gegeben, der sie sehr genau charakterisirt: las Aparecidas, die kürzlich sichtbar gewordenen Inseln.

Man findet in diesem See eine große Zahl kleiner Crocodille, die nie die Menschen angreifen, die sich dort baden.

Die Form des Sees Maracaibo ist ein Oval, das eine Länge von funfzig Stunden bei einer Breite von dreißig Stunden hat, das giebt denn einen Umfang von beinahe hundert und funfzig Stunden. Diese Lagune liegt zwischen dem niedrigsten Theile der Berge von Sainte-Marthe, und nahe bei dem Orte, wo eine Bergkette anfängt, die sich von den Andes von Bogota absondert: er stehet mit einem halb so großen Meerbusen, als er ist, in Verbindung, mittelst eines engen Passes oder einer Meerenge von ungefähr zwei Stunden Breite und acht Länge: auf diese Art ist dieser See ein kleines Mittleländisches Meer. Er nimmt mehr als zwanzig Flüsse und eine große Menge Bäche, die von beiden Bergketten, zwischen welchen er liegt, herabrollen, auf. Die bedeutendsten sind der Subio und der Matácan; denn der Souba und Cuervos, obgleich bedeutender in ihrer Mündung, sind nichts weiter als kleine Seehäven, die von den Regenbächen ihr

haupt ſind dieſe Biſchöfe, Mönche und Ordensgeiſtliche ſehr gut detirt, und ſchleichen nicht betrübt auf den Pfaden, die durch Dornen und Diſteln zum Himmel führen. Man muß ihnen jedoch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie weder das vietiſche Betragen, noch die Intoleranz ihrer Mitbrüder in Spanien zeigen, und daß man nicht ſelten unter ihnen Leute von gutem Herkommen, von Einſicht und achtenswerthe Staatsbürger findet.

Der Leſer wird vielleicht nicht wenig darüber erſtaunen, daß der Chef eines ſo bedeutenden Gouvernements, der General-Capitán, der unmittelbar den Souverän repräſentirt, in einem gemietheten Hauſe, das dabei nur ein Erdgeſchoß hat, wohnt; die Wohnung des Intendanten, die Audiencia, die Tribunäle, das Militärhoſpital ſind ebenfalls gemiethete Häuſer. Die Contadoria, oder die Schatzmeiſterei, ein ſtarkes, aber ſchlechtes Gebäude, und die Caſernen, die groß und gut gebauet ſind, ſind die einzigen Gebäude, die dem Gouvernement gehören.

Dieſe Stadt hat ein, im Jahre 1778 von Antoine Gonzales d'Acunha, einem Biſchofe von Caracas, geſtiftetes, und den 19. Auguſt 1792 mit Bewilligung des Papſtes(!) zu einer Univerſität erhobenes Collegium.

Auf dieſer Univerſität unterrichtet man im Leſen und Schreiben.

Drei Profeſſoren unterrichten ziemlich in der Latinität und Rhetorik, um die Meſſe, die Phyſik des

ſer dahin wieder zurük ſtauchen, das beſtändig ſich wieder heraus zu drängen ſucht.

Auf dem nordweſtlichen Ufer des Sees Maracaïbo iſt eine bedeutende Mine von Bergpech, von der nämlichen Beſchaffenheit wie die auf Trinidad.

Als die Spanier dieſes Land entdeckten, fanden ſie auf dieſem See eine große Anzahl Indiſcher Dörfer, auf Pfählen erbauet; dieß veranlaßte ſie, dieſem Orte den Namen Venezuela zu geben, um ihn mit Venedig zu vergleichen. Dieſer Name galt bald von der ganzen Provinz, wovon Coro die Hauptſtadt wurde. Die Stadt Caracas ward ſeitdem der Biſchofsſitz aller Länder, welche die Generalcapitanerie ausmachen, und der Bezirk dieſer Stadt erhielt den Namen Provinz von Venezuela. Das Land, um den See belegen, bekam den Namen Provinz von Maracaïbo. Die drei anderen Provinzen auf dem feſten Lande heißen Barinas, Guyana und Cumana; das Land, unter dem Namen Neu-Andaluſien bekannt, ſo wie die Inſel Marguarita gehören zum Gouvernement von Cumana.

Die Inſel Trinidad bildete eine ſechste Provinz oder ein beſonderes Gouvernement, abhängig von der General-Capitanerie Caracas, bevor die Engländer ſie eroberten. Ein General-Capitän, ein Intendant und eine audiencia, oder höchſter Gerichtshof der Juſtiz und der Finanzen, bildeten das höchſte Gouvernement dieſer Provinzen. Die einzelnen Gouverneure berichte-

geführt haben, zum Aergerniß gewiſſer Leute, deren Küche und Wohlbeleibtheit durch die Unwiſſenheit ihrer Landsleute gehörig erhalten wurden.

Eine Stadt, wie Caracas, konnte nicht eines Schauſpielhauſes entbehren; das dortige hat das ſchönſte Gewölbe von der Welt; denn dieſes Gewölbe iſt das Firmament: das Dach bedeckt nur die Logen, ſo daß, wenn es regnet, was freilich in dieſem Lande nur ſelten der Fall iſt, man im Parterre naß wird. Nichts iſt eintöniger und lächerlicher, als das Spiel dieſer Schauſpieler. Indeß wird dieſes erbärmliche Schauſpiel von den Einwohnern aller Claſſen, ſelbſt von Prieſtern und Mönchen, die dahin im Ornate gehen, beſucht.

Die Bevölkerung der Stadt Caracas betrug im J. 1807, 47,228 Menſchen von allen Farben *). Sie ſtieg 1810 auf 50,000 Seelen: 346,772 Menſchen betrug damals die Bevölkerung in den anderen Städten und auf dem Lande der eigentlichen Provinz Caracas, dieß giebt eine Totalſumme von 496,772 Einwohnern.

Ich muß hier einen Irrthum faſt aller Geographen in den politiſchen Eintheilungen der General-Captainerie Caracas oder Venezuela berühren. Die Spaniſche Sammlung, betitelt: Viagero universal und das Dictionnaire géographique et historique américain

*) Nach Depons belief ſich die Bevölkerung dieſer Stadt im J. 1802 nur auf 31,244 Seelen. S. ſein Werk Bd. 2. S. 63.

neral-Capitän ein geiziger und habsüchtiger Mann war, um bald nach Europa zurückkehren zu können.

Nach Depons stieg die Bevölkerung der fünf Provinzen Venezuela, Varinas, Maracaïbo, Cumana und Guyana, im Jahre 1802 nicht über 728,000 Seelen. Nach ihm machen die Weißen zwei Zehntel, die Sclaven drei, die farbigen Freien vier, und die Indier ein Zehntel von dieser Bevölkerung aus. Nach dieser Berechnung hätten damals in diesen Provinzen 218,400 Sclaven seyn müssen, indeß waren deren in der That nur 58,000.

Depons vertheilt diese Bevölkerung folgendermaaßen:

Venezuela und Varinas	500,000 Seelen.
Maracaïbo . . .	100,000 —
Cumana und Marguareta .	94,000 —
Spanisch Guyana . . .	34,000 —
Summe	728,000 Seelen.

Nach den Berechnungen des von Humboldt, die mit den Angaben übereinstimmen, die mir fünf Jahre nach seinem Aufenthalte zu Caracas, mitgetheilt sind, war die Bevölkerung dieser Provinzen im J. 1800, 900,000 Seelen, wovon nur 54,000 Sclaven waren. Ein sehr gescheidter Administrator von Cumana theilte mir im Monat Mai 1807 Listen mit, nach welchen die Bevölkerung dieser Provinzen sich auf mehr als 975,000 Seelen belief. Es ist freilich wahr, daß man in diese Uebersicht nur ein der Wahrheit sich näherndes Ver-

nement Caracas ausmachen, bald ihren Namen der Republik der sieben Provinzen gab, welche das Joch der Regentschaft zu Cadix abwarfen.

Wie das Gebiet von Caracas den Namen Venezuela angenommen hatte, erhielt das Land um den See belegen, den Namen Provinz von Maracaïbo. Die beiden Provinzen, die allmählich sich aus der Zerstückelung der Provinzen Venezuela und Maracaïbo bildeten, nannten sich Varinas und Guyana. Ein Theil des Landes, unter der Benennung Neu-Andalusien bekannt, wurde zu dem besondern Gouvernement Cumana geschlagen. Die Insel Trinidad bildete eine sechste Provinz oder besonderes Gouvernement, abhängig von der General-Capitanerie Caracas, ehe die Engländer im Februar 1797 es eroberten.

Venezuela ist der heutiges Tages angenommene National-Name für die conföderirten Provinzen, und Caracas ist ihr Erzbischofssitz: die Provinz Venezuela hat den Namen Provinz von Caracas erhalten.

Diese Provinz ist im Westen vom Meere, im Nord-Westen von Maracaïbo, im Norden von Cumana und im Süd-Ost von Varinas begränzt.

Der Handelshaven der Provinz Caracas ist la Goayra. Dieses ist eine allen Winden ausgesetzte Bai, und ein zur Zeit der Stürme wenig sicherer Ankergrund; aber der Haven hat den Vortheil, daß er nur fünf Stunden von Caracas entfernt liegt. La Goayra lehnt

Zuckersiedereien und Kaffeplantagen in den inderen Thälern. Ich habe angenehme Augenblicke unter diesen guten Colonisten im J. 1807 verlebt. Ihre einfache und arbeitsame Lebensweise, der Ueberfluß und Reichthum in allem, was zum Leben nothwendig ist, der Mangel an allem, was zum Luxus in ihren Kleidungen, Meubeln und Häusern gehört, das gute Benehmen, die Harmonie, die einnehmende Gastfreundschaft, die unter ihnen herrscht (es giebt dort weder Advocaten noch Gastwirthe), alles dieß machte, daß ich ihre Gesellschaft recht vermißte. Ich habe in dieser werdenden Colonie Menschen verlassen, die in den glänzendsten Zirkeln Deutschlands und Frankreichs gelebt hatten; diese letzten sind Franzosen, unter denen einige vor den Bedrückungen entfliehen mußten, die gegen sie von zwei oder drei Abtrünnigen ihrer Nation ausgeübt wurden, die sich auf Trinidad niedergelassen haben, und die, auf immer aus ihrem Vaterlande verbannt, die erbittertsten Feinde ihrer alten Landsleute geworden sind; andere haben lieber ihr Eigenthum auf den von der Englischen Regierung eroberten Inseln verlassen, als einen Eid leisten und feindliche Declarationen gegen ihren Souverän unterzeichnen wollen. Diese aufrichtigen, energischen, arbeitsamen Menschen, unbekannt mit allen politischen Intriguen, und die nichts mehr verlangen, als ruhig ihre neuen Pflanzungen zu bauen, wurden doch bedrückt, und einige beraubt, durch einen Spanischen Administrator in einer Zeit, wo die Englische Regierung einen großen Einfluß auf die Colonien dieser Nation ausübte.

Auf Verlangen eines Agenten des nämlichen Gouvernements wurden einige Hundert unglückliche Colonisten von St. Domingo, die sich nach Cuba geflüchtet hatten, 1808 von dort vertrieben. Und was hatten diese unglücklichen Colonisten dem Englischen Gouvernement gethan? Der gröſste Theil hatte unter seinen Fahnen gefochten, als es, in den ersten Zeiten der Revolution, ihnen vorgeblich Hülfe schickte, unter dem Vorwande, die Insurrection zu stillen; aber im Grunde um den Ruin dieser Königin der Colonien zu vollenden! Diese bedauernswürdigen Schlachtopfer hatten nach den Vereinigten Staaten, und von da durch tausend Gefahren nach der Insel Cuba, ihre Frauen, ihre Kinder, und einige Reste ihrer Habe gebracht, die sie der Wuth der Schwarzen oder der Raubgier der Engländer so glücklich waren, zu entreiſsen; sie lebten der übrigen Welt unbekannt, und rotteten die Wälder aus, dafür ihre Lebensmittel zu pflanzen!

Caracas, die Hauptstadt der Provinzen von Venezuela, wurde im J. 1566 von Diego de Losada gegründet, und liegt in dem herrlichen Thale von Arragonien. Ihre Höhe über der Meeresfläche beträgt 456 Toisen, nach den von Humboldt dort auf der Kirche der Dreieinigkeit angestellten Beobachtungen. Obgleich Caracas unter dem 10° 30′ 50″ der Breite und 69° 25′ der Länge liegt, so reicht doch diese Höhe, vereinigt mit einigen anderen Localumständen, hin, ihr während unsers Winters die Temperatur unsers Frühlings zu geben; und während des Winters auf der

See, iſt die Hitze ſelten ſo ſtark wie in unſeren Sommern, wie man aus den thermometriſchen Bemerkungen weiterhin in dieſem Kapitel ſehen wird. Sie iſt der Sitz des General-Gouverneurs (General-Capitäns), des Intendanten der Audiencia oder des oberſten adminiſtrativen und Juſtiztribunals, eines Erzbiſchofs, eines Domcapitels, eines Inquiſitionstribunals (vom jetzigen Gouvernement aufgehoben), einer Univerſität: ſie hat eine faſt dreieckigte Form, und jede Seite hält ungefähr 2,000 Toiſen. So wie in allen Städten der neuen Welt, ſind ihre Straßen rechtwinklicht und ſehr breit. Das, was Caracas, auf einem unebenen Boden erbauet, an Regularität verliert, gewinnt es durch das Pittoresque. Mehrere Häuſer haben Dächer mit Terraſſen, andere ſind mit Hohlziegeln bedeckt. Viele haben nur ein Erdgeſchoß, andere nur ein Stockwerk. Sie ſind entweder von Backſteinen, oder von gut geſtampften Erdwänden erbauet und mit Gyps überlegt, von einer ziemlich ſoliden, eleganten und dem Klima angemeſſenen Architektur. Viele haben Luſtgärten oder Gärten in ihrem Hinterhofe, das giebt ihr einen Umfang gleich einer Europäiſchen Stadt von 100,000 Seelen. Vier artige Flüſſe durchſchneiden ſie, und erhalten dort Kühle und Reinlichkeit, und geben ihr ein regſames und lebendiges Anſehen, das die Städte entbehren, die kein fließendes Waſſer haben. So wie in gewiſſen Städten der Alpen und Pyrenäen, ſo kann jeder Eigenthümer in Caracas in ſeinem Hauſe den unſchätzbaren Vortheil eines Canals von laufendem und klarem Waſſer genießen; deſſen ungeachtet ſind aber auch auf allen

Plätzen und fast auf allen Straßen öffentliche Brunnen. Im Allgemeinen herrscht Luxus; man findet viele Vergoldung an den Möbeln in den Häusern der Reichen, und bei Allen mehr Reinlichkeit und Wohlhabenheit als in Spanien. Diese Stadt besitzt kein öffentliches Gebäude, das sich durch Schönheit oder Größe auszeichnete, wenn man davon die Kirche Alta Gracia ausnimmt, die auf Kosten der Freien von Caracas und der umliegenden Gegend gebauet ist.

Der Ort theilt sich in fünf Kirchspiele: die Kathedralkirche, Alta Gracia, Saint-Paul, Sainte-Rosalie und Candeleria oder Chandeleur. Drei andere Kirchen gehören den andächtigen Brüderschaften: Saint-Maurice, Divina Pastora und Trinidad. Obgleich die Bauart dieser Kirchen nichts Merkwürdiges hat, so sind sie dennoch dauerhaft gebauet und in ihrem Inneren reich geschmückt. Die Kathedralkirche hat 250 Fuß Länge und 75 Breite, und ihre Mauern 36 Fuß Höhe. Vier Reihen von 6 steinernen Säulen stützen das Dach und Balkenwerk. Die einzige Uhr, die Caracas hatte, war vor drei Jahren in dem Thurm dieser Kirche.

Diese Stadt hat fünf Klöster, wovon drei Mannsklöster sind: für die Franziscaner, Dominicaner und Mönche de la Mercy. Die Kirche der Dominicaner hat ein sehr sonderbares historisches Gemälde: es stellt die heil. Jungfrau vor, wie sie einen heil. Dominicus mit grauem Barte säuget. Folgendes ist die Erzählung dieses Wunders, so wie sie der Küster denen, die diese

Kirche besuchen, vorträgt. Als der heil. Dominicus ein heftiges Halsübel hatte, und sein Arzt ihm Frauenmilch verordnete, kam sofort die heil. Jungfrau vom Himmel, und reichte dem Dominicus ihre Brust, der, wie man glaubt, gleich geheilt wurde. Der Küster schloß seine Erzählung mit der Bemerkung, daß die Jungfrau dieses Wunder aus Erkenntlichkeit für die Ehrfurcht ihres Stifters des Rosenkranzes verrichtet habe.

Die Ordenspriester des heil. Philippus von Neri haben ebenfalls eine Kirche: sie beschäftigen sich gewöhnlich mit der Civilisation der Eingebornen.

Die beiden Frauenklöster sind die der Conception und der Carmeliterinnen. Eine nützlichere und achtenswerthere Gesellschaft ist der Orden las Educandos. Es ist eine Gesellschaft von vornehmen und gut erzogenen Frauenzimmern, die, ob sie gleich nicht, wie die anderen, die Gelübde der Keuschheit und Eingezogenheit ablegen, sie doch weit besser beobachten, und sich auf eine nützliche Art mit der Erziehung der Personen ihres Geschlechts beschäftigen.

Der Erzbischof von Caracas hat als Weihbischöfe die Bischöfe von Merida und Guiana. Er hatte vor dem Bruche des Friedens von Amiens ein Einkommen von ungefähr 60,000 Piaster, oder 320,000 Franken zu seinem Theil von dem Zehnten, ohne das, was ihm der Verkauf der Dispensationen, Indulgenzen, Bullen u. s. w. einbrachte, mitzurechnen. Hierdurch stieg seine Einnahme auf mehr als 500,000 Franken. (S. das letzte Kapitel über die Finanzen ꝛc.) Ueber-

haupt ſind dieſe Biſchöfe, Mönche und Ordensgeiſtliche ſehr gut votirt, und ſchleichen nicht betrübt auf den Pfaden, die durch Dornen und Diſteln zum Himmel führen. Man muß ihnen jedoch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie weder das viehiſche Betragen, noch die Intoleranz ihrer Mitbrüder in Spanien zeigen, und daß man nicht ſelten unter ihnen Leute von gutem Herkommen, von Einſicht und achtenswerthe Staatsbürger findet.

Der Leſer wird vielleicht nicht wenig darüber erſtaunen, daß der Chef eines ſo bedeutenden Gouvernements, der General-Capitän, der unmittelbar den Souverän repräſentirt, in einem gemietheten Hauſe, das dabei nur ein Erdgeſchoß hat, wohnt; die Wohnung des Intendanten, die Audiencia, die Tribunäle, das Militärhoſpital ſind ebenfalls gemiethete Häuſer. Die Contadoria, oder die Schatzmeiſterei, ein ſtarkes, aber ſchlechtes Gebäude, und die Caſernen, die groß und gut gebauet ſind, ſind die einzigen Gebäude, die dem Gouvernement gehören.

Dieſe Stadt hat ein, im Jahre 1778 von Antoine Gonzales d'Acunha, einem Biſchofe von Caracas, geſtiftetes, und den 19. Auguſt 1792 mit Bewilligung des Papſtes(!) zu einer Univerſität erhobenes Collegium.

Auf dieſer Univerſität unterrichtet man im Leſen und Schreiben.

Drei Profeſſoren unterrichten ziemlich in der Latinität und Rhetorik, um die Meſſe, die Phyſik des

Aristoteles und Scot's Philosophie, die noch 1808 auf dieser Schule gebraucht wurde, lesen zu können. Ein Professor der Arzeneiwissenschaft erklärt die Anatomie, die Physiologie, alle Gesetze des thierischen Lebens, die Heilkunst u. s. w. an einem Skelet und einigen Wachspräparaten. Wenn man nun auch in diesem orthodoxen Lande für den Unterricht in den Künsten und den weltlichen Wissenschaften zu sorgen versäumt hat; so ist doch das nicht der nämliche Fall mit dem Studium der Theologie und dem kanonischen Rechte: fünf Professoren beschäftigen sich mit diesen Wissenschaften. Ein einziger, und ohne Zweifel der Gelehrteste, ist beauftragt, die Lehre des heil. Thomas von der unbefleckten Conception gegen alle Ketzer zu vertheidigen. Man kann kein Diplom erhalten, ohne den Eid eines aufrichtigen Glaubens an dieses heilig gehaltene Dogma zu leisten.

Diese Universität hat auch einen Professor, der das Römische Recht, die Castilischen Gesetze, den Indischen Codex und alle möglichen Rechte lehrt. Endlich kommt noch ein Professor de plain chant zu der Zahl dieser Lehrer-Hierarchie hinzu, und lehrt die Studierenden der Rechte und Medicin, so wie die der Theologie, nach Tact und Harmonie die Römischen Kirchenlieder singen. Briefe, die ich kurz nachher aus diesem Lande erhalten habe, belehren mich, daß die Obern der unabhängigen Parthei noch das Studium der Philosophie von Locke und Condillac, der Physik von Bacon und Newton, der pneumatischen und mathematischen Chemie ein-

geführt haben, zum Aergerniß gewiſſer Leute, deren Küche und Wohlbeleibtheit durch die Unwiſſenheit ihrer Landsleute gehörig erhalten wurden.

Eine Stadt, wie Caracas, konnte nicht eines Schauſpielhauſes entbehren; das dortige hat das ſchönſte Gewölbe von der Welt; denn dieſes Gewölbe iſt das Firmament: das Dach bedeckt nur die Logen, ſo daß, wenn es regnet, was freilich in dieſem Lande nur ſelten der Fall iſt, man im Parterre naß wird. Nichts iſt eintöniger und lächerlicher, als das Spiel dieſer Schauſpieler. Indeß wird dieſes erbärmliche Schauſpiel von den Einwohnern aller Claſſen, ſelbſt von Prieſtern und Mönchen, die dahin im Ornate gehen, beſucht.

Die Bevölkerung der Stadt Caracas betrug im J. 1807, 47,228 Menſchen von allen Farben *). Sie ſtieg 1810 auf 50,000 Seelen: 346,772 Menſchen betrug damals die Bevölkerung in den anderen Städten und auf dem Lande der eigentlichen Provinz Caracas, dieß giebt eine Totalſumme von 496,772 Einwohnern.

Ich muß hier einen Irrthum faſt aller Geographen in den politiſchen Eintheilungen der General-Captainerie Caracas oder Venezuela berühren. Die Spaniſche Sammlung, betitelt: Viagero universal und das Dictionnaire géographique et historique américain

*) Nach Depons belief ſich die Bevölkerung dieſer Stadt im J. 1802 nur auf 31,244 Seelen. S. ſein Werk Bd. 2. S. 63.

des Obersten Alcedo, geben über diesen Theil dieses Landes keine sichere und genauere Notizen. Der verstorbene Depons ist nicht allein der erste Franzose, sondern auch der erste Europäer, der eine gute statistische Tabelle über dieß Land entworfen hat. Doch ist sein Werk nicht ganz ohne einige Fehler und Unrichtigkeiten, die ich ausheben will.

Fast alle Europäische Geographen verwechseln die General-Capitanerie Caracas oder Venezuela mit der Provinz, wovon Saint-Leon de Caracas die Hauptstadt ist. Dieser Ort war die Residenz des Präsidenten, Generalcapitäns, eines Intendanten und der Sitz einer Audiencia (obersten administrativen und richterlichen Hofes), wovon die besondern Gouverneure der Provinzen von Cumana und Neu-Andalusien, Maracaïbo, Barinas, Guyana und der Insel Trinidad abhängen.

Man kann nicht genau und deutlich genug in der Beschreibung eines Landes seyn, das bis jetzt zu wenig bekannt ist, und worüber verwirrete und sich widersprechende Nachrichten da sind. Der von den Spaniern dem Lande gegebene Name Venezuela galt bald für die ganze Provinz, worin Coro die Hauptstadt wurde. Als die Stadt Caracas seitdem der Hauptort aller Länder der General-Capitanerie dieses Namens geworden war, erhielt ihr Gebiet den Namen Provinz Venezuela, die, ob sie gleich ihrer Größe nach nicht die bedeutendste der fünf Provinzen ist, welche die General-Capitanerie oder das General-Gouver-

nement Caracas ausmachen, bald ihren Namen der Republik der sieben Provinzen gab, welche das Joch der Regentschaft zu Cadix abwarfen.

Wie das Gebiet von Caracas den Namen Venezuela angenommen hatte, erhielt das Land um den See belegen, den Namen Provinz von Maracaïbo. Die beiden Provinzen, die allmählich sich aus der Zerstückelung der Provinzen Venezuela und Maracaïbo bildeten, nannten sich Barinas und Guyana. Ein Theil des Landes, unter der Benennung Neu-Andalusien bekannt, wurde zu dem besondern Gouvernement Cumana geschlagen. Die Insel Trinidad bildete eine sechste Provinz oder besonderes Gouvernement, abhängig von der General-Capitanerie Caracas, ehe die Engländer im Februar 1797 es eroberten.

Venezuela ist der heutiges Tages angenommene National-Name für die conföderirten Provinzen, und Caracas ist ihr Erzbischofssitz: die Provinz Venezuela hat den Namen Provinz von Caracas erhalten.

Diese Provinz ist im Westen vom Meere, im Nord-Westen von Maracaïbo, im Norden von Cumana und im Süd-Ost von Barinas begränzt.

Der Handelshaven der Provinz Caracas ist la Goayra. Dieses ist eine allen Winden ausgesetzte Bai, und ein zur Zeit der Stürme wenig sicherer Ankergrund; aber der Haven hat den Vortheil, daß er nur fünf Stunden von Caracas entfernt liegt. La Goayra lehnt

ſich an ein Gebirge, das für dieſes Klima ſeine Temperatur außerordentlich erhöhet. Vom Anfange des Aprils bis zum Monat November hielt ſich das Thermometer von Reaumur gewöhnlich zwiſchen dem 28° und 29°, und vom Anfange des Novembers bis zu Ende des Märzes ſtand es beſtändig zwiſchen 24° und 25°. Die Feuchtigkeit des Klimas, verbunden mit der Hitze, erzeugt jährlich Entzündungsfieber, die in vier und zwanzig oder ſechs und dreißig Stunden in Faul- oder Wechſelfieber ausarten, und gemeiniglich ihre Wuth an den Neuangekommenen aus Europa oder den kalten Gegenden America's auslaſſen: denn die dem dortigen Klima Angearteten werden davon ſelten befallen, ob ſie gleich keiner ſtarken Geſundheit genießen.

Die Stadt iſt ſchlecht gebauet, aber ziemlich gut befeſtiget; ſie hatte im J. 1807 eine Bevölkerung von 7,000 Seelen, die Garniſon von 800 Mann mit darin begriffen. Es iſt hier nur eine Kirche und der Geiſtliche iſt zugleich Caplan der Garniſon. La Goayra hatte vor der Revolution keine Municipal-Adminiſtration (Cabildo), wie die meiſten anderen Städte des Landes; ſie wurde von einem Platz-Commendanten gouvernirt, der in ſeiner Perſon die Civil- und Militär-Autorität vereiniget; aber man konnte von ſeinen Ausſprüchen an die Audiencia Real zu Caracas appelliren.

Die meiſten Kaufleute von la Goayra ſind nur Factoren von denen zu Caracas, welchen la Goayra zum Stapelplatz dient. Denn kaum ſind die Waaren

dort ausgeladen: so transportirt man sie auf Mauleseln nach Caracas. Diese beiden Städte liegen ungefähr fünf Stunden von einander. Um von la Goayra nach Caracas zu kommen, ersteigt man auf Mauleseln das Gebirge la Venta, 700 Toisen über der Meeresfläche erhaben; man ruhet auf der Fläche aus, wo ein ziemlich schlechtes Wirthshaus ist, und man es stets sehr kühl findet. Ich fand daselbst das Fahrenheitsche Thermometer am 28sten Januar auf 7° über dem Gefrierpunkt. Man hat auf dieser herrlichen Fläche eine sehr angenehme Empfindung, wenn man aus der brennenden Atmosphäre von la Goayra kommt. Dann geht man vom Berge herunter nach Caracas, 246 Toisen unter dem Wirthshause la Venta. Gewöhnlich waren zwei Stunden erforderlich, um auf den Berg zu kommen, und eine Stunde zum Hinuntergehen.

Um eine Idee von der Temperatur der Stadt Caracas und dem Stande des Barometers in diesem Orte zu geben, will ich die Beobachtungen des von Humboldt an einem Tage hersetzen, die ich seiner Güte verdanke.

Am 3ten December 1799 stand das Thermometer von Reaumur um

8½	Uhr	Morgens	14° 3/10
9½	—	—	16°
1	—	Nachmittags	17° ½
2½	—	—	18°
7	—	—	15° ½
11	—	—	14°

Im Monat Januar deſſelben Jahrs hatte das Reaumurſche Thermometer zu Caracas gewöhnlich zwiſchen 7 und 8 Uhr Morgens, 13° bis 14°; zwiſchen 12 und 2 Uhr, 17° bis 19°; und um 11 Uhr Abends gewöhnlich 13°, und an gewiſſen Tagen 15° und drüber. Während dieſer Jahrszeit fiel es gewöhnlich auf 12° und ſelbſt auf 11°; ja man hat es einige Male unter 10° eine halbe Stunde vor dem Aufgange der Sonne geſehen.

Selten hat das Thermometer dort 22° in der heißeſten Jahrszeit, d. h. vom Anfange des Junius bis zu Ende des Octobers.

Puerto Cavello oder Cabello liegt eine Stunde weſtlich von Borburata, das einige Zeit hindurch der Haupthaven der Colonie war, aber nichts weiter als ein Dörfchen geweſen iſt, ſeit der Seehandel ſich vorzüglich nach la Goayra gewendet hat, und man zu Puerto Cabello die Arſenäle des Seemilitärs angelegt hat. Es iſt ein ungeſunder Ort, welchen aber jede andere Regierung als die alte Spaniſche leicht in einen geſunden umgeſchaffen hätte. Indeß wird hier ein beträchtlicher Handel geführt, und obgleich dieß der Haupthaven der Marine in der General-Capitanerie Caracas war, ſo wurde doch nirgends ſo viel Schleichhandel getrieben. Mehr als die Hälfte der Lebensmittel der Provinz Caracas wurde dahin gebracht und an Schleichhändler aus Curaçao und Jamaica verkauft, die dieſe Lebensmittel mit Holländiſchen und Engliſchen Waaren bezahlten, und dort ferner jährlich für

sechs oder sieben Millionen Franken von diesen Waaren verkauften, wofür sie Piaster erhielten. Puerto Cabello liegt 24 Stunden von la Goayra und unter 10° 28′ 22″ n. B. und 70° 37′ 3″ L. des Pariser Meridians.

Die Stadt Valencia wurde 1555 unter dem Gouvernement des Villacinda gegründet; diese Stadt liegt eine halbe Stunde von dem prächtigen See Tacarigua, dem sie vergeblich ihren Europäischen Namen, der weniger wohlklingend als der Caraibische ist, zu geben versucht hat. Wir wollen hier nur im Vorbeigehen bemerken, daß die einheimischen Namen der Berge, Seen, Flüsse ꝛc. weit harmonischer sind, als die, welche die Europäer an ihre Stelle setzen wollten. Ich will nur Einige dieser Wörter anführen, wie die Eingebornen sie aussprechen: Tacarigoa, Ibirinocco*), Maracaïbo, Nik-Karagoa, Naiagara, Ontario, Amana u. s. w.

Die Bevölkerung von Valencia, die im J. 1801 nur ungefähr 6,500 Menschen betrug, belief sich 1819 auf mehr als 10,000. Die Einwohner sind fast alle Creolen, die von den alten Biscayischen und Canarischen Familien abstammen. Es herrscht in dieser Stadt viel Reichthum und Industrie. Sie ist so groß, wie eine Europäische Stadt von 24 bis 25,000 Seelen, in-

*) Woraus die Spanier Orinoco, die Engländer Oroonoke, und die Franzosen Orénoque gemacht haben. Ibirinocco war auch der Name der Berge, wo sich die Quellen dieses Flusses befanden.

dem die meiſten Häuſer nur ein Erdgeſchoß, und viele außerdem Gärten haben. Ihre Einwohner galten vor funfzig Jahren für die Faulſten des Landes. Sie gaben vor, ſämmtlich von den alten Conquistadores abzuſtammen, und konnten ſich nicht vorſtellen, andere Stellen als militäriſche bekleiden, noch das Land bauen zu dürfen, ohne ſich zu entehren. Auch leben ſie in der tiefſten Armuth auf einem im höchſten Grade fruchtbaren Boden. Ihre Meinungen haben ſich ſeitdem ſehr geändert: ſie haben Ackerbau und Handel angefangen, und die umliegenden Felder ſind gut bebauet. Valencia iſt der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels mit Caracas und Puerto Cabello.

Der Flecken Maracay, am andern Ende des Sees belegen, war von einer Art Menſchen bewohnt, deren Vernunft nie durch lächerlichen oder unglücklichen Stolz auf Geburt verderbt ward. Faſt alle Einwohner der Stadt und des umherliegenden Landes ſind von Biscayſchem Urſprunge; auch herrſchen überhaupt Fleiß, Gutmüthigkeit, Reinlichkeit und gute Sitten in dieſem Diſtrikte. Die Felder um Maracay ſind mit zahlreichen Pflanzungen von Baumwolle, Indigo, Caffe und Mais, und die Höhen der Felder mit Waizen bedeckt. In einem Striche von zwei Stunden, worin der Erdboden mehr oder minder hoch iſt, bauet man die Pflanzen der gemäßigten Länder Europa's, und die des Wendekreiſes. Obgleich Maracay nicht den Namen einer Stadt (Ciudad) unter der alten Spaniſchen Regierung führte, (da ſie kein Cabildo hatte):

so hat sie dennoch eine Bevölkerung von fast 10,000 Menschen.

Tulinaro ist ein anderer Flecken in einem der kleinen Thäler belegen, die mit dem Thale von Arragoa in Verbindung stehen. Er liegt zwei Stunden von Maracay, und hier wohnt der Administrator der Tabaks Pacht. Dieser Flecken ist sehr gut gebauet; man zählte daselbst im J. 1807 ungefähr 8,000 Einwohner. Sein Gebiet war damals mit Tabakspflanzungen, die man für Rechnung der Regierung cultivirte, bedeckt.

Man kömmt, wenn man von Caracas nach Tulmero geht, nach dem Flecken Vittoria, der vormals nur ein Dorf von Indiern von Caracas war, welche die Spanischen Missionarien zum Christenthume bekehrt und civilisirt haben. Aber seit einem Jahrhundert haben sich viele Europäer daselbst niedergelassen, und, durch ihre erlaubte oder verbotene Verbindung mit eingebornen Frauen, eine zahlreiche Bevölkerung von Mestizen hervorgebracht. Es giebt indeß viele Familien, die von Europäischem Blute herzustammen vorgehen, ohne Vermischung mit den Eingebornen oder Afrikanern, und die ein großes Gewicht auf diesen abgeschmackten Anspruch legen. Der Flecken hatte im J. 1807 eine Bevölkerung von 8,000 Menschen.

Es giebt noch mehrere andere Flecken oder Dörfer in den Thälern von Arragoa, deren Einwohner alle Producte der Tropenländer bauen, so wie das Korn und die Früchte Europa's.

Im J. 1807 war dieſe Bevölkerung auf 237 Pflanzungen und in faſt 2,000 Häuſern in den Flecken und Dörfern vertheilt. Sie beſtand aus

24,000 Weißen.
18,000 von vermiſchter Raſſe.
6,500 Indianern.
4,000 Sclaven.

Summe i. e. runden Zahl 52,500 Menſchen.

Coro.

Der glücklichen Lage von Coro zum Handel mit den benachbarten Inſeln und beſonders mit Puerto-Ricco und St. Domingo wegen, und nicht durch Zufall, wie Depons behauptet*), wählten die Spanier dieſen Ort zur erſten Niederlaſſung, die ſie auf dieſem Theile des feſten Landes gründeten. Der Indiſche Stamm, welcher ihn bewohnte, nennte ſich Coriana. Die Audiencia von St. Domingo ſchickte im J. 1529 Juan de Ampues als Gouverneur und vorzüglich in der Abſicht dorthin, um den Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten der Spaniſchen Kaufleute, die dieſe Gegenden beunruhigten, Einhalt zu thun. Kaum fieng dieſes Land an ſich unter der Adminiſtration dieſes herrlichen Gouverneurs zu heben, als er unter der Tyrannei der Welſer fiel.

*) Voyage à la partie orientalé de la Terre-Ferme. Tom. III. p. 153.

Man hatte im Jahr 1532 zu Coro ein Bisthum mit einem Kapitel gestiftet. Der Sitz des Gouvernements wurde 1576 nach Caracas verlegt, und der Bischof und sein Kapitel folgten 1636 dorthin. Die Chronik des Landes berichtet, daß die Domherrn von Coro Jagd auf die Indier machten, um sie als Sclaven zu verkaufen, und daß andere das Handwerk der Corsaren trieben.

Die Umgebungen von Coro sind unfruchtbar; aber an drei Stellen der Stadt sind steile Berge, und es fangen Thäler und ziemlich fruchtbare Ebenen an. Diese Stadt liegt auf dem Isthmus von Paragoana, wo die Einwohner ein Hirtenleben führen, und sich fast nur mit der Pflege ihrer Heerden abgeben. Zehntausend Menschen von allen Farben, worunter kaum 200 Sclaven sind, machen die Bevölkerung der Stadt aus. Mit Curaçao treibt sie noch einen einträglichen Thier-, Leder-, Indigo- und selbst Cochenille-Handel; dieser letzte Artikel kömmt aus dem Distrikte von Carora.

Nach dem Deposito ist die Stadt Coro 11° 9′ n. B. und 72° 7′ 47″ L. des Pariser Meridians.

Die Stadt Carora und ihre Umgebungen haben eine Bevölkerung von ungefähr 10,000 Menschen. Die Stadt steht im Dictionnäre des Alcedo unter dem Namen San Juan Bautista del Portillo de Caropa. Ihr wahrer Name Carora ist ein Indischer Name. Sonst beschäftigte man sich nur wenig mit der Cultur

einer Art Waldcochenille, eben so schön wie die Misteca. Obgleich ihr Boden trocken ist, so giebt es hier doch zahlreiche Heerden Ochsen, Pferde, Esel, Maulesel, Schafe, Ziegen; der Zwerg-Hirsch aus dem mittägigen America, ist hier sehr gemein. Die Einwohner treiben Viehzucht, vorzüglich um die Häute gar zu machen. Ein großer Theil der Einwohner der Städte sind Schuster und Sattler; andere sind Leinweber und Seiler. Sie verfertigen sehr hübsche Hängematten und vortrefflichen Bindfaden aus den Fäden der stinkenden Agave, Agave foetida. Sie treiben mit diesen Gegenständen einen großen Handel mit Maracaïbo und Carthagena, von wo sie dann in die benachbarten Colonien gebracht werden.

Ehemals waren die Bewohner von Carora sehr arm, aber sie sind reich geworden, seitdem sie sich mit Viehzucht und Lohgärberei abgeben. Ihr Boden ist sandigt und mit Cactus und anderen stachlichten Pflanzen bedeckt, so wie mit Bäumen, die aromatisches Harz und wohlriechenden Balsam hervorbringen, dem sie große Heilkräfte beilegen, und von welchen mehrere noch von keinem Botaniker beschrieben sind.

Der kleine Fluß Morere, der zu Zeiten trocken ist, befriedigt kaum die ersten Bedürfnisse der Einwohner, und ist der einzige, der diesen sonst sehr fruchtbaren Distrikt bewässert.

Die Administration war wie die einer Municipal-Stadt; eine andere Ursache der Industrie ihrer Einwohner.

Carora liegt nach den Spanischen Geographen 15 Stunden vom See Maracaïbo und 90 Stunden im Westen von Caracas, unter dem 10° n. Breite.

Die Stadt ist gut gebauet; Alles zeugt daselbst von Ordnung und Wohlstand. Es giebt hier drei schöne Kirchen: die Pfarrkirche, die des heiligen Dionysius, des Aeropagiten und die der Franziscaner, welche hier ein Kloster haben.

Auf dem Wege von Carora nach Caracas, findet man die Stadt Barquisimeto auf einer Fläche. Obgleich unter dem 9° 45′ n. B., genießt man doch hier einer ziemlich warmen Witterung. Ich bin nie da gewesen, indeß hat man mich versichert, daß, wenn der Wind nicht wehe, das Reaumursche Thermometer auf 28° und 29° steigt, was ich aber bezweifele, da der Ort hoch liegt; indeß wächst in der Nähe von Barquisimeto Waizen. In den sie umgebenden Thälern baut man alle Producte der Tropenländer; auch ärntet man hier herrlichen Caffe. Die Stadt ist gut gebauet; sie hat mit dem Stadtbezirke eine Bevölkerung von ungefähr 15.000 Menschen. Man findet hier eine schöne Pfarrkirche, die einen Christus hat, der viele Wunder thut, in der ganzen Gegend sehr verehrt wird, und eine reiche Quelle für die Einkünfte der Priester dieser Kirche ist. In der Stadt findet man auch ein reiches Kloster der Franziscaner, die für große Liebhaber von gutem Essen gehalten werden, und ein Hospital, worin die Armen eben so

schlecht wohnen, als schlecht versorgt sind. Diese Stadt liegt 90 Stunden west = süd = westlich von Caracas, 150 nordnordöstlich von Santa Fé de Bogota, 14 nordöstlich von Tocuyo und 16 von Saint = Philipe.

San = Félipe, (Saint = Philipe) war vor einem Jahrhunderte nur ein Dorf, unter dem Namen Cocorota bekannt. Eine große Menge Canarier und Eingeborne des benachbarten Distrikts, durch die Fruchtbarkeit des Bodens bewogen, ließen sich hier nieder, und die Compagnie von Guiposcoa legte dort, einige Zeit vor ihrer Auflösung, Magazine für den inländischen Handel an. Seitdem erhielt dieser Ort ein neues Ansehen. Schöne Häuser, regelmäßig gebauete Straßen, stehen an der Stelle der kleinen Hütten ohne Ordnung. Die Einwohner dieses Distrikts sollen sehr arbeitsam und fleißig seyn: sie haben nur Priester und keine Mönche, noch wundervolle Madonnen, wie man sie in den benachbarten Gegenden findet. Sie ärnten herrlichen Cacao, Caffe, Mais, Reiß und einige Baumwolle. Dieser Distrikt wird von den Flüssen Yarani und Arva, und zahlreichen Bächen bewässert. Man bearbeitet hier Kupferminen.

Tocuyo liegt in einem höheren Thale, als die Bergebene von Barquisimeto. Das Klima ist kühl, selbst kalt vom Monat November bis zum April, wenn die Winde von Norden her wehen. Sein Erdreich schickt sich für jeden Anbau. Man ärntet hier eine

große Quantität Waizen, der in verschiedene Theile der Provinz verschickt wird.

Die Schafwolle von Tocuyo wird im Lande sehr geschätzt. Ich habe treffliche Tücher und Arten Casimirs von dieser Wolle gesehen. Es giebt hier auch mehrere Lohgärbereien, wo man die Häute, die einen bedeutenden Handelszweig ausmachen, sehr gut gärbt.

Die Einwohner von Tocuyo werden für sehr arbeitsam gehalten. Sie hohlen Salz aus den Salzwerken von Coro, um es an die anderen Bewohner der Provinz wieder zu verkaufen. Sie stehen in dem Rufe, dem Selbstmorde sehr ergeben zu seyn. Diese Stadt liegt 90 Stunden südöstlich von Caracas, 20 nördlich von Trurillo, und 22 von Coro, und nach den Spanischen Geographen unter 9° 35′ nördlicher Breite und 72° 40′ westlicher Länge des Pariser Meridians.

Vierzig Stunden weiter in's Land, an den Gränzen der Provinz Caracas, und zur Seite der Provinz Varinas, findet man in einer prächtigen Ebene die hübsche Stadt Guanare, im Jahr 1593 gegründet. Sie liegt an den Ufern eines Flusses gleiches Namens, und zwischen diesem und dem Flusse Portugal, der schiffbar ist und sich in den Apure ergießt.

Der Distrikt Guanare ist so gut angebauet, als es ein Land von einer so schwachen Bevölkerung nur seyn kann; man zählt kaum 20,000 Einwohner. Der Tabaksbau war sonst für sie eine hinreichende Quelle zu Reichthümern, aber seitdem der Anbau des-

selben nur in gewissen Cantons erlaubt ist, und für Rechnung der Regierung betrieben wird, haben sich die Einwohner auf den Bau des Mais und der Nahrungswurzeln, wie Kartoffeln, (Solanum tuberosum) süße Bataten oder Pataten (Convolvulus Batatas), Igname (Dioscorea alata) u. s. w. gelegt. Sie bauen nur so viel Zuckerrohr, Caffe und Cacao, als sie zu ihrem Gebrauche nöthig haben. Die Heerden sind ihr Hauptreichthum.

Ein anderer Zweig der Einkünfte für die Priester von Guanare, ist die Madonna de Comoroto, die am 3ten Februar 1746 Wunder that, deren Beschreibung man in Depons Werke Bd. 3, S. 167 findet.

Guanare liegt 93 Stunden südöstlich von Caracas, und unter 8° 14′ nördlicher Breite und 72° 5′ Länge des Meridians von Madrid, nach den Spanischen Geographen.

Die Stadt Araure, 20 Stunden westlich von Guanare, befindet sich zwischen zwei Armen des Flusses Aricagua: der rechte Arm ist schiffbar. Ihr Bezirk ist von vielen Bächen bewässert, die in Europa für Flüsse gelten. Dieser kleine Ort ist gut gebauet, und hat eine sehr schöne Kirche. Das ist der Tempel einer wundervollen Madonne, die nach der Sage des Landes, im Jahr 1702 unter der Rinde eines Baumes, von einer Mulattin, Namens Margaretha gefunden wurde, die sie mit dem Capuziner Miguel de Palencia,

gegen die Bildniſſe der Jungfrau, Reliquien u. ſ. w. austauſchte. Es ſcheint indeß, daß ſie nicht eher angefangen hat Wunder zu thun, und mit der Jungfrau zu Guanare in Wettſtreit zu treten, als im Jahr 1757. Die Prieſter zu Guanare behaupten, daß die Madonne von Araure, nichts als ein Capuziner Betrug ſey, und daß ſie nie Wunder gethan habe: wir, um nachſichtiger zu ſeyn, glauben, daß beide Madonnen gleiche Verehrung verdienen.

Die Einwohner von Araure, ſo wie die von Guanare, werden für unempfindlich, träge und ſehr den Vergnügungen ergeben gehalten. Das ſcheint der Charakter der Einwohner aller Länder der Welt zu ſeyn, wo Wunderſucht und Aberglauben einen großen Einfluß haben. Die Stadt mit ihrem Gebiete hat ungefähr 11,000 Menſchen. Der Reichthum der Einwohner beſteht in Heerden; ſie bauen etwas Baumwolle, Caffe und Cacao. Araure liegt nach den Spaniſchen Geographen unter 9° 15′ Br. und 72° 20′ L.

Saint-Louis de Cura liegt in einem fruchtbaren, wiewohl wenig angebauetem Thale, da ſich ſeine Bewohner eigentlich nur mit Viehzucht beſchäftigen. Die Berge umher haben einen ſehr pittoresken Anblick. Der Boden iſt thonigt, und das Waſſer, das die Einwohner zur Regenzeit trinken, iſt röthlich, aber unſchädlich, wenigſtens empfinden ſie keine Unbequemlichkeit davon.

Die Kirche zu Saint-Louis hat auch ihre wundervolle Madonne, unter dem Namen Nueſtra Senora

de los Valencianos berühmt. Sie hat Anlaß zu einem Streite gegeben, der in dieſem Theile der Welt großen Lärm zwiſchen dem Pfarrer von Saint-Louis und dem von San-Sebaſtian de los Reyes gemacht hat. Dieſer gab vor, die Madonne käme ihm zu, da die Höhle de los Valencianos in ſeinem Kirchſpiele läge. Der Pfarrer von San-Luis führte an, er habe die Madonne von dem Indier gekauft, der ſie daſelbſt gefunden habe. Dreißig Jahre hindurch, welche der wunderliche, von dem einen und andern Theile, mit allem Haſſe des Aberglaubens geführte Proceß gedauert hat, iſt die arme Madonne auf die Dach-Kammer der biſchöflichen Reſidenz von Caracas verwieſen geweſen, wo ſie ſo unwirkſam geworden iſt, daß ſie die Würmer nicht abhalten konnte, ſie zu benagen, ſo daß ſie unkenntlich geworden war, als der Erzbiſchof von Caracas, Don Francisco de Harra, ein tugendhafter und wohlthätiger Prälat, die beiden Geiſtlichen verſöhnte, und ſie dem zu San-Luis de Cura zurückgab, der von einem Maler und Vergolder die Verletzungen der Würmer ausbeſſern ließ, ihr eine prächtige Ausſteuer kaufte, und triumphirend in ſeine Kirche führte, wo ſie mit zahlreichen Wundern die Bitte der Gläubigen, beſonders die unfruchtbaren Frauen zu ſegnen gewähret. Da der Geiſtliche von San-Luis nicht allein dem Theile des Gottesdienſtes, der für die Fruchtbarkeit beſtimmt iſt, würde haben vorſtehen können, ſo hat er einige junge Geiſtliche der Gegend zu Hülfe nehmen müſſen, deren brennender Eifer und beſtändige Bemühung es iſt, den

Männern der unfruchtbaren Frauen Proben von der wunderbaren Macht ihrer Madonne zu geben.

San-Luis oder Saint-Louis de Cura iſt 8 Stunden ſüdweſtlich vom See Tacarigua und 22 Stunden ſüdweſtlich von Caracas entfernt.

San-Sebaſtian de los Reyes iſt eine kleine Stadt, an dem Ufer des Rio-Guarica, ungefähr 7 Stunden von San-Luis und 18 von Caracas. Das Territorium dieſes Diſtrikts iſt fruchtbar; man bauet indeß wenig Mais, aber ſeine Weiden ernähren zahlreiche Heerden.

Nirgoa *). Dieſer Ort iſt auf die Ruinen des befeſtigten Fleckens Palmes gebaut, der im Jahr 1553 vom Capitän Diego Montesqui gegründet wurde, um die Arbeiten der Kupferbergwerke, die er in den Bergen entdeckt hatte, in deren Mitte heut zu Tage die Stadt Nirgoa oder Nirgua, 10 Stunden vom See Tacarigua liegt, zu ſchützen. Die Indier Giraharas, welche Montesqui grauſam drückte, verbrannten und zerſtörten dieſe Niederlaſſungen. Im folgenden Jahre beauftragte die Regierung den Capitän Diego Paradas, den Flecken unter dem Namen Nirgoa wieder aufbauen zu laſſen. Anſtatt daß dieſer die Indier, durch Billigkeit und Humanität, in Freunde hätte verwandeln ſollen, ließ er auf ſie Jagd machen, um ſich

*) Dieſe Stadt iſt die nämliche mit Nirua bei Collado, des Oberſten Alcedo. Depons ſchreibt Nirgua.

Sclaven zu den Kupferbergwerken zu verschaffen. Aber die Indier besiegten ihre Unterdrücker, und zwangen sie 1556, diesen Posten zu verlassen. Einige Monate nachher wurde der Capitän Diego Romero dahin geschickt, und gebrauchte Neger zum Bergbau; die Indianer jagten sie fort, wie sie es bei seinem Vorgänger gethan hatten.

Der Licentiat Bernaldes wurde gezwungen, Nirgoa 1557 zu verlassen. Francisco Farardo ließ eine Menge Häuser bauen, und diesen Ort 1560 befestigen. Da die Spanier nicht aufhörten, Jagd auf die Indier zu machen, um Sclaven und Weiber zu erhalten, so fielen diese stets über ihre Unterdrücker her, wenn sie sich stark genug hielten, sie anzugreifen. Dieser abscheuliche Krieg endigte 1628, mit der gänzlichen Ausrottung des Stammes der Giraharas.

Die Stadt und der Distrikt von Nirgoa werden von Zambos*), einer Rasse aus der Verbindung eines Negers mit einer Indianerin, oder eines Indiers mit einer Negerin, bewohnt. Obgleich in den Spanischen und Portugiesischen Colonien, die Leute aus Afrikanischem Blute (man verzeihe uns diesen Americanischen Ausdruck) nicht mit Verachtung behandelt werden, wie in den übrigen Colonien anderer Europäischen Nationen, so achtet man sie dennoch nicht so, als die von Europäern und Indiern entsprossenen Familien. Die Mestizen wurden

*) Das Wort Zambo bedeutet im Castilianischen einen Menschen mit gebogenen oder krummen Beinen. Bekanntlich ist dieß bei allen Negern charakteristisch.

wirklich für König gehalten. Civil- und Militär-Stellen zu bekleiden, allein selten dazu befördert. Die Europäer gehen vor, den Europäischen Familien abzustammen, ohne Vermischung mit einheimischem oder Indianischem Blute; sie gelangten indeß selten zu wichtigen Stellen, und wurden von den in Europa gebornen Spaniern mit vielem Stolze behandelt, und als eine niedere Klasse angesehen; fast alle ehrenvollen und lucrativen Aemter im Civilfache und beim Militär, wurden für Europäer aufbewahrt. Die Könige von Spanien gaben aber Einigen, die dem Staate wichtige Dienste geleistet hatten, oder von welchem man dieß annahm Diplome als Weiße. Es sind ungefähr funfzig Jahr, daß der König Karl III. durch ein Edict, seine guten und getreuen Unterthanen, die Zambos der Stadt Nirgoa, in Masse auf obige Art in Weiße verwandelte.

Da Nirgoa die Rechte einer Stadt (Ciudad) genießt, so hat sie einen gewählten Stadtrath (Cabildo), wie die anderen Spanischen Städte. Man wird leicht begreifen, daß der erste Gebrauch, den die Zambos von diesen Privilegien machen würden, war, für die Municipalstellen farbige Leute zu ernennen. Diese Gnade oder Gerechtigkeit des Souveräns, erfüllte so die Herzen der Zambos, daß sie so stolz und übermüthig gegen die Weißen wurden, daß letztere diesen Distrikt verlassen haben, der nur von Weißen von Rußfarbe (nach der Aeußerung der Bewohner von Caracas), den Lasterhaftesten unter den Sterblichen, bewohnt wird. In dieser Hauptstadt ist das Wort

Zambo synonym mit Taugenichts, Faulenzer, Lügner, Gottloser, Spitzbube, Niederträchtiger, Mörder u. s. w. Unter zehn Verbrechen, die in der Provinz vorfallen, sind acht, sagt man, von den Zambos begangen. Depons, der lange in der Stadt Caracas gewohnt hat, theilt die ungünstige Meinung der Bewohner über die Zambos mit; und ich füge hinzu, daß ich mich nicht mehr des Namens eines ehrlichen Menschen erinnere, wenn ich an die ziemlich bedeutende Zahl von dieser durchkreuzten Rasse denke, die ich Gelegenheit gehabt habe, während meines Aufenthaltes auf Trinidad, oder auf meiner Reise kennen zu lernen und zu gebrauchen. Dennoch kann man diese traurige Erscheinung erklären. Diese Menschen sind aus heimlichen Verbindungen und dem Ehebruche entstanden: von Eingebornen, die nur die Laster der Civilisation und der Afrikanischen Sclaven angenommen haben. Was soll man nun von denen erwarten, die von eben so unmoralischen Aeltern geboren werden, deren intellectuelle Bildung ganz vernachlässiget wird, und in einem Klima, das zur Unempfindlichkeit und Trägheit anreizt? Es giebt aber noch eine andere Bemerkung, die mir mehr geeignet scheint, das Nachdenken der gelehrten Zoologen auf sich zu ziehen, und sie zu Untersuchungen zu veranlassen. Warum haben die Individuen aus der Vermischung des Afrikanischen und einheimischen Americanischen Blutes, eine Stärke des Körpers, schöneren Wuchs, mehr intellectuelle Fähigkeiten, mehr moralische Energie, als der Neger oder Indianer? Warum zeichnet sich der Weiße durch Körper-

ſtärke, intellectuelle Fähigkeiten und energiſche Moralität, vor dem Eingebornen Americaner und Neger aus, warum, ſage ich, ſtehen die Individuen, die aus der Verbindung eines Weißen mit einer Indianerin (die Meſtizos) *) herſtammen, an Körperſtärke und intellectueller Fähigkeit den Zambos nach? Warum unterſcheiden ſich im Allgemeinen die Meſtizen durch ſchönes Anſehen, angenehme Phyſiognomien, Sanftheit und Gelehrigkeit ihres Charakters? Warum hat der Mulatte Vorzüge vor dem Zambo, in ſeinen intellectuellen Anlagen, ſteht ihm dagegen aber in ſeinen phyſiſchen Fähigkeiten nach? Warum unterſcheiden ſich dieſe durchkreuzten Raſſen durch eine geſündere und kraftvollere Conſtitution, durch mehr Lebenskraft, überhaupt in den Vergnügungen der Liebe, vor den in demſelben Klima von Einheimiſchen, Europäern oder Afrikanern ohne Vermiſchung gebornen Kindern? Dieß ſind Unterſuchungen, eines Cuvier, Gall, Blumenbach, Soemmerring und Humboldt würdig.

San Juan Bautiſta del Pao liegt 50 Stunden ſüdweſtlich von Caracas. Es iſt der Hauptort eines Diſtrikts, worin man nur Hirten und Heerden findet. Die Bevölkerung der Stadt mit ihrem Gebiete beträgt ungefähr 10,000 Menſchen.

Der Fluß Pao, der auf der Südſeite der Stadt fließt, fiel ſonſt in den See Tacarigua; aber ein Erdbeben und eine Ueberſchwemmung haben ſeinen Lauf verändert; er fließt

*) Die Meſtizen in der Spaniſchen Bedeutung.

jetzt in den Apure. Wenn man einen Canal aus dem See Tacarigua in den Pao grübe; so könnte man leicht eine Communication von Caracas nach Guyana und bis Brasilien einrichten. Der Handel würde dann große Vortheile aus diesen inneren Communicationen ziehen.

San Carlos ist eine kleine Stadt, welche die ersten Missionarien aus Venezuela gegründet haben. Sie liegt an dem Ufer des unbedeutenden Flusses Aguire oder Agaure, und nach den Spanischen Geographen unter 9° 20′ der Breite. Der Fluß geht in einen von den Armen des Apure.

Die Einwohner dieses Distriktes stammen größtentheils von den Canarischen Inseln her, und stehen im Rufe der Arbeitsamkeit und des Fleißes. Sie bauen alle ihre nöthigen Lebensmittel, nämlich: Mais und die Wurzeln des Landes, so wie auch Caffe und Indigo; ihren Hauptreichthum machen ihre Heerden aus. Es ist eine sehr hübsche Stadt, die im Jahr 1807 mehr als 15,000 Einwohner zählte. San-Carlos liegt 60 Stunden südwestlich von Caracas und 25 vom See Tacarigua.

Buria. So heißt ein kleiner Ort, fünf Stunden im Osten von San-Carlos, an dem Ufer des Flusses Sarare, der sich mit dem Apure durch den Fluß Portugaise vereiniget. Dieß ist ein Canton für Weiden und Heerden. Man zählt hier 6000 Einwohner.

Calaboſo, ehemals ein Indiſches Dorf; da aber die Compagnie von Guipuscoa auf den glücklichen Einfall kam, hier eine Niederlage gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts anzulegen: ſo verwandelte ſich dieſes Dorf in eine ſchön gebauete Stadt. Auf ihrem Bezirke weiden große Viehheerden. Dieſes Land wurde 1802 von einem Haufen Räuber beunruhiget, welche Jagd auf Pferde, Ochſen, Mauleſel u. ſ. w. machten, ihnen die Häute abzogen und ſie nach Trinidad verkauften. Das iſt das einzige Mal, daß ich von einer Räuberbande in den Spaniſchen Colonien gehört habe. Dieſe Stadt liegt unter 8° 40′ der Breite, 52 Stunden von Caracas, an dem Ufer des Guarico, eines ſchönen ſchiffbaren Fluſſes, der ſich in den Apure ergießt. 15,000 Menſchen aus allen Claſſen machen die Bevölkerung ihres Gebietes aus.

Dieß iſt die Beſchreibung der vornehmſten Städte der Provinz Caracas (ehemals der ſogenannten Provinz Venezuela) und ihres Gebiets. Die Bevölkerung dieſer Städte iſt nicht ſo zuſammengeſetzt, wie die der meiſten Städte Europa's, die nicht eigentlich Handel treiben, oder Manufacturen haben, aus Grundeigenthümern und Rentiers, die nichts anderes thun, als daſelbſt ihr Einkommen zu verzehren, und aus Kaufleuten. Die Einwohner der Städte und Flecken von Venezuela, ſind faſt alle Grundbeſitzer, die alle ihre Güter ſelbſt bauen, oder zahlreiche Heerden auf den umliegenden Feldern halten. Die Prieſter, Aerzte, Escrivanos (Juriſten, die zugleich Advocaten,

Notare, Procuratoren, und ſelbſt Gerichtsdiener ſind) eine kleine Anzahl Kaufleute, machen das Uebrige der Bevölkerung aus. Man trifft nur Wälder oder natürliche Wieſen (Weiden), in dem Zwiſchenraume von dem Bezirke einer Stadt oder eines Fleckens, bis zu dem Gebiete der nächſten Stadt oder Fleckens an, die gemeiniglich 10 bis 15 Stunden aus einander liegen. Man findet auch hin und wieder, gewöhnlich von 10 zu 10 Stunden Miſſionen, oder halb civiliſirte Indiſche Dörfer.

Im letzten Kapitel befindet ſich eine Ueberſicht der Producte des Ackerbaus, der Heerden u. ſ. w. von Caracas und der übrigen Provinzen oder Vereinigten Staaten. Ich habe ſchon oben angeführt, daß die Bevölkerung von Caracas im Jahr 1810 496,772 Menſchen betrug.

Hiſtoriſche Notizen über die Provinz Cumana und Beſchreibung dieſes Landes.

Bereits iſt erwähnt, daß Alphonſo Ojeda die Lagune Maracaïbo im Jahr 1499 wieder entdeckt habe. Im Julius des vorhergehenden Jahrs hatte Chriſtoph Columbus, auf ſeiner dritten Reiſe in die neue Welt, die Inſel Trinidad und die Länder entdeckt, die wir jetzt unter dem Namen Guyana, Cap Paria, Cumana u. ſ. w. kennen. Seine Abſicht war, bis zum Aequator zu gehen; aber die Wind-

stille hinderte ihn daran, und die Ströme führten ihn bis zu der Mündung des Orinoco, oder vielmehr dem Meerbusen von Paria, zwischen der Insel Trinidad und dem festen Lande, der er den Namen Boca del Drago, Mündung oder Mündungen des Dragon*) gab. Hier an dieser Stelle wurde der große Mann, der so gut die Natur kannte, zuerst überzeugt, von dem Daseyn des festen Landes, das seinen Namen tragen sollte. „Eine so außerordentliche Menge von süßem Wasser, (das Wasser des Orinoco) sagte Columbus zu seinen Begleitern, kann nur von einem Flusse, der einen weiten Lauf hat, gesammelt werden; der Erdboden, der dieses Wasser giebt, muß ein festes Land und nicht eine Insel seyn". Ferdinandus Columbus erzählt uns, daß sein Vater das feste Land bis in den Westen der Inseln Testigos umschifft habe, und von da nach St. Domingo zurückgekehrt sey.

Kaum hatte man in Spanien die Nachricht von dieser neuen Entdeckung erhalten, als kühne Abenteurer, Americus Vespucius oder Vespucci, Alphonso Ojeda, Christoph Guerra u. s. w. die Erlaubniß erhielten, auf diesen Küsten Handel zu treiben. Ich habe schon oben von zwei Früheren geredet. Christoph Guerra trieb Handel mit den Eingebornen am Cap Paria auf Margaretha, Cuboga und Cu-

*) Man sagt seit langer Zeit Mündungen, wegen der zwei kleinen Inseln zwischen Trinidad und dem festen Lande, die vier Eingänge machen.

managota. Er tauschte seine Kleinigkeiten gegen Perlen, Gold, Färbehölzer, Balsam u. s. w. Von Barcelonne gieng Guerra nach Coro, wo ihn die Eingebornen feindlich aufnahmen, und mit ihm nicht handeln wollten.

Als Guerra mit einer reichen Schiffsladung nach Spanien gekommen war, reizte das Gerücht von seinem Glücke die Kaufleute aller Häven, Expeditionen nach diesem Lande zu unternehmen. Aber da Karl V. durch ein Edict erlaubt hatte, alle Indianer, die Handel treiben wollten, oder sich der Besitznahme der Gegenden, die Columbus entdeckt hatte, widersetzen würden, zu Sclaven zu machen, so artete dieser Handel bald in erschreckliche Räuberei aus.

Bekanntlich hatte der Papst Alexander VI., der, nach der Allgewalt der Meinungen jener Zeiten, König aller Könige war, im Jahr 1493 die Entdeckungen, die schon gemacht waren, oder noch in der neuen Welt gemacht würden, unter die Könige von Spanien und Portugal vertheilt. Das Schießpulver, Torturen und Sclaverei waren die Mittel, die man sogleich anwendete, um die Eingebornen zu zwingen, zur Kirche der Päpste überzugehen, die in jener Zeit Könige und unwissende Völker tyranniſirten, den Namen Christ durch Schändlichkeit ihrer Sitten entehrten, und die wohlthätige einfache und überredende Religion Jesu Christi entstellten, indem sie in die Gottesverehrung heidnischen Aberglauben, Ausschweifungen ihrer eigenen Einbildung und Intoleranz der ersten Grundsätze des Mahomet

einführten. Ueberwältigt von Goldgier, entbrannt von einem unedlen Ehrgeize, irre geleitet durch blutdürstigen Fanatismus, erhielt der Krieg, den diese Abenteurer der neuen Welt brachten, den abergläubischen Charakter der Kreuzzüge, ohne deren Heroismus zu zeigen.

Columbus hatte bei seiner zweiten Reise in die neue Welt Missionarien mit sich genommen. Dieser außerordentliche Mann, dessen Tugenden man nicht genug geehrt hat, hatte, um die Eingebornen zum Christenthume zu bekehren und zu civilisiren, nicht wilde Fanatiker gewählt, sondern aufgeklärte und menschenfreundliche Geistliche. Kurze Zeit nachher erhielt ein Pater Cordova, den die Geschichte der Spanischen Missionen uns als einen, mit allen Tugenden begabten Mann vorstellt, von Karl V. die Erlaubniß, nach Cumana zu gehen, und das Evangelium zu predigen. Da ihm aber seine Gesundheit nicht erlaubte, diese Reise zu machen, so schickte er seinen Bruder, den Pater François de Cordova und den Pater Jean Garcés dahin. Diese beiden Missionäre kamen 1512 zu Cumana an. Die Sanftheit ihrer Sitten gewann ihnen das Zutrauen der Indier, die sie wie göttliche Wesen betrachteten.

Beständig kamen aus den Inseln St. Domingo und Porto Ricco Seeräuber, unter dem Namen Conquistadores. Eins von ihren Schiffen landete einst zu Cumana, indeß die Pater Cordova und Garcés mit der Bekehrung der Indianer sich beschäftigten.

Der Capitän dieſer Seeräuber kam an's Land, unter dem Vorgeben, mit den Indianern zu handeln. Die Humanität der Miſſionäre hatte ſie mit dem Namen Spanier wieder verſöhnt. Der Chef der Räuber lud den Caziken ein, auf ſeinem Schiffe mit ſeiner Familie zu ſpeiſen: dieſer nahm ſeine Einladung an, begleitet von einer großen Menge Indianer. Kaum waren ſie an Bord, als der Seeräuber ſeine Segel auf St. Domingo ſpannte.

Dieſe Frevelthat brachte die Indianer der Gegend auf; ſie beſchloſſen die Miſſionarien zu ermorden, weil ſie glaubten, ſie wären im Einverſtändniſſe mit den Piraten. Die Miſſionarien verſprachen, nachdem ſie ihre Unſchuld bewieſen hatten, ſogleich eine Barke nach St. Domingo zu ſchicken, und ihren Anführer und ihre Landsleute zurückzufordern; unter dieſer Bedingung ließ man ihnen das Leben, indeß betheuerten ſie, daß ſie ſterben müßten, wenn in vier Monaten die Gefangenen nicht in Freiheit geſetzt wären. Da aber die Seeräuber zu St. Domingo ſie nicht herausgeben wollten, wurden die Pater Cordova und Garcés ermordet. Las Caſas*) erzählt, daß auch andere Miſſionarien auf der Inſel Trinidad und in anderen Theilen der Provinz Cumana wären ermordet worden, weil Spaniſche Seeräuber Indianer aufgehoben hätten. In dieſem Jahrhunderte der Bekehrung erſchütterten

*) S. ſeine Histoire, traduite par Pralard, Pag. 96 ff. Paris, 1697.

dergleichen Beispiele die Menschen gar nicht, da sie mit Begierde nach der Märtyrerkrone seufzten. Neue Missionäre giengen nach Cumana, und da die Piraten immer an die Küsten kamen, um Gefangene unter den Indianern zu machen; so rächten sich diese an den Missionarien dadurch, daß sie sie ermordeten. Im J. 1519 wurden alle Spanier, die sich in diesem Lande niedergelassen hatten, ermordet.

Es waren damals etwa sechs Jahr, daß der gute Las-Casas die Colonien durchreisete, um seinen wilden Landsleuten Menschlichkeit zu predigen. Nicht ohne Schauder kann man die Erzählungen des tugendhaften Bischofs de Chiapa lesen, von den in diesen Ländern begangenen Grausamkeiten, den Ermordungen von Millionen Indiern, durch Fanatismus und Geiz geopfert.

Las-Casas war mit seinem Vater im zwölften oder dreizehnten Jahre in die Neue Welt zu der Zeit, als sie entdeckt wurde, gegangen. Gerührt von der naiven Gutmüthigkeit der Indier bildete er sich zum Priester, um zu ihrer Bekehrung beitragen zu können: aber da er von Natur ein weiches und großmüthiges Herz hatte, so glaubte er, daß er seine Zeit noch besser anwenden würde, wenn er sich zum Sachwalter dieser Unglücklichen bei seinem Fürsten machte; und daher mußte er dann von Seiten seiner schlechtgesinnten Zeitgenossen jene bekannten dummen Verläumdungen ausstehen.

Man sah ihn immer, sagt Raynal, aus einer Hemisphäre in die andere fliegen, um die seinem Herzen theuren Völker zu trösten und ihre Tyrannen zu

beſänftigen. Durch ſeine vergeblichen Anſtrengungen überzeugte er ſich endlich, daß er nichts in den ſchon gebildeten Niederlaſſungen ausrichten würde; er nahm ſich daher vor, eine Colonie nach neuen Grundſätzen anzulegen. 1519, kam er mit 300 Arbeitern aus Caſtilien zu Porto-Ricco an, und wenige Tage nachher begab er ſich nach Cumana, um dort ſeine neue Colonie zu gründen. Karl V. hatte ihm damals den Titel eines Gouverneurs von Cumana gegeben. Da er einſah, daß ſeine Landsleute den Eingebornen furchtbar ſeyn müßten; ſo entſchied er ſich, ſeine Coloniſten durch ein beſonderes Kleid mit einem Kreuze geſchmückt, zu unterſcheiden, damit die Eingebornen ſie vor den übrigen Spaniern erkennen könnten.

Wenige Zeit vor der Ankunft des Las-Caſas zu Cumana, war Gonzalo Ocampo von der audiencia zu St. Domingo, als Commandant dahin geſchickt worden, um den Mord, den die Indier an ſeinen Landsleuten verübt hatten, zu rächen. Als Ocampo auf der Küſte beim Eingange in den Meerbuſen von Cariaco erſchien, beſuchten ihn mehrere Indier, und nachdem er ſie einige Augenblicke geliebkoſet hatte, um eine weit größere Anzahl in ſeine Schiffe zu ziehen, befahl er, ſie an den Segelſtangen aufzuhängen; jetzt landete er mit der Artillerie, und ließ alle Indier, die in ſeine Hände fielen, erſchießen. Er verweigerte, dem Las-Caſas das Gouvernement des Landes abzutreten. Nachdem er ſeine Coloniſten in ei-

ner Art Festung mit Palissaden umgeben *) gesammelt hatte, landete er zu St. Domingo, um daselbst der audiencia das Benehmen und die Rebellion des Ocampo, der bald darauf ihm folgte, und seine ganze Mannschaft auf der kleinen Insel Cubagua ließ, vorzustellen. Die Indier, die nicht glauben konnten, daß er dort unter den Spaniern noch gute Leute hätte, fielen in der Nacht über die Colonisten des Las-Casas her, und ermordeten alle die, welche sich nicht auf die Insel Cubagua retten konnten, worauf sie die übrigen, in der Provinz verbreiteten Spanier ausrotteten.

Die Audiencia von St Domingo schickte 1523 Jacques Castellon nach Cumana als Gouverneur, und mit ziemlich ansehnlicher Mannschaft, um nicht die Rache der Indier fürchten zu dürfen. Spanische Schriftsteller und mit ihnen Depons stellen ihn als einen ebenso klugen, als festen und menschlichen Chef dar, der auf gleiche Weise den Hang seiner Landsleute zum Rauben, und den der Indier, sich wegen so vieler Grausamkeiten zu rächen, zu unterdrücken verstand. Indeß erhellet aus den gleichzeitigen Schriftstellern, daß sich die Spanier unter dem Gouvernement von Castellon, wie vorher, fast immer im Kriege mit den Eingebornen befanden. Diejenigen, welche sie kennen zu lernen im Stande waren, wissen, daß sie nie angegriffen haben: daß die In-

*) Ocampo hatte dieser Art verschanzten Lagers den Namen Neu-Toledo gegeben. Es lag, wo jetzt die Festung ist, welche die Stadt Cumana schützt.

dianer die Waffen gegen die Weißen nur dann ergriffen, wenn sie durch große Ungerechtigkeit oder grausame Bedrückung dazu gezwungen wurden *).

*) Man beschuldige mich nicht eines Widerspruches, wenn ich vorher gesagt habe, daß die Caraïben von St. Vincent die weißen Bewohner dieser Insel ermordeten; worüber sie sich nicht zu beklagen Ursache hätten. Diese vorgeblichen Caraïben sind Zambos, halbcivilisirte Menschen, die durch eigennützige Weiße zu diesen Feindseligkeiten verführt wurden. Wenn die Verläumder der Indier mir die häufigen Einfälle der Wilden im mittägigen America gegen die Bürger der Vereinigten Staaten vorwarfen; so überzeugte ich sie, daß die Angriffe dieser Indier immer entweder Repressalien für Beleidigungen oder Ungerechtigkeiten einiger übelgesinnten Americaner waren, oder daß die Eingebornen verführt und angereizt von Agenten des Englischen Gouvernements diese Feindseligkeiten übten. Das ist die treulose Art, welche die aufrichtigen und großmüthigen Briten gewöhnlich anwenden, um die Wilden gegen ihre Nachbaren aufzureizen. Einige Engländer kleiden sich in die Uniform der Vereinigten Staaten, fallen jeden Indier an, tödten ihn, verbrennen seine Hütte u. s. w. Ein Englischer Agent ist bestimmt, die Wilden zur Rache anzureizen, die dazu nur gar zu sehr geneigt sind: Diese eilen zu den Waffen, und vertilgen alle Americaner, die ihnen entgegenkommen; denn einen einzelnen Indier beleidigen, heißt den ganzen Stamm beleidigen, der als Mitschuldige oder Meuchelmörder die ganze Nation dessen betrachtet, worüber er sich beklagt. Das sind immer die beiden Ursachen der Kriege der Vereinigten Staaten mit den einheimischen Nationen. a)

a) Die Vertheidigung gegen diese Beschuldigungen überlassen wir den Engländern. Anmerk. d. Her.

Ich habe lange in der Nähe der Wilden gelebt, ſtand täglich in Verhältniß mit ihnen, und bezeuge es, daß ich nicht weiß, daß je ein Indier einen Weißen angegriffen, oder daß er eine Ungerechtigkeit gegen ihn begangen habe, ohne dazu von den Weißen, Mulatten oder Negern genöthiget oder verleitet worden zu ſeyn.

Doch jetzt wieder auf die Lage der Provinz Cumana, unter dem Gouvernement des Jacques Caſtellon, zurück. Es ſcheint, daß wenn unter dieſem Gouverneur weniger Anarchie und Räuberei geherrſcht haben, als unter ſeinen Vorgängern, die Tyrannei und Unterdrückung deſto ſyſtematiſcher waren.

Der tugendhafte Las-Caſas, der uns ein entſetzliches Gemälde der Geſchichte ſeiner Zeit hinterlaſſen hat, würde ohne Zweifel eine ehrenvolle Erwähnung des Caſtellon gemacht haben, wenn er ein Beſchützer der Indier geweſen wäre. Der Biſchof von Chiapa hat uns die Namen der abſcheulichen Menſchen, deren Verbrechen er erzählt, nicht mit übergeben und die Zeit-Angaben ſind in ſeiner Geſchichte auch zu ſehr vernachläſſiget. Wie ich glaube, ſo beziehet ſich ſeine Erzählung von den Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten gegen die Indier an der Perlenküſte (Küſte von Cumana) ebenſowohl auf die Zeit von Caſtellon, als auf die ſeiner Vorgänger, und ich ſchmeichle mir meinen Leſern einen Gefallen zu thun, wenn ich hier ein Fragment der hiſtoriſchen Gemälde des Las-Caſas, von einem Schriftſteller am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, in dem naiven Style überſetzt, einſchalte.

„Die Spanier nahmen von diesen Küsten (der Provinzen Cumana und Venezuela) mehr als zwei Millionen Menschen weg, um sie nach den Inseln Klein-Spanien (St. Domingo) und St. Jean (Puerto Ricco) zu senden. Der größte Theil kam daselbst in den Bergwerken, und durch Beschwerlichkeiten, um. Es ist etwas trauriges, wenn man sieht, daß diese, ehemals so bevölkerte, Küste jetzt durchaus öde ist. Man hat aus verschiedenen Erfahrungen bemerkt, daß der dritte Theil der Sclaven, welche die Spanier auf ihre Schiffe brachten, auf dem Wege umkamen, ohne derer zu erwähnen, die sie tödteten, wenn sie ihre Häuser durchsuchten, um diese Unglücklichen aufzuheben. Der Zweck, den sie sich vorsetzten, nöthigte die Spanier alle diese Gewaltthätigkeiten zu begehen; sie wollen sich bereichern durch jedes Mittel; sie haben sehr viele Sclaven nöthig, um eine große Menge Geld zu gewinnen; sie hatten wenig Lebensmittel für alle diese Leute in ihren Schiffen, aus Furcht, es möchte die Ernährung dieser armen Indianer zu viel kosten: kaum hatten sie so viel, um die Spanier zu ernähren, die auf dem Schiffe dienten; daher kam es, daß die Indier, von Hunger und Durst gequält, auf eine elende Art umkamen; man warf daher den größten Theil in das Meer, um die übrigen am Leben zu erhalten. Ein Steuermann hat mir erzählt, daß, als er eine Reise von Lucayos bis Klein-Spanien machte, die ungefähr siebenzig Stunden betrug, er weder einer Bussole bedurfte, noch die Sterne zu Rathe zu ziehen brauchte, um sein Schiff zu leiten; sondern er versicherte mich, daß die Leichname der In-

dier ihm zu Führern gedient hätten und er, ohne sich zu irren, zu seinem Ziele gekommen sey."

„Wenn die Indier auf den Inseln ankommen, wo man sie zu verkaufen willens ist, fühlt sich Jedermann bei ihrem Anblicke gerührt und von Mitleiden durchdrungen; die Männer, die Weiber, die Kinder sind ganz nackt, abgezehrt durch Hunger und Arbeit, kaum können sie sich aufrecht halten, und fallen aus Mattigkeit und Schwäche; sie treiben sie in Haufen wie die Schaafe, trennen Mann und Frau, Kinder von ihren Vätern und Müttern; machen Haufen von zehn oder zwanzig Personen, und loosen, wem sie zu Theil werden. Das ist der Gebrauch, den diese Seeräuber davon machen: sie bewaffnen und rüsten Schiffe aus, um diese unglücklichen Indianer aus ihren eigenen Häusern wegzuholen, und sich auf ihre Kosten zu bereichern, indem sie sie in die Sclaverei führen. Wenn das Loos einen Haufen trifft, worin ein Greis oder Kranker ist, so pflegt der, dem er zum Theile fällt, zu sagen: Warum gebt ihr mir diesen Greis, der nichts mehr werth ist und nur das Gnadenbrod isset? Was soll ich mit diesem Kranken, der mir nur zur Last ist, und den seine Schwäche durchaus unbrauchbar macht? Man kann hieraus sehen, wie wenig die Spanier die Indier achten, und wie schlecht sie die Vorschrift der christlichen Liebe erfüllen: wenn ihr nicht Liebe zu Gott, noch zu eurem Nächsten habt, wo bleibt denn das Gesetz und die Propheten?"

„Man kann sich nichts Grausameres oder Abscheulicheres denken als die Tyrannei, welche die Spanier anwendeten, um diese armen Indianer zu fangen und in

ihre Netze zu ziehen, wenn sie auf das Nachspüren ausgehen, um sie zu Sclaven zu machen, und sie bei der Perlenfischerei zu gebrauchen: nur die Qualen der Hölle kann man mit denen vergleichen, die diese Unglücklichen ausstehen müssen: die, welche man in den Bergwerken erduldet, wo man das Gold gewinnet, sind, obgleich erschrecklich, dennoch lange nicht so groß. Sie zwingen sie unter das Meer zu tauchen, fünf bis sechs Klafter tief; sie schwimmen dahin, ohne irgend zu respiriren, um da die Muscheln loszureißen, worin man die Perlen findet: sie kommen auf die Oberfläche des Wassers mit Netzen voll von diesen Muscheln, um ein wenig Athem zu hohlen und nicht zu ersticken: bleiben sie hier etwas lange, um sich von ihren Anstrengungen zu erhohlen; so schlägt sie ein unbarmherziger Spanier, der nahe dabei in einem Kahne ist, auf's Aeußerste; er faßt sie bei den Haaren, um sie zu zwingen, auf's Neue in's Wasser zu tauchen und die Fischerei fortzusetzen. Man giebt ihnen zur Nahrung ein Stück Fisch und trockenes Brod ohne Kraft; und noch dazu giebt man ihnen nicht einmal genug, um ihren Hunger zu stillen. Sie haben kein anderes Bett, als die harte Erde, wo sie angekettet schlafen, damit sie nicht entfliehen können. Sie ertrinken oft bei dieser Fischerei oder werden von den Seeungeheuern aufgefressen, die sie ganz verschlingen, so daß man nicht mehr von ihnen reden hört."

„Man kann aus dem Gesagten leicht sehen, wie schlecht das Gebot der Liebe bei der Perlenfischerei beobachtet wird, da man diese unglücklichen Sclaven der augenscheinlichen Gefahr an Leib und Seele zu verder-

ben, ausſetzt. Der Geiz der Spanier, deren Zweck nur Gewinnſt iſt, macht, daß ſie ſich wenig Mühe geben, ihre Sclaven unterrichten zu laſſen, und ihnen die Sacramente zu geben; ſie legen ihnen ſo viel Arbeit auf, daß ſie bei Zeiten ſterben, und es iſt auch unmöglich, daß die Menſchen lange ohne zu athmen unter den Wellen ausdauern und den Zwang, den ſie erleiden, aushalten können. Die ſtrenge Kälte bewirkt, daß ſie zuweilen Blut auswerfen und davon ſterben, weil ihr Magen zu ſehr gepreßt wird, indem ſie genöthiget ſind, unter dem Waſſer lange den Athem anzuhalten; außerdem verurſacht die außerordentliche Kälte ihnen einen Blutfluß. Sie haben von Natur ſchwarze Haare, allein die Anſtrengungen verändern ihre Farbe: ſie werden den Haaren des Seewolfs, (Seehundes) ähnlich. Der Schaum des Meers verdickt ſich, und hängt ſo an ihren Schultern, daß ſie mehr Ungeheuern, als Menſchen ähnlich ſehen. Die Spanier haben durch dieſe Art der Fiſcherei alle Völker von Lucayos aufgeopfert, die zu dieſem Geſchäfte die geſchickteſten und erfahrenſten waren. Daher verkauften ſie auch jeden Indianer aus dieſer Gegend für funfzig bis hundert Thaler. Die Lucayer haben eine bewundernswerthe Geſchicklichkeit im Schwimmen und Untertauchen; man gebrauchte auch zu dieſer Fiſcherei die aus anderen Provinzen, welche man bekommen konnte, und opferte deren eine unendliche Menge dem Tode." *)

*) S. Découverte des Indes occidentales, par B. de Las-Casas, évêque de Chiapa, trad. par Pralard. Paris 1697, ein Band in 12. pag. 96. u. f.

Wie nun auch das Betragen des Gouverneurs Castellon gegen die Indier gewesen seyn mag: so ist er doch der wahre Gründer der Stadt und der Colonie Cumana. Gonzales Ocampo wird zwar dafür ausgegeben, weil er 1520 daselbst ein Etablissement angelegt hatte, allein es wurde von den Eingebornen zerstört. Diese waren fast beständig im Kriege mit den Spaniern bis 1636, wo sie es aufgaben, sie mit den Waffen und auf den Schaffotten zu bekehren und zu civilisiren. Seit dieser Zeit haben die Jesuiten und andere Missionarien sie nur mit den Waffen der Beharrlichkeit und Ueberredung, in kleine Flecken, Missionen genannt, vereiniget. Sie haben ihnen einige Ideen von Christenthum beigebracht, so wie auch Lust zu dem Ackerbau und den übrigen Grundlagen der Civilisation eingeflößt. Die Europäer haben unter ihnen Niederlassungen angelegt. Die Geschichte bemerkt, daß die Missionarien der Römischen Kirche nie unter den Eingebornen Fortschritte gemacht haben, als bis sie toleranter geworden ist.

Die Stadt Cumana, jetzt ein Handelsplatz des ersten Ranges in der neuen Welt, war vor vierzig Jahren nur ein kleiner Marktflecken, wohin jährlich zwei oder drei unbedeutende Fahrzeuge aus Spanien kamen, und den Handel des Landes mit den Holländischen und Englischen Schleichhändlern theilten. Das Edict Karls III., vom 12ten November 1778, gemeiniglich Edict des freien Handels genannt, das dem Monopol der Compagnie von Guipuscoa ein Ziel setzte, be-

lebte den Ackerbau und den Handel; die Bevölkerung dieser Provinz war in zwanzig Jahren über noch einmal so zahlreich geworden, und die Reichthümer des Landes hatten in noch bedeutendern Fortschritten zugenommen.

Diese Provinz, ihre Hauptstadt und die übrigen Städte, sind ehrenwerthe Denkmäler des mächtigen Einflusses eines aufgeklärten, weisen und uninteressirten Gouverneurs auf die Glückseligkeit einer Colonie. In eilf Jahren (von 1793 bis 1804), als Don Vincente de Emparan Gouverneur dieser Colonie war, hatte die liberale Begünstigung des Ackerbaues und Handels, im Jahre 1805 die Colonialproducte nach einmal so hoch hinaufgebracht, als sie im Jahre 1799 standen; Wohlstand herrschte in allen Classen, und viele neue Glücksquellen hatten sich eröffnet. Die Stadt Cumana, eine halbe Stunde vom Meere und am Ufer des Meerbusens von Cariaco, war dreifach vergrößert; prächtig gebauete Häuser mit Italienischen Dächern waren an die Stelle der Hütten und Baracken getreten: ein neues Quartier oder eine Vorstadt, die mit der alten Stadt wetteifert, erhielt den verehrten Namen Emparan. Ihr Haven wurde häufig von fremden Schiffen besucht.

Als Don Vincente de Emparan Gouverneur von Cumana war, erlaubte er für sich den Fahrzeugen der befreundeten und neutralen Nationen ohne Ausnahme in allen Häven seines Gouvernements zu handeln. Diese weise Maaßregel verbreitete Reichthum und Glück in seiner ganzen Provinz, indeß Elend und Ver-

zweiflung Revolutionen in den benachbarten Colonien hervorbrachten. Sein Souverän, ſtatt von weitem ihn deßhalb zu tadeln, daß er die Strenge der verbietenden Geſetze gemildert habe, bevor es die Nothwendigkeit der Umſtände erfordert hätte, ertheilte ihm Lob, und gab ihm Beweiſe ſeiner Zufriedenheit.

Vormals (zur Zeit der Welſer) machte die Provinz oder der Diſtrikt Nueva Barcelonna gemeinſchaftliche Sache mit den Ländern, die den Welſern zugeſtanden waren; es war damals dort noch kein Etabliſſement angelegt. Um dieſe Zeit war der Gouverneur von Cumana unabhängig von dem von Venezuela. 1579 ſandte Juan Pimentol, den Gouverneur von Venezuela, den Garci Gonzales, an der Spitze von 100 Spaniern und 400 Eingebornen, im Spaniſchen Solde ab, um die Indier, Cumanagotos und Quiriquires, Feinde der Spanier, im Zaum zu halten. Obgleich Garci Gonzales mehrere Vortheile über die verſchiedenen Stämme dieſer Gegend erhalten hatte, ob er gleich, wenn man Oviedo y Banos, einem Geſchichtſchreiber aus Venezuela, trauen darf, die Gewalt ſeiner Waffen, und des Sieges durch Menſchlichkeit zu mäßigen wußte, wodurch er bei ſeinen gleichzeitigen Geſchichtsſchreibern den Namen Glorioſo erhielt *) ſo fehlte dennoch viel, daß die Indier im J. 1585. unterjocht und zur Ruhe gebracht wor-

*) S. Buch VII der Histoire de Vénézuéla par Joseph de Oviedo y Banos. Madrid, 1723.

den wären. Auch ertheilte dieſes Jahr die Audiencia von St. Domingo, welche zu der Zeit die höchſte Regierung über die Colonie führte, dem Chriſtoph Cobos Befehl, auf ſeine Unkoſten die Indianer von Cumana und Venezuela zu bekriegen, um das Verbrechen ſeines Vaters, des Gouverneurs von Cumana, Alonzo Cobos, wieder gut zu machen, der den in den Annalen von Venezuela ſo berühmten Franciſco Fajardo hatte ermorden laſſen *).

Der Gouverneur von Venezuela, Ludwig von Rojas, gab dem Chriſtoph Cobos zu dieſer Unternehmung nur ein Corps von 170 Spaniern und 300 Eingebornen, ob es ihm gleich von der Audiencia befohlen war, alle ſeine Truppe unter ſein Commando zu ſtellen. Angefeuert von der Nothwendigkeit die Schande, die ſeinem Namen anklebt, auszulöſchen, ſtand der junge Cobos gar nicht an, mit dieſer Hand voll Soldaten in's Feld zu ziehen. Er that Wunder der Tapferkeit; demüthigte die Indianer, die an den Flüſſen Tuy, Unare und Neveri wohnten, und bauete, nahe an der Mündung des ſalzigen Fluſſes, die Stadt San-Chriſtoval (nach dem Namen ihres Patrons), die gegenwärtig nicht mehr vorhanden iſt, indem ihre Einwohner nach Barcelona auswanderten, das von Juan Urpin im J. 1634 gegründet wurde.

In dieſer Zeit der Eroberungen und der Anarchie, kannten die Spaniſchen Generäle, die 2000 Stunden

*) S. eine Nachricht von dieſem Helden in meiner Description de l'Ile de la Marguérite.

von ihrem Souveräne fochten, faſt keine andern Geſetze, als ihre Stärke und ihren Eigenſinn. Chriſtoph Cobos, unwillig über die geringe Hülfe von Seiten Roxas, und über die heimlichen Ränke ihn zu Grunde zu richten, unterwarf ſich dem Gouverneur von Cumana, Rodrigo Nunes Lobo, und das Gouvernement der Hauptſtadt beſtättigte die Vereinigung des Landes der Cumanagotos (das Gebiet der Stadt Barceloña) mit dem Gouvernement Cumana. Dieß iſt die Urſache, weßhalb die Gouverneure von Cumana ſich auch Gouverneure von Barcelonna nennen.

Nach Depons betrug die Bevölkerung der Stadt Cumana im J. 1802 24,000 Seelen. Bei meinem dortigen Aufenthalt im J. 1807 war ſie etwas über 28,000 geſtiegen, und belief ſich am Ende des J. 1810 auf 30,000, faſt lauter arbeitſame und fleißige Einwohner. Nach dem nämlichen Depons war die Bevölkerung der Vereinigten Provinzen Cumana, oder Neu-Andaluſien und Neu-Barceloña, damals nur 80,000 Seelen, die der Hauptſtadt mit darin begriffen. Indeß geben die Liſten, die ich über dieſe Oerter im J. 1807 geſehen habe, dieſe Bevölkerung zu 96,000 Seelen an.

Die Stadt Cumana hat zwei Pfarrkirchen *) und zwei Mannsklöſter. Eins gehört den Dominicanern,

*) Depons, der nie zu Cumana geweſen iſt, ſagt, es ſey nur eine Pfarrkirche dort.

das andere den Franciscanern. Ich habe bei meinem Aufenthalte in dieser Stadt im J. 1807 Gelegenheit gehabt, die Mönche dieser beiden Klöster kennen zu lernen; es waren sehr rechtliche Leute, freigebige und aufgeklärte Menschen, ohne irgend eine Idee von Unduldsamkeit und Verfolgungssucht.

Es giebt zu Cumana kein öffentliches Gebäude, das sich durch Pracht auszeichnet. Diese Stadt besitzt auch ein Schauspielhaus, das nicht so groß als das zu Caracas, aber noch demselben Plane gebaut ist, d. h. ohne Dach, außer über den Logen. In einem Europäischen Theater hätte man unter einem so heißen Klima ersticken müssen. Uebrigens regnet es zu Cumana noch weit seltener, als zu Caracas. Die Schauspieler zu Cumana sind farbige Leute, die ihre Rollen nicht declamiren, sondern sie mit der äußersten Monotonie hersagen.

Stiergefechte, Hahnenkämpfe, Seiltänze, sind die besuchtesten Lustbarkeiten der Einwohner der Stadt und der übrigen Provinz. Es gab vor vier Jahren keine Uhr in der Stadt Cumana. Als von Humboldt 1800 hier war, legte er eine sehr schöne Sonnenuhr an. Wenn ein Fremder in Begleitung eines Cumaneſers davor vorbeigeht; so unterläßt er es nicht zu sagen: ‚Wir verdanken diese Sonnenuhr der Güte des sabio Baron von Humboldt.“ Das Wort sabio, das im Castilischen weise bedeutet, heißt im Munde eines Creolen der Spanischen Provinzen jedesmal gelehrt und weise. Ich habe bemerkt, daß diese nie den Na-

men dieſes berühmten Reiſenden ohne das Beiwort sabio hinzuzuſetzen, ausſprechen. Sie reden von ihm mit Aeußerungen der Bewunderung und Liebe. Sehr gern erzählen ſie, mit welcher Gefälligkeit er ihnen ſeine aſtronomiſchen Werkzeuge gezeigt und den Gebrauch derſelben erklärt habe. Diejenigen, welche von ihm Briefe oder Billets erhalten haben, bewahren ſie ſorgfältig und rechnen es ſich zur Ehre, mit ihm im Briefwechſel zu ſtehen. Dieſe Geſinnungen der Cumaneſen gegen einen ſo berühmten Mann, machen ſowol ihnen, als jenem Ehre.

Mitten durch die Stadt fließt der kleine Fluß Manzanares; über ihn führt eine ſchöne Holzbrücke. Er hat nur Waſſer für ſehr kleine Fahrzeuge. Große Schiffe werfen an dem placer, einer Sandbank mitten im Haven, der ſehr vor dem Winde geſichert iſt, Anker.

Cumana liegt unter 10° 37′ 37″ Nord-Breite, und 66° 30′ weſtl. Länge des Pariſ. Meridians. Das Klima iſt ſehr heiß, indem die Stadt nur 53 Fuß über der Meeresfläche gelegen iſt. Des Thermometer ſteigt gewöhnlich auf 27°, und ſelbſt zuweilen im Monat Junius bis zu Ende des October auf 30° (Réaum.) In dieſer Jahrszeit fällt es des Nachts ſelten bis auf 20°. Vom Anfange des Novembers bis zu Ende des März iſt die Hitze gelinder; das Thermometer ſteht alsdann am Tage zwiſchen 22° und 24°, und fällt des Nachts gewöhnlich auf 17°, ja auch wohl auf 6°. Der Seewind mindert die Hitze des Klimas, das übrigens geſund iſt, da

es sehr trocken ist. Es regnet fast nie in der Ebene, worin die Stadt Cumana liegt, dagegen aber häufig auf den benachbarten Bergen. Der Hygrometer von Deluc zeigt gewöhnlich im Winter 50 Grad, die größte Trockenheit aber, vom Anfange des Novembers bis zum Anfange des Junius.

Cumana ist am Fuße eines Vulkans erbauet, und den Erdbeben ausgesetzt.

Diese Stadt hat gar keine öffentliche Anstalt zur Erziehung der Jugend. Man muß sich wundern, daß man doch bei einem solchen Zustande noch einige Kenntnisse bei den Bewohnern findet. Indeß geben viele Creolen in Cumana Unterricht. Selten schickt man sie zur Erziehung nach Europa. Die Reichsten erhalten sie zu Caracas, und der größte Theil geht zu den Schullehrern, wo sie die Castilische Grammatik, das Rechnen, die ersten Elemente der Geometrie, das Zeichnen, ein wenig Latein und Musik lernen. Ich habe bei dieser Jugend vielen gesunden Verstand, Fleiß und gutes Betragen bemerkt, und außerdem weniger Lebhaftigkeit und Eitelkeit, als unter den jungen Leuten zu Caracas. Die Cumaner, die nicht so reich als jene sind, werden nach Grundsätzen der Oekonomie und des Fleißes auferzogen. Man findet unter ihnen wenige Faulenzer; sie lieben im Allgemeinen Geschäfte. Einige erlernen mechanische Künste, andere die Handlung. Sie zeigen große Neigung zur Schifffahrt, treiben in den Colonien der benachbarten Nationen Handlung, und gewinnen durch ihre Thätigkeit und Oeko-

nomie mit geringen Capitalien ansehnlich. Die Gegenstände ihrer Ausfuhr sind: Vieh; geräuchert Fleisch (Tassajo) und eingesalzene Fische. Denn alles dieses findet sich bei ihnen in Ueberfluß. Zwei Pfund Rindfleisch kosten 5 Sous zu Cumana; 22 Pfund gesalzenes Fleisch 4 bis 5 Franken. Die Fische werden nicht gewogen; es giebt Tage, wo die Fischer davon so viels fangen, daß sie 10, 12 oder 15 Pfund für 10 Sous verkaufen. Die weniger Bemittelten und Armen kommen mit Mais und mit Eiern an's Ufer des Meers, und bezahlen hiemit die Fische, die sie kaufen. Die Eier sind die kleine Münze zu Cumana, Caracas und in anderen Gegenden von Venezueka, wo man Kupfergeld nicht kennt.

Die kleinste gangbare Münze ist ein medio real, der 5 Sols gilt. Kömm man in einen Laden, um Sachen zu kaufen, die weniger gelten, als 5 Sols; so giebt man zwei oder drei Eier; das Dutzend Eier kostet dort 5 Sols. Für 5 Sols erhält man auch ein Maaß herrliche Milch, etwas mehr als ein Litre. Ein Schaaf gilt einen Piaster. Ein schöner Truthahn 40 oder 50 Sols. Ein Huhn 10 Sols. Ein großer Kapaun 15 bis 20 Sols. Eine Ente eben so viel. Das Wildprett und das wilde Geflügel ist oft wohlfeiler, als das Fleisch der Hausthiere. Dieß alles ist noch wohlfeiler in den kleinen Städten des Binnenlandes.

Ich habe in dem besten und theuersten Wirthshause zu Cumana, täglich für einen Piaster (5 Franken, 30 Centimen) mit meinem Sohn und Bedienten gelebt.

Man gab uns zum Morgenbrode kaltes Fleisch, Fische, Chocolade, Caffee, Thee, Spanischen Wein; ein herrliches Mittagsessen mit Spanischem = und Franz = Wein, Caffee und Liqueur, des Abends Chocolade. Ich wohnte gut und hell. Um die Hälfte weniger würde ich ausgegeben haben, wenn ich ein Zimmer gemiethet und in einer bürgerlichen Familie gelebt hätte. Kurz, es giebt kein Land auf der Welt, Bengalen ausgenommen, wo man wohlfeiler leben könnte, als in der Provinz Cumana. Man kann daselbst ein treffliches Mittagsessen für 20 Sols haben, den Wein nicht mit gerechnet, der die Bouteille nicht auf 10 Sols kömmt, wenn man ihn im Ganzen kauft. Die Armen trinken Punsch, der sehr wenig kostet, nämlich das Litre nicht einmal 2 Sols.

Die Einwohner von Cumana sind sehr höflich, und man könnte selbst sagen, sie sind es in einem ausserordentlichen Grade. Auch findet man unter ihnen nicht so viel Luxus als zu Caracas, und doch sind ihre Häuser nichts desto weniger gut meublirt. Sie sind sehr mäßig. Die Mahle und Feste, die einen solchen Reiz für die Gesellschaften in Europa haben und die, in den Französischen und Englischen Colonien, vom Anfange des Januars bis zum letzten December, fast täglich fortdauern, sind den Einwohner von Cumana und den anderen Provinzen von Venezuela unbekannt.

Der Handel im Kleinen von Cumana, ist fast ganz in den Händen der Catalonier, Biscayer und

Canarier. Dieß sind meistens Matrosen, die angefangen haben, mit einigen Piastern eine Bude zu errichten, und dann in wenigen Jahren ein mehr oder minder bedeutendes Vermögen durch Mäßigkeit und Fleiß erwerben. Die Catalonier zeichnen sich dadurch aus, daß sie nie andere Handlungsdiener nehmen, als die aus ihrer Provinz. Ein Mensch aus diesem Lande landet ohne einen Sou; der erste Catalonier, dem er begegnet, nimmt ihn mit sich nach Hause, läßt ihn arbeiten oder empfiehlt ihn einem seiner Landsleute. Es giebt viele Länder, wo ein Bruder für den andern das nicht thun würde, was ein Catalonier täglich für seinen Landsmann thut. Hierin gleichen sie den Schottländern; aber sie sind nicht, wie diese, anmaßend gegen ihre Untergebenen, niedrig und kriechend gegen ihre Oberen. Die Catalonier zeigen in jeder Lage, worein sie das Schicksal versetzt, eine gewisse Art Stolz und Würde, die ihnen die Achtung jedes Edeldenkenden erwirbt.

Sie haben die Einwohner von Cumana und der benachbarten Provinzen gelehrt, vortheilhaft die Localproducte, z. B. die Cocosnüsse zu benutzen; sie bereiten aus dem Marke, im Inneren dieser Nüsse, Oel; auch machen sie daraus einen kühlenden Trank, der den aus Mandeln ersetzt, und wovon man auch Orgeade macht, die sich in den hiesigen Caffehäusern sehr gut verkauft. Sie haben sich auch zuerst zu Cumana als Seiler niedergelassen, und machen herrliche Ankertaue aus der Rinde des Mahot (Bombax), Bindfaden und Stricke aus der flintenden Agave u. s. w.

Die Stadt Cumana wird nur durch ein ſchlechtes Fort vertheidigt, das die Stadt und den Haven mit Batterien von achtzehn pfündigen Kanonen beſchützt. Im Nordoſt iſt der Meerbuſen von Cariaco, ein kleines Mittelländiſches Meer. Gerade Cumana gegenüber iſt die Spitze Araya, worauf ehedem ein Fort ſtand, wovon 1808 nur noch verfallene Mauern übrig waren. Dieſer Meerbuſen hat 12 Stunden Länge von Oſten nach Weſten, und überhaupt drei bis vier Stunden Breite. Es würde ein ſchöner Haven für eine Kriegs-Flotte ſeyn, wo die Schiffe vor den Stürmen geſichert liegen; Batterien mit großen Mörſern auf beiden Seiten des Einganges, könnten die größten Flotten verhindern, durchzugehen, weil große Schiffe, um in den Haven von Cumana, oder in den Meerbuſen einzulaufen, gezwungen ſind, nachdem ſie die Spitze von Araya hinter ſich haben, die Sandbank zu vermeiden, welche ſich von dieſer Spitze aus, bis auf zwei Stunden in's Meer hinaus erſtreckt. Ich habe einige Mal die ſtrafbare Nachläſſigkeit des Gouverneurs von Cumana (Manuel de Cagigal), verwünſcht; hätte dieſer auf beiden Seiten des Einganges in den Meerbuſen Mörſer aufgeſtellt, ſo würde er den Engliſchen Fregatten das Durchlaufen haben verwehren können. Als ich in Cumana war, lag immer eine Fregatte oder Corvette an der Küſte oder im Buſen, entweder um die Contrebande zu ſchützen, oder die Correſpondenz mit dieſem Gouverneur, der an England verkauft war, im Gange zu erhalten. Sobald Cagigal eins von dieſen Schiffen erblickte, ritt er nach den Batterien hin, die auf die Eng-

lischen Schiffe schossen, aber sie nie trafen. Ich werde es nie vergessen, daß, als eines Sonntages eine Englische Fregatte manövrirte, um in den Haven von Cumana einzulaufen, Don Manuel de Cagigal wie gewöhnlich nach den Batterien eilte, um auf die Fregatte schießen zu lassen, aber keine Kugel erreichte sie.

Vierzehn Tage nachher, kam diese Fregatte an die Insel Margaretha, wo ich mich befand; sie steckte die Parlementärflagge auf. Caspar de Cagigal, Gouverneur dieser Insel, und ein Vetter des zu Cumana, gieng mit einigen Spanischen Officieren an Bord. Er speisete oder besser gesagt, hielt ein Trinkgelag mit dem Capitän und den Officieren der Englischen Fregatte. Dieser erzählte ihm, daß der Kaiser in der Schlacht von Jena verwundet und gefangen genommen sey, daß die Französische Armee zerstreut wäre u. s. w. Diese Neuigkeit, verbunden mit der Stärke des Maderaweins, betäubte den Verstand des Caspar Cagigal so sehr, daß er, als er wieder an's Land kam, mit dem Mittagsessen eine Menge Schimpfwörter gegen einige Franzosen, die auf seinem Wege ihm entgegen kamen, ausstieß, er, der die ganze Nacht nicht aufhörte, von seiner Anhänglichkeit an Frankreich zu reden. Ich hatte Gelegenheit, ihn am folgenden Morgen zu sehen, der Rausch war vorüber. Er sprach mit mir von der Neuigkeit, die ihm die Engländer am vorigen Tage erzählt hatten; ich sagte ihm, ich wollte meinen Kopf verlieren, wenn es nicht eine Lüge wäre, und nahm es mir heraus, ihm einige Bemerkungen über die Beleidigungen und Alles das, was er den

Franzoſen bei ſeiner Rückkehr von der Fregatte geſagt hatte, zu machen; er antwortete mir: die Engländer hätten ihn ein wenig betrunken gemacht.... Nichts Lächerlicheres und Verächtlicheres, als die Niederträchtigkeit dieſes Menſchen gegen einen Franzöſiſchen Reiſenden; er fürchtete ſich, ſeine Reden würden dem General-Capitän von Guadeloupe, oder von Martinique angezeigt, und er abgeſetzt werden.

Jetzt zu der Beſchreibung der Provinz Cumana zurück! Wir waren bei'm Meerbuſen von Cariaco. Seine Küſten bieten den Schiffern überall gute Anker- und leichte Ladeplätze dar. Auf zwei Seiten zeigt das feſte Land zwei Amphitheater, mit der ſchönſten und verſchiedenſten Vegetation geſchmückt, und eine gut angebauete Gegend. Im Grunde des Buſens, nach Oſten, iſt die ſchöne Ebene von Cariaco, von dem ſchiffbaren Fluſſe gleiches Namens bewäſſert. Anderthalb Stunden von der Mündung liegt die Stadt, oder vielmehr das große Dorf Cariaco, welches in öffentlichen Spaniſchen Blättern San-Felipe de Auſtria genannt wird. Im Jahr 1807 betrug die Zahl der Einwohner dieſes Ortes ungefähr 7000, 4000 bewohnen den übrigen Theil des Diſtrikts. Sonſt bauete man hier nur Baumwolle und Cacao. Aber ſeitdem mein achtungswerther Freund Don Juan-Martin de Areſtimuno, deſſen ich bereits erwähnt, hier eine herrliche Caffepflanzung und eine Zuckerſiederei mit einer Rumbrennerei errichtete, haben mehrere Andere ebenfalls Zucker- und Caffe-Plantagen angelegt, unter andern die Herren Rubio, aufge-

klärte und achtenswerthe Landwirthe. Der Gouverneur Manuel de Cagigal versuchte im Jahr 1807 der Distillation des Rums Hindernisse in den Weg zu legen, unter dem falschen Vorgeben, daß sie dem Handel mit den Spanischen Branntweinen schadete, aber die wahre Ursache war, daß der Handel mit Rum, ein Zweig des Englischen Schleichhandels, seiner Excellenz bedeutende Vortheile gewährte.

Unzählbare Schwärme von Seevögeln leben im Meerbusen von Cariaco, vorzüglich auf den Schlammbänken an beiden Seiten der Mündung des Flusses. Nichts Angenehmeres läßt sich denken, als wenn man hier bei'm Aufgange der Sonne diese Vögel bei Tausenden aus den Leuchterbäumen *) kommen sieht, wo sie die Nacht hingebracht haben, und sich dann über die Oberfläche der Wellen verbreiten, um ihre Nahrung zu suchen. Wenn sie ihren Hunger gestillt haben, so ruhen Einige auf den Schlamm- und Sandbänken, Andere schwimmen auf den Wellen, um sich zu belustigen, Andere bedecken die Zweige der Bäume am Ufer. Ich habe eine Sandbank von fast hundert Toisen Länge und zwanzig in der Breite, außer kleineren Bänken oder Inselchen umher gesehen, die ganz mit diesen Wasservögeln bedeckt waren.

Die ich davon kannte, waren Flamingos von jedem Alter und allen Farben **), Pelikans, Reiger, hierunter

*) Rhizophora Mangle, Bäume, die im Meerwasser gut fortkommen.

**) Bekanntlich werden die Flamingos einige Tage nach ihrer Geburt weiß, nach sechs Monaten graubraun, und älter scharlachroth.

auch der kleine weiße Reiger (Ardea alba minor), fünf bis ſechs Arten Enten, wovon eine weit größer, als eine Indianiſche Ente iſt; mehrere Arten Waſſerhühner, ein weißer Vogel wie der Schwan, eben ſo groß, aber mit einem langen ſpitzigen rothen Schnabel, mit längern und dünneren Schenkeln, und mit eben ſo gebildeten Füßen wie beim Schwan; er ſchwimmt wie dieſer, fliegt aber weit beſſer. Ich habe an dieſer Stelle mehrere andere Vögel geſehen, die gewiß noch von keinem Naturforſcher beſchrieben ſind. Ich gab dem Patron des Kahns, der mich von Cariaco nach Cumana, und von Cumana nach Cariaco brachte, das Doppelte, um eine halbe Stunde bei dieſen kleinen Inſeln zu verweilen, damit ich ganz nach meinem Gefallen dieſe Myriaden Vögel, von ſo verſchiedenen Geſtalten und mannichfaltigen Farben betrachten könnte. Und dieß ließ ſich hier deſto gemächlicher thun, da ſie den Menſchen nicht ſcheuen, weil man nie mit Feuergewehr auf ſie Jagd macht.

Die Jagd auf Enten und andere Waſſervögel, die zwei Indianer in dieſem Theile des Buſens machten, war für mein Kind ein Vergnügen, und für mich Zerſtreuung. Obgleich mehr als ein Reiſender dieſer beſonderen und ſtillen Jagd erwähnt hat; ſo kann ich doch nicht umhin, ſie zu beſchreiben. Die Leute, die in dieſem Theile der Welt nahe an Seen und Meerbuſen wohnen, laſſen beſtändig auf dem Waſſer Kürbißflaſchen ſchwimmen, damit dieſe Vögel ſich an den Anblick gewöhnen, und nicht darüber erſchrecken. Wenn ſie dieſelben fangen wollen, ſo gehen ſie in's Waſſer, jedoch ſo, daß der Kopf mit

einer Kürbißflasche bedeckt ist, worein sie zwei Löcher zum Durchsehen machen. So schwimmen sie auf die Vögel los, werfen von Zeit zu Zeit Händevoll Mais auf's Wasser, dessen Körner sich auf der Oberfläche verbreiten. Die Enten und andere Vögel nahen sich, um die Maiskörner zu fressen; in diesem Augenblicke fassen sie dieselben bei den Füßen, tauchen sie unters Wasser und drehen ihnen den Hals um, ohne daß sie Zeit haben, die geringste Bewegung zu machen, oder durch ihr Geschrei in dem Haufen Unruhe zu verbreiten. Der Jäger befestiget die, welche er gefangen hat, an seinen Gürtel, und fängt gewöhnlich so viel davon, als er für die Bedürfnisse seiner Familie nöthig hat. Mehrere Personen treiben kein anderes Gewerbe als diese Jagd in der Nähe gewisser Städte, und fangen täglich eine solche Menge von diesen Vögeln, daß sie dieselben wohlfeil verkaufen, wiewohl sie eine sehr gute Nahrung gewähren *).

Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt Cariaco, und nahe an der Straße, die nach Carupano führt, ist ein See oder vielmehr ein Sumpf, ungefähr eine halbe Stunde lang und fast eben so breit. Es ist der Aufenthalt unzählicher Gewürme, Kröten, Wasserschlangen, Crocodile; hierher kommen auch, nach der Aussage der Bewohner der Nachbarschaft, die Inguars (Felis L.), um ihren Durst zu löschen. Ich

*) Diese Jagd ist bereits in de Bry's America, wie auch in Du Halde's China beschrieben und abgebildet. D. Uebers.

kam das erste Mal um 10 Uhr Abends bey diesem Sumpfe vorbei; er dünstete einen hydrogenen, schwefslichten, äusterst ekelhaften Geruch aus, und phosphorische Lichter stiegen von der Oberfläche empor. Ein Prediger von der Insel Margaretha versicherte mich, das schreckliche Schauspiel dieses Sees hätte ihm einige Bilder zu einer Rede gegeben, die ich ihn im Anfange der Fasten des Jahrs 1807 halten hörte, und wovon ich ein Bruchstück in der Beschreibung dieser Insel geben werde. Die Einwohner der Stadt Cariaco haben mir von einem entsetzlichen Thiere erzählt, das so sehr dem geflügelten Drachen in der Fabel gleicht, daß ich es nicht wage, hier die Beschreibung, die sie mir davon gemacht haben, nieder zu schreiben, aus Furcht von den Naturforschern verlacht zu werden. Indeß versichert mich eine große Anzahl, es am Ufer dieses Sumpfes gesehen zu haben. Was ist dieß für ein Amphibium? Vielleicht eine ungeheure Iguana oder Eidechse, oder ein ungeheures kriechendes Thier aus der Ordnung der Sauriens.

Am Rande dieses Sumpfes sammelte ich Versteinerungen.

Der Name der Stadt Carupano findet sich nicht in Depons Werke über die General-Capitanerie Caracas, noch auf der Charte, die dieser Art Statistik beigefügt ist, die man eine Reise benannt hat. Indessen verdiente die Stadt mit ihrem Distrikte hier wohl einen Platz, denn es ist die erste Stadt, die man auf der Küste antrifft, wenn man aus dem Meerbusen

von Paria läuft, oder wenn man von Europa, dem nördlichen America, oder Brasilien kömmt, oder seinen Lauf auf den Haven Cumana und Goayre richtet.

Es ist bereits von dieser kleinen Stadt die Rede gewesen. Ihr Haven wird durch eine Batterie auf einer Anhöhe geschützt. Es ist ein sehr gesunder Ort, an der Oeffnung zweier anmuthiger Thäler, die von zwei artigen Flüssen bewässert werden. Die Einwohner von Carupano theilen ihre Zeit zwischen dem Ackerbau, dem Handel und dem Tanz. Jedermann tanzt hier. Ich habe eine schöne Jugend auf diesen Bällen zu Carupano gesehen, und junge Frauen, die wegen ihrer Schönheit selbst in unserm Europa glänzen würden. Dieß sind indeß Schönheiten, welche die Künste unserer Koketten nicht kennen; Schönheiten, wie sie die Natur gab.

Carupano mit den Umgebungen hat eine Bevölkerung von ungefähr 8000 Köpfen. Man treibt einen beträchtlichen Handel mit Pferden und Maulthieren.

Am Fuße der kleinen nahen Hügel finden sich Gypsbrüche, fast alle Häuser der Stadt sind mit Gyps bekleidet.

Wenn man zu Lande von Carupano nach Guiria und nach Punta de Piedra geht, so kömmt man durch das lachende Thal des Rio Caraïbe, von zahlreichen Bächen bewässert; es ist das Tempe, das Campanien dieser Gegend. Damals war in dem Thale

des Rio Caraïbe ein bemerkenswerther Mensch; er gab sich für einen Griechen aus, war aus Smyrna; Andere hielten ihn für einen Türken. Von welcher Nation er indeß seyn mochte, er verdiente Achtung. Sein Name ist Don Juan Constantin. Als ich im Jahr 1807 bei ihm war, war er 80 Jahr alt; hatte aber die Kraft und die Gestalt eines gesunden und gut erhaltenen Mannes von 50, und die Lebhaftigkeit eines von 30 Jahren. Er hatte fünf Kinder aus der ersten, und drei aus der zweiten Ehe; seine Frau, mit welcher er sehr häuslich lebte, war jung und liebenswürdig. Ich wurde von ihm sehr gütig aufgenommen. Herr Constantin ist der reichste Eigenthümer in diesem Thale. Ich war an ihn von einem sehr achtenswerthen Manne, Closier d'Arcueil, einem Pariser, der eingezogen in den Einöden des Caps Paria lebte, empfohlen worden. Closier ist der Sohn eines der ersten Güterbesitzer von Grenada, und ein Vetter des auf Grenada rechtsförmig 1795 gödteten Closier Sainte-Marie. Closier war Parlements-Advocat zu Paris gewesen, wo er lange Zeit in den glänzendsten Zirkeln gelebt hatte. Einige Zeit vor der Revolution gieng er nach Grenada, stritt während der Unruhen auf dieser Colonie für die Englische Regierung, der sie gehörte, zeichnete sich durch seine Ergebenheit und seinen Muth aus..... Als der Bürgerkrieg beigelegt war, wurden die Franzosen, die für die Engländer zu den Waffen gegriffen hatten, von ihnen auf tausenderlei Art verschmähet und bedrücket; Closier flüchtete sich daher nach Trinidad, und als er auch

hier vor dem Uebermuth und den Bedrückungen der Engländer nicht gesichert war, begab er sich mit den Ueberresten seines Vermögens, so wie viele andere Franzosen, nach dem Cap Paria, in das Quartier le Punta de Piedra.

Die Stadt und das Thal Rio Caraïbe hat eine Bevölkerung von 4,500 Menschen.

Depons spricht von Puiria und Guinima *), zweien Dörfern, von Franzosen und Spaniern angelegt, die von Trinidad geflüchtet sind, um sich den Bedrückungen des Englischen Gouvernements zu entziehen. Wenn man die Provinzen und Distrikte eines Landes beschreibt, so muß man meiner Meinung nach, auch die Hauptörter nicht vergessen. Punta de Piedra, im Jahr 1797 nur ein Fischerdörfchen, ist der Hauptort des Distrikts Paria und die Residenz eines Gouverneurs geworden. Ist gleich die Stadt durch die Zahl und die Schönheit ihrer Gebäude nicht bedeutend, so ist sie dennoch sehr wichtig durch die außerordentliche Fruchtbarkeit ihres Gebiets und ihre glückliche Lage nahe an der Mündung des Guarapiche, Orinoco, und Port d'Espagne.

Die Stadt liegt in einer herrlichen Ebene und auf einer erhabenen Fläche, die das Meer beherrscht, von wo man Port d'Espagne, den ganzen westlichen Theil der Insel Trinidad, den Meerbusen von Paria, alle Schiffe, die dort ankommen und abgehen, erblickt.

*) Tom. III., pag. 194.

Am äußersten Ende dieser Ebene öffnet sich das schöne und fruchtbare Thal Yaguaraparo, bedeckt mit Caffe- und Cacao-Pflanzungen. Durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, verbunden mit der nicht zu feuchten Kühle des Klimas, die sich vorzüglich für diese letztere Pflanze passen, sind alle Colonisten, die sich hier niederließen, wohlhabender geworden. Ein Catalonischer Matrose bauete sich 1790 in diesem Thale, das damals fast öde war, an. Er allein begann das Holz auszuroden und Cacaobäume zu pflanzen. Im Jahre 1797 hatte dieser Mann zwanzig Neger auf seiner Besitzung. 1804 hatte er deren dreißig, und mit diesen wenigen Händen, ärntete er mehr als 100,000 Pfund Cacao. Er starb im Jahre 1804 oder 1805 ohne Testament (wie man sagt) und das Gouvernement bemächtigte sich seines Eigenthums. Es wurde 1807 von dem Arzt der Garnison von Cumana verwaltet, der sich wie der Eigenthümer desselben ansah, eine ganz bedeutende Anzahl Sclaven hielt und mir damals sagte, ganz sicher würde ihm diese Besitzung nach sechs oder sieben Jahren 500,000 Pfund Cacao jährlich einbringen!

Jetzt sind wir an die Gränzen der Provinz Cumana, nahe den Mündungen des Guarapiche und Orinoco gekommen. Auch hier habe ich, wie an den Ufern des Ohio, Franzosen und Irländer angetroffen, die durch die politischen Stürme in diese einsamen Gegenden versetzt wurden.

Die Bewohner des Distrikts Punta de Piedra oder de Paria haben sich zusammen gegen mich mit

dem größten Lobe über ihren Gouverneur, den Don Juan Mayoral geäußert. Hat die Physiognomie überhaupt etwas bedeutungsvolles; so bin ich überzeugt, daß es nie einen treflichern Menschen gab, als Don Juan Mayoral und seine Gemahlin. Möchte ich doch einmal im Stande seyn, ihnen meine Erkenntlichkeit für die Beweise ihrer Güte, womit sie mich und besonders mein Kind überhäuft haben, an den Tag zu legen!

Die Gerichtsbarkeit des Gouverneurs von Guyana erstreckt sich über die Niederlassungen, welche einen Kanonenschuß weit von dem linken Ufer des Orinoco auf der Seite von Paria liegen.

Die Englische Regierung errichtete im J. 1808 einen Posten zwischen dem Guarapiche und Orinoco, nahe bei dem Meere, unter dem Vorwande, dort Franzosenholz für ihre Marine hauen zu lassen. Seitdem aber hat sie daselbst Batterien aufgeworfen, die über die Schifffahrt auf beiden Flüssen gebieten. Hieraus wird einst ein Gibraltar dieses Theils der Welt werden, wenn das Gouvernement von Venezuela es so geschehen läßt. Die National-Gierde wird sich mit dem Bedürfniß vereinigen, über alle Länder zu herrschen, wo seine Flotten landen können. Die Thäler, und überhaupt die Ufer der Flüsse in diesem Theile der Provinz Cumana (oder Neu-Andalusien), haben einen Ueberfluß an Campecheholz (Hematoxylon campechianum, L.) und Brasilienholz (Caesalpinia). Die Engländer hauen täglich von diesem Holze, das sie so

nothwendig zu ihren Manufacturen gebrauchen. Sie finden es sehr bequem dort gleich zu haben, was sie von Fremden kaufen müßten. Mögen sich doch die Einwohner von Venezuela daran erinnern, wie die Engländer sich seit dem Anfange des letzten Jahrhunderts in den Baien von Honduras und Campeche niedergelassen haben! Es wurden Anfangs nur einige Matrosen und einige Neger heimlich von den Kaufleuten von Jamaica hingeschickt, um auf diesen Küsten Farbeholz zu hauen, oder es im Schleichhandel von den Spanischen Colonisten zu kaufen. Die Spanische Nation ist lange Zeit Gebieterinn dieses Handels gewesen. Ihre Regierung beschwerte sich beim Englischen Gouvernement über die Verletzung ihres Bodens durch die Schiffer von Jamaica, die daselbst mit bewaffneter Hand Schleichhandel trieben. Das Englische Gouvernement versprach die Schleichhändler zu bestrafen, und munterte sie selbst heimlich auf. Im J. 1739 waren sie auf die Küste von Honduras in solcher Anzahl gekommen, daß sie mit bewaffneter Hand den Spanischen Detachements, die gegen sie geschickt wurden, Trotz boten. Beim Frieden 1763 behauptete die Englische Regierung, die vorher die Schleichhändler für straffällig erklärt hatte, daß der Bezirk von der Honduras- und Moskito Küste ihr gehöre, und ließ ihn sich durch den Friedensvertrag abtreten. Jedesmal, wenn ein dem Ansehen nach noch so unbedeutender Englischer Seefahrer am Lande eine Hütte bauet, um dort zu überwintern, oder Handel zu treiben, oder sonst irgend etwas zu unternehmen vorwendet; so kann man

versichert seyn, daß er von seinem Gouvernement an diesen Ort geschickt ist, das den Plan hat, hier ein Comptoir oder eine Colonie zu gründen, und sich der Obergewalt des Landes zu bemächtigen. Dieß werden wir in dem letzten Kapitel in's hellste Licht setzen.

Wenn das Gouvernement von Venezuela den Engländern eine Niederlassung auf seinem Boden gestattet, so ist es um die Ruhe des Landes und seine Unabhängigkeit geschehen. Man wird bald sehen, wie die Brittischen Agenten hier Zwietracht und Anarchie verbreiten, sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen, so wie sie es zu St. Domingo gemacht haben, wie sie es versuchen, sich mit bewaffneter Hand zu Herren des Landes aufzuwerfen und wenn sie es nicht dahin bringen können, es räumen und dem Bürgerkriege Preis geben. Noch nie haben sie ein Land verlassen, ohne seinen Untergang zu schwören *). Während des letzten Bürgerkrieges, der 1793 und 1794 Martinique verödete, bemächtigte sich die Brittische Regierung dieser Colonie: sie war genöthiget, sie im Frieden von Amiens zurückzugeben: bekannt ist es indeß, daß der General W. Keppel, welcher Gouverneur dieser Insel war, den Befehl erhalten hatte, hier einen Aufstand unter den Schwarzen vor der Abtretung an die Französischen Commissaire, anzuzetteln. Aber dieser trefliche Mann, der in den sieben Jahren, wo er die Stelle als Gouverneur bekleidete, mit vielen Colonisten in freundschaftliche

*) Offenbar übertrieben. A. d. Her.

Verhältniſſe getreten war, konnte ſich hierzu nicht entſchließen.

Cumanacoa oder San-Baltazar de Los-Arias.

Man ſagt, daß Biscayer, die Anfangs Cumana bewohnt, und nachher ſich zu Cumanacoa niedergelaſſen hätten, dieſem Orte den Namen Cumana-Coa gegeben haben, indem ſie zu dem Worte Cumana das Biscayſche Wort Coa, welches, wozu gehörig, bedeute, hinzugefügt hätten. Cumanacoa iſt der Hauptort eines der fruchtbarſten Diſtrikte dieſer Provinz. Die Stadt liegt in einem Thale gleiches Namens, und achtzehn Stunden weit, in der ſüdöſtlichen Gegend von Cumana; die Luft iſt hier geſund und ziemlich kühl. Die Früchte, die man ärntet, gelten für die beſten der Provinz. Die Bevölkerung der Stadt und des Bezirks unter beläuft ſich ungefähr auf 5000 Seelen. Vor 30 Jahren wohnten noch unbezwungene Indianer in der Nachbarſchaft (auf den Gebirgen von Bregantin) und machten häufig Anfälle auf die Spanier dieſes Cantons; die Miſſionarien aber haben ſie friedliebender gemacht, und in Miſſionen vereiniget.

In der Nähe von Cumanacoa giebt es Quellen, die aufgelöſetes Epſomſalz (Sulfate de magnésie) und andere mineraliſche Waſſer enthalten. Es iſt nach allen Berichten ein Fleck, der ſich zu einem Verſammlungsorte paſſen ſoll, wie Plombières, Bagnères u. ſ. w.

v. Humboldt hat ſich auf Cumanacoa aufgehalten, um dort aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen.

Er bestimmt die Breite auf 10° 16′ 11″ und die Länge auf 66° 18′ 50″ westlich vom Paris. Meridian.

Zwanzig Stunden tiefer in's Land, und näher der Bergkette Bergantia, trifft man nahe am Berge Turimiquiri die berühmte Grotte Guacharo, wo Millionen einer neuen Art Caprimulgus (Geismelker *) sich aufhalten, die in dieser Höhle ein klägliches und trauriges Geschrei verbreiten. Ueberall haben die nämlichen Ursachen auch dieselben Wirkungen auf unsere Einbildung hervorgebracht. Die Grotte Guacharo ist nach der Meinung der Indianer, ein Ort der Prüfung und Büßung. Die Seelen wandern, wenn sie den Körper verlassen, in diese Höhle; die von untadelhaften Verstorbenen bleiben hier nicht, sondern gehen geradesweges in die Höhe, um bei dem großen Manitou, in dem Wohnsitze der Seeligkeit zu wohnen. Die von bösen Menschen bleiben dort ewig; die, welche nur leichte und verzeihliche Fehler begangen haben, bleiben daselbst kürzere oder längere Zeit, nach der Beschaffenheit ihrer Vergehen **).

Unmittelbar nach dem Tode ihrer Aeltern und Freunde, begeben sich die Indianer an den Eingang der Grotte, um ihre Seufzer zu hören. Wenn sie ihre Stimme zu hören glauben, so jammern sie selbst, richten ein

*) Ihr Fett ist ein Handelsartikel.

**) Hier zeigt sich eine auffallende Aehnlichkeit mit der Gewohnheit der Aegypter, die Seelen der Könige zu prüfen. A. d. H.

Gebet an den großen Geist Manitou, und ein anderes an den Teufel Mahanna, worauf sie ihren Kummer durch berauschende Getränke vertreiben. Hören sie aber ihre Stimme nicht, so lassen sie ihre Freude in Tänzen und Festen laut werden. Bei diesem Allen ist es zu bewundern, daß die Indischen Priester diesen Glauben nicht zur Vermehrung ihrer Einkünfte benutzt haben. Viele Indianer, wenn sie auch zum Christenthume übergegangen sind, haben dennoch den Glauben an Guachara nicht aufgegeben. In Guachara herabsteigen ist bei ihnen einerlei mit sterben.

Ueberall, so gut in den majestätischen Wäldern des mittägigen Amerika's, wie in der ehemaligen Civilisation von Hindostan, unter dem rauhen Klima des Nordens von Europa und Canada, in den brennenden Ländern Afrika's, überall unterscheidet sich der Mensch von den anderen Thieren durch die unwiderstehliche Vorempfindung eines künftigen Lebens, worin ein allmächtiges Wesen die Guten belohnt, und die Bösen bestraft. Mögen nun auch die Modificationen, Verschiedenheiten, Absurditäten, worein die Einbildungskraft, Unwissenheit, und betrügerischer Geiz diesen Glauben gehüllt haben, seyn wie sie wollen, so scheint er uns doch einer der stärksten moralischen Beweise für unsere Identität, und uns eben so natürlich, als nothwendig und heilsam zu seyn.

Wenn die Finsternisse dieser Höhle, wenn das Trauergeschrei der Geismeiker, wovon sie unaufhörlich erschallt, die Imagination der schwachen Menschen er-

schüttern und erschrecken: so könnte der klare Fluß, der aus ihrem Eingange hervorgehet, am Fuße der majestätischen Berge nebst der schönsten Vegetation, ein einladendes Thal, der ewige Frühling dieses Klimas, aus diesem Orte für einen Poeten ein Elysium machen.

Es wäre hier der Ort, die Bergkette von Bergantin zu beschreiben; aber ich glaube weit schicklicher das folgende Kapitel mit einer Skizze ihrer geologischen Bildung anzufangen, und gehe daher zu der Beschreibung der Provinz oder des Distrikts Nueva Barcelonna über.

Dieses Land ist östlich durch die Provinz Caracas, im Westen von der Provinz Cumana, und im Süden vom Orinoco, der es von Guyana trennt, begränzt. Im Norden ist die Bergkette Bergantin, die sich von den Gebirgen von Saint-Martha losreißt, und im Meere beim Cap Paria verliert. Es ist schlecht bevölkert und wenig cultivirt; nicht so bergigt als Caracas und Cumana. Seine ungeheuren Weiden ernähren zahlreiche Heerden Ochsen, Pferde, Esel und Mauleseln. Man schickt jährlich Tausende davon in die benachbarten Colonien. Man schlachtet hier ebenfalls eine große Menge Ochsen, deren geräuchertes Fleisch ein bedeutender Handelsartikel ist. Der Haven von Barcelonna führte während des Friedens von Amiens in einem Jahre aus: 132,000 Ochsen, 2,100 Pferde, 84,000 Mauleseln, 800 Esel, 180,000 Centner tasajo, oder geräuchertes Rindfleisch, 36,000 Ochsenhäute, 4,500 Pferdehäute, 6,000 Hirschfelle. In den Umge-

bungen von Barcelonna bauet man die Nahrungspflanzen des Landes, dahin gehört der Cacao, wovon sehr viel verbraucht wird. Jährlich führt man aus dieser Provinz nur 150 bis 200,000 Centner Cacao, 3 bis 4000 Centner Indigo, ungefähr 2000 Centner Rocou, und 250 bis 300,000 Centner Baumwolle. Die Waaren werden mit vieler Kunst in Ochsen- und Hirschhäute emballirt; diesen Ballen giebt man eine viereckte Form, und sie sind für den Handel nicht verloren. Der Mais ist ebenfalls ein Artikel der Cultur und der Ausfuhr; man führt davon jährlich nicht mehr als 150 bis 200,000 Säcke, ungefähr jeden zu 150 Pfund, aus. Die Landbewohner bauen hier fast Alle ein wenig Reiß für ihren Gebrauch: indeß ist er noch kein Gegenstand des Handels geworden.

Obgleich durch die Fischerei die Bedürfnisse der Bewohner der Küsten dieses Distrikts hinreichend befriediget werden, und selbst dadurch ein kleiner Handel im Inneren veranlaßt wird, so sind sie dennoch lange nicht so fischreich, als die von Cumana und die Gewässer der Inseln Margaretha, Tubagua und Coche.

Ungeachtet seiner Größe hat dieser Distrikt nur zwei Städte, Barcelonna und la Conception del Pao.

Don Juan Urpin legte 1634 den Grund zur Stadt Barcelonna auf dem linken Ufer des Flusses Neveri, und eine Stunde von seiner Mündung. Der vorzüglichste Ort der Niederlassungen in diesem Canton war Cumanagoto, zwei Stunden höher am

Flusse herauf; dieß ist heut zu Tage nur ein elendes Dorf. Alcedo verwechselt Cumanagoto mit Cumanacoa oder San-Baltaz de Los Arias. Wie jede Spanische Stadt einen Heiligen zum Patron haben muß; so wurde der von Cumanagoto, San-Christoval (Christoph) de Cumanagoto genannt.

Vor der Gründung von Barcelonna gab es einen Flecken, der Maracapano hieß, sehr nahe am Meere. Ob sich gleich der Name noch im Dictionnaire des Alcedo und auf wenig genauen Charten findet; so trifft man doch nicht mehr die Ruinen davon an, und die gegenwärtigen Bewohner von Barcelonna sind selbst nicht recht mit einander über die genaue Lage einig.

Ungeachtet zu Barcelonna ein beträchtlicher Handel getrieben wird, und man dort reiche Kaufmannshäuser findet, so ist die Stadt doch schlecht gebauet; die Häuser haben Lehmwände, und man findet darin im Ganzen schlechte Möbeln. Die Straßen sind schmutzig und kothig, wenn es regnet, und in der trocknen Zeit wird man von dem Staube blind, sobald nur ein wenig Wind wehet. Der sehr unrichtige Alcedo sagt: das Klima von Barcelonna sey viel ungesunder, als das von Cumana. Doch dieß verhält sich gerade umgekehrt; das Klima zu Cumana ist sehr gesund, obgleich heiß, weil es sehr trocken ist, und das der Stadt Barcelonna ungesund, aus den entgegengesetzten Ursachen. Diese Stadt hatte 1807 eine Bevölkerung von 15,000 Menschen.

Barcelonnà liegt unter 10° 6' 52" Breite, und unter 67° 4' 48" Länge, zwölf Stunden von Cumana in gerader Linie; allein wegen der Umwege, die man zur Vermeidung der ſchlechten Straße nehmen muß, bedarf man dazu 20 Stunden. Man rechnet die Entfernung vom Haven von Barcelonna, bis zu dem von Cumana, zu Waſſer auf zehn Seemeilen; und nicht, wie Depons ſagt, auf zwei Stunden. An der Küſte von Cumana bis Barcelonna, findet man eine große Menge kleiner Inſeln, von Fiſchern beſucht, die aber keinen ſicheren Ort für bedeutende Fahrzeuge abgeben.

Die Stadt Conception del Pao liegt in einer Ebene, auf der anderen Seite der Bergkette Bergantin. Die Luft iſt hier geſund, wiewohl ſie heiß iſt und es beträchtlich regnet. Sie verdankt dieſen Vortheil ihrer verhältnißmäßig hohen Lage, die keine ſtehenden Waſſer zuläßt, ſie fließen entweder in den Orinoco oder Guarapiche. Es iſt ein uncultivirtes Land, doch mit natürlichen Wieſen bedeckt, worauf ſich zahlreiche Heerden nähren; man führt dieſe auf jenen beiden Flüſſen nach den Inſeln Trinidad und Tabago aus.

Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts war Pao nur ein von Meſtizen bewohntes Dorf. Durch die Heerden, welche ſich hier vermehrt haben, ſind ſie reich geworden, und die Bewohner der benachbarten Gegenden ließen ſich hier nieder. Sie erhielten vor zehn Jahren alle mögliche Aufmunterungen vom Gouverneur

Emparan. Man zählt jetzt 3000 Menschen in der kleinen Stadt Pao. Ungefähr 1000 Menschen wohnen auf den Sawannen in der Nähe, wo sie sich allein mit der Viehzucht, und dem Anbaue von so vielem Cacao, Bananen und Mais, als sie zu ihrem Unterhalte nöthig haben, beschäftigen.

Die übrige Bevölkerung des Distrikts von Barcelonna ist in sechs oder sieben Dörfer vertheilt und in Hales, Oerter, wo man sich nur mit Viehzucht beschäftiget.

Die ganze Bevölkerung der Städte Barcelonna, Pao, und der Dörfer und Weiden beläuft sich ungefähr auf 28,000 Seelen.

Die ganze Volksmenge der Provinz Cumana oder Neu-Andalusien, die des Distrikts Barcelonna mit darin begriffen, beträgt 96,000 Menschen.

Es ist hier noch etwas über das Wort Neu-Andalusien beizubringen. Geschichtschreiber und Geographen machen aus Neu-Andalusien eine, vom Gouvernement Cumana abhängige Provinz, ein Land, dessen Lage sie nicht recht kennen. Eine Charte, die ich vor mir habe, setzt dieses Land zwischen den Orinoco und Caroni. Die Charte in dem Atlas der Histoire philosophique et politique ist auch über dieses Land ganz irrig. Dieß rührt daher, daß Neu-Andalusien in der politischen Geographie gleich bedeutend mit Cumana ist. Man muß also sagen, die Provinz Cumana oder Neu-Andalusien.

Es giebt wenige Länder, die abwechselnder, verschiedener, fruchtbarer, besser bewässert sind, als die verschiedenen Distrikte dieser Provinz.

Ihre Küstengebirge bilden eine prächtige Facade gegen das Meer hin, und haben das Ansehen eines von der Natur dahin gestellten Walles, um das Land vor Stürmen und Windstößen, die so große Verheerung auf den Antillen anrichten, zu sichern. Diese Gebirge und Küsten sind mit gigantischen und kostbaren Bäumen, artigem Buschwerke, aromatischen Pflanzen, mit Blumen, die den lebhaftesten Glanz verbreiten, und die Atmosphäre in allen Jahreszeiten mit ihrem Wohlgeruche erfüllen, besetzt. Da kann man ohne Uebertreibung sagen:

„Ueberall sieht man hier reifen, überall aufkeimen, was Pomona an Früchten, was Flora an Blumen uns darbeut."

Dieses Land ist im Allgemeinen sehr gesund, wenn man einige sumpfige Flecken davon ausnimmt. Das Klima ist besonders Greisen und Frauen günstig. Das Alter stellt sich nicht dar, mit dem schauderhaften Gefolge von Uebeln, die es in den mitternächtlichen Ländern begleiten; die Gicht, die Rheumatismen, die Blindheit, die Taubheit und die körperlichen Verunstaltungen sind fast unbekannt. Die Greise besitzen unter diesem glücklichen Himmelsstriche, fast bis an den letzten Augenblick ihre physischen und intellectuellen Kräfte;

der Menſch erliſcht ſanft, und ſtirbt nicht, wie in den kalten Gegenden, mitten unter Schmerzen theilweiſe.

Beſchreibung der Inſel Margaretha.

Am 5ten Januar 1807, gieng ich von Carupano, auf der Küſte der Provinz Cumana nach der Inſel Marguarita. Die Ueberfahrt beträgt ungefähr 13 Stunden. Wir fuhren um 6 Uhr Morgens in einem Lanche oder nicht bedeckten Kahne ab, und kamen Mittags zu Pueblo de la Mar an.

Dem Commendanten des Quartiers wurden von unſerer Seite die Päſſe gezeigt. Er nahm mich ſehr gütig auf, ſo wie ſeine Frau, eine ſehr artige junge Spaniſche Creolin, und ſagte mir, es hätten ſich zwei Franzoſen in der Stadt niedergelaſſen, und vielleicht wünſchte ich ſie kennen zu lernen. Ich fand an ihnen zwei Kaufleute aus der Provence, die von Martinique durch die Engländer hierher geführt waren. Sie empfiengen mich mit dem Vergnügen, was Franzoſen empfinden, die ſich an ihr 2000 Stunden entferntes Vaterland erinnern, eine Freude, wovon ſich der Menſch, der nie den heimathlichen Boden verlaſſen hat, um in entfernte Länder zu reiſen, keine Idee machen kann. Einer dieſer Provenzalen hatte eine Frau des Landes geheirathet, trieb einen kleinen Handel, und ſchien mir in einer bequemen

Lage zu seyn. Der Andere war ein ziemlich originelle Mensch. Nach seinem Anzuge sollte man ihn für einen Matrosen halten; er trug kein anderes Kleidungsstück, als ein Beinkleid, ein blaues Hemde, und ein Schnupftuch um den Kopf. Er hatte, oder vielmehr er hat, denn ich glaube er lebt noch, einige Aehnlichkeit mit dem gelehrten reisenden Botaniker Michaux, und hieß Isnard.

Meine beiden Landsleute luden mich nach dem Mittagsessen zu einem Spaziergange auf die Rhede ein. Ich ward bei einem achtzigjährigen, sehr munteren Greise, dem Besitzer eines am Meere gelegenen Hauses eingeführt. Er war mit einigen jungen Mädchen beschäftigt, die heil. Jungfrau anzukleiden, die am Abend zur Benediction aufgestellt werden sollte (es war der Tag der heil. drei Könige). Nun, Sennor Frances, sagte zu mir der alte Spanische Creole, ich wette, daß Sie nie eine heilige Jungfrau herrlicher und eleganter geschmückt gesehen haben, als die Meinige? Sie sehen auf ihrem Kleide alle Spitzen und die schönsten Bänder dieser Mädchen. Bewundern Sie diese schöne Perlenkrone! es sind daran so viel Perlen, als Tage im Jahre. Ich habe sie gezählt, es sind wirklich 365 schöne Perlen. Ich lobte sehr seinen Eifer. Ueberdem sagte er, bin ich heute sehr glücklich, einen ächt katholischen Franzosen zu finden; es gab hier jederzeit Einige von Ihren Landsleuten, Seeleute und ohne Zweifel Ketzer. Ich hörte sie sagen, denn ich verstehe etwas Französisch, es wäre recht Schade, daß so viele Perlen

an eine Statue verſchwendet würden. Oh los demonios! Los hereticos! Oh die Teufel! die Ketzer! Kann wohl etwas Gott angenehmer ſeyn, als die reine Jungfrau, ſeine Mutter, würdig zu ſchmücken!

Gleich darauf wurde die heil. Jungfrau auf eine Tragbahre und unter einen Baldachin geſetzt, wovon viele roſenfarbene Bänder herabhiengen, und jede der lebenden Jungfrauen, um den alten Spanier verſammelt, hielt eins von dieſen Bändern. So wurde ſie von vier Kirchenälteſten getragen, und an der Kirchthüre vom Prieſter empfangen. Der Eigenthümer der Statue hielt das Rauchfaß.

Nach der Ceremonie kehrte ich zu ihm zurück, und ſchwatzte mit den Creolinnen des Gefolges. Die Freimüthigkeit in ihrem Geſpräche und Benehmen gefiel mir. Ich fragte meine Landsleute, was dieß für junge Mädchen wären, ſie erwiederten, vier von ihnen wären die Sultaninnen dieſes Greiſes. Daß er ſehr eiferſüchtig darauf ſey, daß er ſie des Nachts einſchließe, und ſie am Tage von zweien ſeiner Neger bewachen ließe, das verhindere freilich nicht, daß ſie nicht Liebhaber und Liebeshändel mit den Reiſenden, die in den Haven kämen, haben ſollten; ein kleines Gewerbe, das den beiden wachſamen Negern reichlich zu leben verſchaffte. Die anderen Veſtalinnen des Gefolges trieben daſſelbe Handwerk. Alle dieſe Leute glauben feſt, daß ihre Verehrung der Jungfrau Maria und die Abſolution ihres Prieſters ihre Vergehen zuſammen, ſelbſt den Diebſtahl und Mord ausſöhnen: voll von dieſen Ideen leben ſie

fremd aller Moralität, und überlassen sich ohne Zwang und Gewissensbisse aller Brutalität ihrer Regungen.

Beim Spazierreiten auf dem Strande begegnete ich diesen Französischen Seeleuten, diesen ketzerischen Verächtern des heiligen Bildes der Jungfrau. Nach meinem Anzuge hielten sie mich für einen Seemann, und bald waren sie eben so offen gegen mich, als wenn wir uns lange schon gekannt hätten. Sie theilten mir ein wahrhaft seeräuberisches Vorhaben mit, das sie ausführen wollten; dieß gieng nämlich darauf hin, während der Nacht die Perlenkrone der Jungfrau zu stehlen, und sie an Bord ihres Kaperschiffs zu bringen, das auf der Rhede vor Anker lag. Alles was ich ihnen auch sagen mochte, um sie hiervon abzubringen, machte wenig Eindruck auf sie. Darauf nahm ich eine Miene voll Würde an. Ich brachte sie zu der Ueberzeugung, daß ich ein Französischer Officier sey, daß ich in Geschäften des Gouvernements nach Caracas gienge, und daß ich, im Fall sie eine so schändliche That unternähmen, sie dem Admiral Viliaret, General-Capitän von Martinique, und dem General Ernouf, General-Capitän von Guadeloupe, anzeigen würde. Meine Drohung that ihre volle Wirkung, und die Krone der Madonne de Pueblo de la Mar blieb unangerührt.

Nachdem ich mit meinen Landsleuten, den Provenzalen, gegessen hatte, reisete ich nach Pompatar, dem Haupthaven der Insel ab; mein Sohn, Bedienter und ich ritten Jeder auf einem Maulesel. Man bedient sich fast gar keiner anderen Thiere zum Reiten auf dieser

Inſel. Ein vierter Mauleſel trug meine Sachen, worunter ſich zwei große Flaſchen mit altem Cataloniſchen Weine befanden. Da ſie übel befeſtigt waren, ſo fiel die eine mitten in der Stadt, oder vielmehr in dem Dorfe Pueblo de la Mar auf die Erde und zerbrach. Ich ſah ſogleich fünf oder ſechs Creolinnen mit Couics *) herbeieilen, um den Wein, der ausrann, aufzuſchöpfen; ſie verachteten ſelbſt den nicht, der auf der Erde hinfloß, ſondern tranken ihn mit ſolcher Begierde, daß man hätte ſagen ſollen, ſie hätten noch nie dergleichen getrunken. Die Einwohner dieſes Ortes ſind ſehr arm, wie der größte Theil auf dieſer Inſel. Sie lieben ihr Land wie die Bewohner von Barbados, ſind aber nicht ſo laſterhaft. Ich habe hier nicht, wie auf Barbados, ſolche verabſcheuungswerthe Mütter gefunden, die ihre Töchter den Reiſenden anbieten.

Die traurigen Ideen, die mich ſeit meiner Abreiſe von Trinidad plagten, erhielten einen noch melancholiſchern Anſtrich, beim Anblicke der rauheſten und armſeligſten Natur, auf welcher ein Fluch zu ruhen ſcheint. Ich ſah um mich her nur baumhohe Cactus, einige Mimoſen mit Stacheln bedeckt, Pflanzen, deren Blätterwerk ebenfalls Bärte und Spitzen hatte, dieß Alles wuchs auf einem ſandigen Boden. Ich traf hier und da einige Ziegen, etliche Mauleſel, ſo wie magere und abgezehrte Eſel, die ihre Hufe verloren hatten, und gelähmt

*) Schalen, aus in zwei Stücken geſchnittenen, Flaſchenkürbiſſen gemacht.

waren, da ſie es gewagt hatten, von dieſen Pflanzen Blätter und Blüten abzunagen. Von Zeit zu Zeit zogen mich von dieſem ſo traurigen Schauſpiele die Colibris und der harmoniſche Geſang der Tropiols ab. Endlich kam ich nach einem Wege von anderthalb Stunden, mit meinem Samuel zu Pompatar an. Ich ſtieg bei einem Seemann aus Corſica, an den ich empfohlen war, ab, und blieb auf dieſer Inſel bis zur erſten Faſtenwoche. Eines Tages gieng ich gegen vier Uhr Nachmittags, in einem Augenblicke der Muße, in ein Haus, worin man Billard und Hazardſpiele ſpielte. Ich ſah von einem Tragſeſſel einen alten Spaniſchen Prieſter herabſteigen, der einen goldenen Stern als ein Kreuz auf ſeinen Leibrock geſtickt, auf der linken Seite trug. Er wurde von ſeinen beiden Trägern, Negern, in den Saal, wo man ſpielte, geführt. Dieſer Greis konnte ſich kaum vor Gichtſchmerzen halten. Er nahm zwiſchen den Spielern ſeinen Platz. Dieſe Menſchen waren, wie überall, die Taugenichtſe des Orts. Die anderen Spieler waren Officiere der drei Franzöſiſchen Corſaren, und Engliſche Schleichhändler, deren Schiffe auf der Rhede von Pompatar vor Anker lagen. Ich fragte, was dieß für ein alter Prieſter ſey, und man gab mir zur Antwort, es ſey der erſte Beamte der Inquiſition, und der eifrigſte Spieler der Inſel, der in dieſem Spielhauſe alle Zeit, die ihm ſeine Amts-Arbeiten übrig ließen, zubrächte. Ungeachtet des Abſcheues, den ich immer für dergleichen Oerter gehabt habe, blieb ich doch da bis ſechs Uhr Abends; denn wenn man reiſet, muß man Alles ſehen. Der Herr,

Inquiſitor erhob ſich um ſechs Uhr von ſeinem Platze, erklärte, daß er ſeine Faſtenpredigt halten wolle, und nach der Predigt würde er wieder ſeinen Platz einnehmen. Ich folgte dieſem fremden Prieſter nach der Kirche, um zu hören, was aus einem ſolchen Munde herausgehen könne; der Gegenſtand ſeiner Rede war das Fegefeuer. Folgende merkwürdige Stelle daraus verdienet hier wohl einen Platz, weil ſie eine Idee von den religiöſen Meinungen und der Aufklärung dieſes Landes giebt.

„Wenn Jemand unter euch, meine Brüder, krank wird, ſo ſchickt er eiligſt zum Arzt, und ſpart keine Koſten, um ſeinen Leiden ein Ziel zu ſetzen und ſeine Geneſung zu erhalten. Und was ſind die heftigſten körperlichen Leiden, die wir auf dieſer Welt ausſtehen, im Vergleich mit den abſcheulichen Qualen, denen die Seelen im Fegefeuer unterliegen? Nichts, meine Brüder, nichts! Die begeiſterten Schriftſteller der heil. Römiſchen Kirche verſichern uns, daß die Qualen, die man an dieſem Orte der Büßung und Reinigung erduldet, in Allem denen der Hölle gleich kommen, nur mit dem Unterſchiede, daß in dem Fegefeuer Engel die Vollſtrecker der göttlichen Rache ſind, und daß die aufbehaltenen Seelen die Gewißheit haben, daß ihre Qualen nur eine Zeit dauern werden. Welches iſt aber das Ziel derſelben? Für eine ſehr kleine Zahl iſt es nach einigen Tagen, für Andere nach einigen Monaten, wieder für Andere nach mehreren Jahren, endlich erſtreckt es ſich auf viele Jahrhunderte, je nachdem die verzeihlichen

Sünden, die ſie abbüßen, ſich von der Natur der Todſünde weiter entfernen, oder ihr näher kommen. Aber eure gute und zärtliche Mutter, die heilige Römiſche Kirche, die erhabene Braut Jeſu Chriſti, dem ſie allein die Sorge für eure Seelen vertrauet hat, und außer welcher nur Irrthum und ewige Verdammniß iſt; dieſe gute und zärtliche Mutter hat allen ihren Dienern die Macht der Schlüſſel gegeben; d. h., meine Brüder, die Macht zu ſchließen und aufzumachen die Pforte des Fegefeuers und Paradieſes. Alſo durch das Verdienſt des Ablaſſes, der bewilliget wird von unſerm allerheiligſten Vater, dem Papſt, durch die Biſchöfe und durch die Kraft des allerheiligſten Meßopfers, können wir zu jeder Stunde die Pforten des Fegefeuers und Paradieſes öffnen, und in die Wohnung der ewigen Glückſeligkeit die, durch das geheiligte Feuer gereinigten, Seelen eingehen laſſen."

„O! wie anbetungswürdig iſt die Barmherzigkeit unſeres Heilandes! o! wie köſtlich iſt dieſe Macht, die er ſeiner Kirche verliehen hat! Aber wie wenig erkenntlich ſeyd ihr doch für ſolche Güte: wie wenig empfänglich für die ſüße Empfindung des Mitleidens und Mitgefühls gegen eure Nächſten und eure leidenden Freunde!"

„Die Kirche ſagt euch durch mich, daß die Leiden des Fegefeuers nicht geringer ſind, als die der Hölle, und daß bloß die ewige Dauer der letztern einen Unterſchied macht. Ich will, meine Brüder, euch ein Gemälde dieſer Qualen entwerfen. Da leidet man auf einmal die äußerſte Hitze und Kälte; d. h. während

man z. B. eiskalte Hände und Füße hat, ſind die anderen Theile des Körpers in Gefahr, durch ein freſſendes Feuer verbrannt zu werden. Furchtbare Schlangen bringen in die Gedärme und Eingeweide des einen, während ſein Nachbar mit erſchrecklichem Ungeziefer bedeckt iſt, die ihm das Blut ausſaugen, während ekelhafte Kröten ihren Schaum und Urin auf das Geſicht des andern ausſpritzen. Hunger und Durſt quälen ſie auf das Grauſamſte!!! Das ſind, meine Brüder, die abſcheuligen Martern, die in dieſem Augenblicke in dem Fegefeuer diejenigen eurer Verwandten und Freunde leiden, welche dort aufbehalten ſind, das iſt auch das Loos, das euch faſt Alle erwartet; ich würde es wagen Alle zu ſagen, wofern ich nicht bei euch die Reinheit und Unſchuld der Engel im Augenblicke, wo eure Seelen von ihren Körpern ſich trennen, vorausſetzte."

„Dennoch ſteht es in eurer Gewalt dieſem gränzenloſen Elende ein Ziel zu ſetzen, und dieſe Unglücklichen die himmliſche Glückſeligkeit genießen zu laſſen. Es geſchieht, ihr wißt es, meine Brüder, wenn ihr Ablaß zu erhalten ſucht, und für ihre Befreiung Meſſen leſen laſſet. Und doch, wie viele von euch vernachläſſigen dieſe heilige Pflicht! Ach Ihr Elenden! Ihr Hartherzigen! daſſelbe Schickſal wartet eurer! Gott wird es zugeben, daß eure Kinder, daß eure Angehörigen, wenn ihr ſterbet, eben ſo wenig Mitleid mit euch haben, euch eben ſo ſchnell vergeſſen, „als ihr wenig Mitleid mit ihnen gehabt, und ſie ſchnell vergeſſen habt!"

Bei dieſer pathetiſchen Stelle der Predigt hörte man in der Kirche nur Seufzen und Händeſchlagen auf

die Bruſt. Vier Kirchenälteſte ſammelten in der Kirche, zwei trugen Ablaßbriefe zum Verkauf umher, zwei andere nahmen das Geld für Meſſeleſen auf.

Als die Vertheiler der Indulgenzen vor mir vorbeigiengen, nahm ich zwei, eine für das Fegefeuer und eine andere für die Erlaubniß, Fleiſch und Eier eſſen zu dürfen. Dieſe letztere war mir überhaupt ſehr nothwendig, um ſie meinen Wirthen zu zeigen und Fleiſch eſſen zu können, ohne ihnen ein Aergerniß zu geben. Zwei Tage darauf gieng ich in die Hauptſtadt der Colonie, Aſſoncion. Ich ſah den Inquiſitor, der mit einem andern Prieſter auf einer Terraſſe ſpazieren gieng; er grüßte mich mit einer einnehmenden Miene, und lud mich ein zu ſeinem Mitbruder zu gehen. Nun, Sennor Frances, ſagte er zu mir, ich habe Sie vorgeſtern Abend in der Kirche geſehen; ich war ſehr erfreuet über Ihre Andacht; Sie haben Bullen (Indulgenzen) genommen, das iſt wahrhaftig erbaulich für einen Franzoſen! Aber, ſagen Sie mir offenherzig, ſind Sie mit meiner Rede zufrieden geweſen? — Man kann hiermit nicht zufriedener ſeyn, ehrwürdiger Vater; ich habe überhaupt die Reichhaltigkeit Ihrer Imagination und das abſchreckende Gemälde vom Fegefeuer bewundert. Man muß entweder ein Ketzer oder Ungläubiger ſeyn, um nicht Ablaſſe zu nehmen, und Meſſe leſen zu laſſen, wenn man einen ſo erſchrecklich pathetiſchen Sermon gehört hat.

Obgleich meine Antwort in dem ernſthafteſten Tone ausgeſprochen war; ſo brach doch der alte Inquiſitor

in ein groſses Gelächter voll Bosheit aus. Ich wette, Sennor Frances, ſagte er, innerlich halten Sie ſich doch über meine Rede auf, und ſagen: o der Charlatan! o der Betrüger! — Ich habe eine groſse Achtung, ehrwürdiger Vater, für Alles, was aus Ihrem Munde kömmt.

Ach Sie ſpotten! Hören Sie, Freund; was Teufel ſoll ich dieſen unwiſſenden und rohen Weſen, die mich hörten, predigen. Die reine Sprache des Evangeliums iſt eben ſo unverſtändlich, wie die der Vernunft für ihre dummen Seelen. Dieſe ekelhaften und abſchreckenden Bilder von Kröten, Ungeziefer, Schlangen, von Eiskälte, von verzehrenden Flammen können allein ihre groben Sinne bewegen, und ſind ihren eingeſchränkten Einſichten am angemeſſenſten. Da Sie zu mir ſo ungezwungen reden, ehrwürdiger Vater, wollen Sie mir erlauben, Ihnen in der nämlichen Art zu antworten? — Sehr gern, Sennor Frances.

Glauben Sie nicht, ehrwürdiger Vater, daſs oft viele Ihrer Zuhörer, von der Abgeſchmaktheit Ihres Fegefeuers betroffen, den Schluſs ziehen, die ganze Lehre des Chriſtenthums ſey Betrug? Was ſoll dann geſchehen? Sie haben ſie die, auf dieſen Glauben gegründeten Pflichten der Moral gelehrt, die ſie verachten und verwerfen: ſie werden dem Handeln nach den, im Evangelium und durch die Vernunft vorgeſchriebenen, Pflichten an dem Tage entſagen, wo ſie aufhören, an dieſe Lehrſätze zu glauben. Wenn Sie ſich darauf beſchränkten, ſie die Moral des Evangeliums zu lehren: ſie würden

die Brust. Vier Kirchendiener sammelten in der Kirche, zwei trugen Ablaßbriefe zum Verkauf umher, zwei andere nahmen das Geld für Messelesen an.

Als die Austheiler der Indulgenzen vor mir vorbeigingen, nahm ich zwei, eine für das Fegefeuer und eine andere für die Erlaubniß, Fleisch und Eier essen zu dürfen. Diese letztere war mir überhaupt sehr nothwendig, um sie meinen Wirthen zu zeigen und Fleisch essen zu können, ohne ihnen ein Aergerniß zu geben. Zwei Tage darauf gieng ich in die Hauptstadt der Colonie, Asſoncion. Ich sah den Inquisiter, der mit einem andern Priester auf einer Terrasse spazieren gieng; er grüßte mich mit einer einnehmenden Miene, und lud mich ein zu seinem Mitbruder zu gehen. Nun, Senor Frances, sagte er zu mir, ich habe Sie vorgestern Abend in der Kirche gesehen; ich war sehr erfreuet über Ihre Andacht; Sie haben Bullen (Indulgenzen) genommen, das ist wahrhaftig erbaulich für einen Franzosen! Aber, sagen Sie mir offenherzig, sind Sie mit meiner Rede zufrieden gewesen? — Man kann hiermit nicht zufriedener seyn, ehrwürdiger Vater; ich habe überhaupt die Reichhaltigkeit Ihrer Imagination und das abschreckende Gemälde vom Fegefeuer bewundert. Man muß entweder ein Ketzer oder Ungläubiger seyn, um nicht Ablasse zu nehmen, und Messe lesen zu lassen, wenn man einen so erschrecklich pathetischen Sermon gehört hat.

Obgleich meine Antwort in dem ernsthaftesten Tone ausgesprochen war; so brach doch der alte Inquisitor

Heiligen sprechen. Es ist wahr, daß sie mehr als einen derselben mit den Gütern ihrer Familie, die sie in's Elend stürzte, bereichert hat. Einer ihrer Söhne überraschte sie eines Tages ..... Sie fürchtete, er möchte sie seinem Vater entdecken, und sie wendete nun ihren ganzen Einfluß auf ihren schwachen und leidenschaftlichen Mann an, ihm seinen Sohn verhaßt zu machen. Stets übel behandelt, war der junge Mensch genöthiget, auszuwandern. Einige Zeit nachher versuchte sie auch die Tochter dem Vater gehässig zu machen, da sie erfuhr, daß auch sie um die That wisse. Endlich wurde diese Tochter von einer Magd erstochen. Dieß Verbrechen war von Umständen, die Schauder erregen, begleitet.

Die Bigotten, wissen Sie, ehrwürdiger Vater, werden gewöhnlich für feindselig, egoistisch und falsch gehalten. Dieß sind doch drei Laster, wogegen Jesus Christus mit dem größten Eifer streitet. Warum predigen Sie nicht immer den Gläubigen das Vergessen der Ungerechtigkeiten, die christliche Liebe und die Rechtlichkeit? Die Ausübung dieser Tugenden, ich weiß es, erfordert weit größere Anstrengung von uns, als sich des Fleischessens in den Fasten zu enthalten, oder sich nach den kleinlichsten Gebräuchen zu bequemen. Ich sehe, Sie besitzen einen zu richtigen Verstand und zu viel Beobachtungsgabe, ehrwürdiger Vater, um nicht zu wissen, was für eine große Anzahl Gläubiger durch Beobachtung dieser Handlungen ihre Fehler wieder gut und sich Gott wohlgefällig zu machen glauben. Wen-

weniger fehlerhaft seyn: weil sie aufhören würden an Principien zu glauben, die, statt irgend den Menschenverstand zu beunruhigen, nichts als Angenehmes und Beruhigendes für einen vernünftigen Kopf haben, wenn er mit einem reinen Herzen verbunden ist. Der größte Theil derer, die bei ihrem Glauben beharren, gestehen Sie es aufrichtig, ehrwürdiger Vater, setzt die Religion in äußere Handlungen, und in kleinliche Observanzen. Sie haben so viel Gewicht auf diese äußeren Handlungen gelegt, daß der größte Theil der Menschen darin seine Religion bestehen läßt. Sie dienen der Heuchelei, den Lastern, selbst den Verbrechen vieler Anderer zum Mantel. Ich kenne einen solchen Verehrer, welcher der unnützeste, heftigste, feindseligste, und mißgünstigste Mensch ist. Er hat gelebt, um sich aus Mißgunst über das Glück seiner Nächsten zu verzehren, sie zu verläumden, sich mit seiner Frau zu zanken, und alle seine Grillen auszuführen. Dieser Mensch verwünscht seine Kinder, und zwingt sie durch jede Art von schlechter Behandlung, das väterliche Haus zu verlassen. Und doch ist er ein Gläubiger; er geht zwei oder drei Mal täglich in die Kirche; er würde glauben verdammt zu werden, wenn er am Freitage Fleisch äße u. s. w. Seine Frau wurde vom 12ten Jahre an die durchtriebenste Heuchlerinn; sie wurde in diesem Alter aus einem Kloster der treulosesten und schwärzesten That wegen gestoßen. Sie hat ihr ganzes Leben hindurch die Rolle einer Andächtigen gespielt, und unter dieser Maske auf die schwachen Gemüther Eindruck gemacht, und immer für sich die Schurken und Heuchler gehabt, die von ihr, wie von einer

anführe, die vor zwanzig Jahren gefunden haben würden, daß ich mit zu vieler Mäßigung spräche; so wie auch Anderen, deren Gesinnungen ich mehr ehre, als ihre Einsichten. Ich gehöre und will zu keiner Gesellschaft, und keiner Partei gehören. Die Menschen, die mich genauer kennen, wissen, wie sehr meinem Charakter die Idee irgend Jemand zu beleidigen, zuwider ist. Aber in der Beschreibung der den Europäern so wenig bekannten Länder *), die eine so große Rolle in der politischen Welt spielen, darf ich nichts von dem, was dazu beitragen kann die Bewohner kennen zu lernen, übergehen.

Die Bullen der Abläße, wie Jederman weiß, haben ihren Ursprung in den Kreuzzügen. Der Papst Alexander VI. machte einen Kreuzzug wegen der Eroberung von America, und bewilligte Indulgenzen denen, die dazu beitragen würden. Ob man gleich seit langer Zeit nicht mehr die Eingebornen bekriegt, so schickt man doch noch jährlich Indulgenzen nach dem Spanischen America.

Diese Bullen sind betitelt:

Bulle der Lebenden;
Bulle der Verstorbenen;
Bulle der Milchspeisen und Eier;
Bulle der Composition.

*) Depons ist der erste Franzose, der einige Bemerkungen über die General-Capitanerie Caracas uns mitgetheilt hat. Die Spanier haben nichts über den neuern Zustand dieses Landes bekannt gemacht.

Der Leſer wird vielleicht gern mit ihren wunderbaren Eigenſchaften bekannt werden. Wir wollen bei der, welche die Bulle der Lebenden heißt, anfangen.

Erſtlich alle Gnade und Vergebung des Himmels, die man nur verlangen kann, ſind ſein Eigenthum. Mit dieſer Bulle in der Taſche, und dem Glauben an ihre Wirkung im Kopfe, kann einem wahren Gläubigen nicht fehlen, alles, was er vom Himmel fordert, zu erhalten; und wenn es ſich trifft, was unglücklicher Weiſe ſich zuweilen ereignet, daß ſeine Wünſche nicht erhört werden; ſo liegt es nicht, wie man leicht denken kann, an der Bulle, ſondern an dem geringen Glauben. In dieſem Falle muß man andere Exemplare der Bulle kaufen und wiederkaufen, bis man vom Himmel die Gewährung ſeiner Bitte erlangt. Ein ganzer Band würde nicht hinreichen, alle ihre Wirkungen aufzuzählen, wir wollen uns damit begnügen, die wichtigſten davon anzuzeigen.

Der glückliche Beſitzer der gemeinen Bulle der Lebenden, hätte er ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Kinder getödtet, ſich der Blutſchande und Verbrechen ſchuldig gemacht, die am meiſten die Natur beleidigen, ſo dürfte er nur einen Prieſter ſuchen, der ihm, bei Anſicht dieſes wunderbaren Papiers, die Abſolution nicht verſagen könnte; und ſogleich erhält er die Gnade des Himmels wieder, und ſein Gewiſſen wird eben ſo ruhig, als frei von Gewiſſensbiſſen, wie das des Ceſar Borgia, als er, nach erhaltener Abſolution von ſeinem Beichtvater, hinreiſete, um einen Fürſten ſeiner

Zeit zu ermorden oder zu vergiften. Die Läſterungen Gottes, der Atheiſmus, ſind dem vergeben, der dieſe Bulle kauft. Es giebt nur ein Verbrechen (ohne Zweifel das ſchwärzeſte Verbrechen) die Ungläubigkeit an die Orakel des Vatikans, gewöhnlich Ketzerei genennt, das ihrer Macht widerſteht.

Der, welcher dieſe Bulle kauft, genießt den unſchätzbaren Vortheil in einem Lande die Meſſen, die täglich eine Stunde vor dem Aufgange der Sonne in dieſen Gegenden geleſen werden, anhören zu können; ſie in ſeinem Hauſe leſen zu laſſen, wenn die Kirche ſeines Kirchſpiels in den Bann gethan iſt; in geweiheter Erde begraben zu werden, ſollte ihm auch der Kirchhof verboten ſeyn; an Faſttagen Fleiſch zu eſſen; ſo wie auch alle Gerichte, die der Appetit verlangt, mit einigen Ausnahmen, die der jetzige Papſt durch ſeine Bullen vom 1ſten Januar 1804 wieder zurückgenommen hat.

Der, welcher die Bulle in dem Spaniſchen America kauft, gewinnt manchen Ablaß von der größten Wichtigkeit für das künftige Leben, den der unglückliche Catholik in Europa nicht erhalten kann, ohne eine Reiſe nach Rom zu machen. Das aber, was mir das Wunderbarſte in dieſer Bulle ſcheint, iſt, daß ungeachtet deſſen, was der Beſitz einer Bulle verſpricht, der, welcher zwei davon kauft, die Gnade doppelt erhält: eine myſterióſe Kraft, die den reichen Gläubigen ſehr koſtbar iſt.

Der Tarif dieſer Bulle iſt nach dem Stande und dem Reichthume der Gläubigen eingerichtet.

Der Leſer wird vielleicht gern mit ihren wunderbaren Eigenſchaften bekannt werden. Wir wollen bei der, welche die Bulle der Lebenden heißt, anfangen.

Erſtlich alle Gnade und Vergebung des Himmels, die man nur verlangen kann, ſind ſein Eigenthum. Mit dieſer Bulle in der Taſche, und dem Glauben an ihre Wirkung im Kopfe, kann einem wahren Gläubigen nicht fehlen, alles, was er vom Himmel fordert, zu erhalten; und wenn es ſich trifft, was unglücklicher Weiſe ſich zuweilen ereignet, daß ſeine Wünſche nicht erhört werden; ſo liegt es nicht, wie man leicht denken kann, an der Bulle, ſondern an dem geringen Glauben. In dieſem Falle muß man andere Exemplare der Bulle kaufen und wiederkaufen, bis man vom Himmel die Gewährung ſeiner Bitte erlangt. Ein ganzer Band würde nicht hinreichen, alle ihre Wirkungen aufzuzählen, wir wollen uns damit begnügen, die wichtigſten davon anzuzeigen.

Der glückliche Beſitzer der gemeinen Bulle der Lebenden, hätte er ſeinen Vater, ſeine Mutter, ſeine Kinder getödtet, ſich der Blutſchande und Verbrechen ſchuldig gemacht, die am meiſten die Natur beleidigen, ſo dürfte er nur einen Prieſter ſuchen, der ihm, bei Anſicht dieſes wunderbaren Papiers, die Abſolution nicht verſagen könnte; und ſogleich erhält er die Gnade des Himmels wieder, und ſein Gewiſſen wird eben ſo ruhig, als frei von Gewiſſensbiſſen, wie das des Ceſar Borgia, als er, nach erhaltener Abſolution von ſeinem Beichtvater, hinreiſete, um einen Fürſten ſeiner

Bulle zu kaufen, worauf man den Namen des Verstorbenen schreibt: und augenblicklich fliegt seine Seele rein wie ein Engel in den Wohnsitz der Ueberglücklichen. Die Reichen und Wohlhabenden bezahlen diese Bulle mit 6 Reals, ungefähr 4 Franken, die Armen mit 2½ Reals oder einem Franken.

Ich habe mehr als ein Mal arme Leute dieses Landes klagen und in ein klägliches Geschrei bei dem Tode ihrer Verwandten ausbrechen gehört; der Schmerz über diesen Verlust war geringer, in Vergleichung mit dem, sie im Fegefeuer zu wissen, da es ihnen an der geringen Summe, um sie daraus zu befreien, fehlte. Sie laufen rechts und links, bitten mit Thränen um ein Almosen, um Geld zu Erkaufuug von Bullen zu erhalten, welche die Seelen ihrer Verwandten aus dem Fegefeuer befreien. Ich habe mehr als ein Mal das Glück gehabt, ihre Bekümmerniß zu stillen, eine Seele aus dem Fegefeuer zu befreien, zum Wohlleben eines Spanischem Priesters beizutragen und mich mit Segenswünschen überhäuft zu sehen, und alles dieß für einen Viertel Piaster.

Man glaube aber ja nicht, daß diese Bullen und Ablaßbriefe von dem Messelesen für die Todten dispensiren. Ach! es giebt große verzeihliche Sünden, die ganz den Todtsünden gleichen! Messen allein, Messen bei Hunderten können, in diesem Falle, den Zorn des großen Richters beruhigen, der, gerührt von den zahlreichen Opfern, es zugiebt, eine zweideutige Sünde in eine verzeihliche Sünde zu verwandeln. Man sieht in

Erſte Claſſe.

Für die Vicekönige, General-Capitäns, ihre Frauen und jedes ihrer erwachſenen Kinder, 15 Piaſter.

Zweite Claſſe.

Für die Biſchöfe, Inquiſitoren, Abbés, Dekane, Priores, Canonici, Herzöge, Markis, Grafen und andere große Herren, für die Mitglieder der Audiencia, die General-Officiere, Oberſten, Stadtrichter, Gerichtsperſonen u. ſ. w. ſo wie für alle, die ein Vermögen von 12,000 Piaſtern haben; ſelbſt für die, die nur ein Vermögen von 1,200 Piaſtern beſitzen, indeß doch Gerichtsperſonen oder Mairen der Dörfer ſind, 3 Piaſter.

Dritte Claſſe.

Die Bulle der Lebenden koſtet $1\frac{1}{2}$ Piaſter für alle, die ein Capital von 6,000 Piaſter beſitzen, ohne eine Civilbedienung oder eine Stelle im Militär zu haben.

Vierte Claſſe.

Die Armen, welche die mit dieſer Bulle verbundene, Gnade zu erlangen wünſchen, können ſie für den geringen Preis von $2\frac{1}{2}$ Reals, ungefähr 1 Franken erlangen.

Nach der Bulle der Lebenden kömmt natürlich die der Todten: es iſt ein wahrhafter Paß, durch deſſen Kraft man geradesweges in den Himmel kömmt, ohne vorher durch das Feuer und andere Qualen des Fegefeuers gegangen zu ſeyn. Sobald Jemand todt iſt, ſo geht ein Verwandter oder Freund zum Prieſter, um eine

Bulle zu kaufen, worauf man den Namen des Verstorbenen schreibt: und augenblicklich fliegt seine Seele rein wie ein Engel in den Wohnsitz der Ueberglücklichen. Die Reichen und Wohlhabenden bezahlen diese Bulle mit 6 Reals, ungefähr 4 Franken, die Armen mit 2½ Reals oder einem Franken.

Ich habe mehr als ein Mal arme Leute dieses Landes klagen und in ein klägliches Geschrei bei dem Tode ihrer Verwandten ausbrechen gehört; der Schmerz über diesen Verlust war geringer, in Vergleichung mit dem, sie im Fegefeuer zu wissen, da es ihnen an der geringen Summe, um sie daraus zu befreien, fehlte. Sie laufen rechts und links, bitten mit Thränen um ein Almosen, um Geld zu Erkaufung von Bullen zu erhalten, welche die Seelen ihrer Verwandten aus dem Fegefeuer befreien. Ich habe mehr als ein Mal das Glück gehabt, ihre Bekümmerniß zu stillen, eine Seele aus dem Fegefeuer zu befreien, zum Wohlleben eines Spanischem Priesters beizutragen und mich mit Segenswünschen überhäuft zu sehen, und alles dieß für einen Viertel Piaster.

Man glaube aber ja nicht, daß diese Bullen und Ablaßbriefe von dem Messeleſen für die Todten dispensiren. Ach! es giebt große verzeihliche Sünden, die ganz den Todtsünden gleichen! Messen allein, Messen bei Hunderten können, in diesem Falle, den Zorn des großen Richters beruhigen, der, gerührt von den zahlreichen Opfern, es zugiebt, eine zweideutige Sünde in eine verzeihliche Sünde zu verwandeln. Man sieht in

allen Kirchen dieſes Landes ein Gemälde, das den Himmel und das Fegefeuer vorſtellt. In der einen Ecke des Gemäldes iſt ein Prieſter, der die Meſſe lieſet; zur Seite ſind Leute vorgeſtellt, die Geld bezahlen, um Meſſe leſen zu laſſen, und Seelen, die aus den Flammen des Fegefeuers ſogleich, nachdem die Meſſen für ſie geleſen ſind, herausſpringen. Sie werden vom Erzengel St. Michael in Empfang genommen, der vorgeſtellt iſt mit ein Paar Wageſchaalen in der Hand. Eine der Wageſchaalen iſt voll Geld der Meſſen, man ſieht ſie niederſinken, und ſogleich werfen ſich rothe Seelen, wie gekochte Krebſe, in die andere Schaale, woraus ſie in den Himmel fliegen!

Bulle der Milchſpeiſen und der Eier.

Jedermann weiß, daß das Arſenik nicht mehr dem Körper ſchadet, als die Eier und die Milch der Seele während der Faſten. Aber wie viele Mägen giebt es, die während dieſer Zeit der Enthaltſamkeit, ſich weder die Eier, noch die Milch entziehen können; die Römiſche Kirche befreiet von dieſer Obſervanz diejenigen, die dieſe Bulle kaufen. Sie hat wegen ihrer Güte, vier Taxen, damit alle Getreuen, Arme und Reiche, von dieſer Indulgenz Gebrauch machen können. Die größten Herrſchaften kaufen ſie zu 6 Piaſter; die der zweiten Claſſe zu 3; die der dritten zu 1½ und die Armen zu 3 Reals.

Vergleichs-Bulle.

Von allen Bullen iſt dieſe ohne Zweifel die wunderbarſte, und deren moraliſche Reſultate die evidenteſten

ſind. Der Papſt Alexander VI. verdiente wahrlich der Urheber davon zu ſeyn, aber begreifen kann ich nicht, daß, da dieſer Papſt aufgeklärte und tugendhafte Päpſte zu Nachfolgern gehabt hat, ſie nicht aufgehört haben, eine ähnliche Bulle nach America zu ſchicken; ſo ſehr halten die Menſchen auf ihr Anſehen und ihren Reichthum, welches auch immer der Urſprung davon ſeyn mag!

Die in dieſen Materien wenig Bewanderten werden es kaum glauben, daß dieſe Bulle die Eigenſchaft hat, den Dieb oder Uſurpator des Vermögens ſeines Nächſten zum rechtmäßigen Eigenthümer zu machen. Der Urheber der Bulle hatte darin als Bedingung feſtgeſetzt, daß der Dieb die Perſon, die er beraubt hat, nicht kennen würde; alſo ein Schurke, der in einer Menſchenmenge eine Uhr oder einen Geldbeutel heimlich entwendet, der, welcher auf öffentlicher Heerſtraße oder in einem Hauſe ſtiehlt, wird rechtmäßiger Eigenthümer deſſen, was er geſtohlen hat, wenn er nur den nicht kennt, den er beraubt hat. Der General-Commiſſär des heiligen Kreuzzuges publicirte zu Toledo im J. 1758 ſehr ſeltſame Inſtructionen für die Gläubigen im Spaniſchen America; Inſtructionen, die insbeſondere die Kräfte der Bulle weiter ausdehnen. Noch nie erfand ein Caſuiſt oder Jeſuit etwas ſinnreicheres, um die von Gewiſſensbiſſen gequälten Gemüther zu beruhigen. Nichts iſt einleuchtender und beweiſender, als das Raiſonnement des Caſuiſten von Toledo: alle unſere Güter kommen von Gott, der das Recht hat, ſie uns zu neh-

men oder sie abwechseln zu lassen durch alle Mittel, deren er sich zu bedienen für gut findet; es ist offenbar, daß unser allerheiligster Vater der Papst, der die Gottheit auf der Erde vertritt, auch die Macht haben muß, den Besitz dieser Güter zu legitimiren. Das erhält man, wenn man einen Theil von dem, was man mit Betrug oder mit Gewalt erworben hat, zu guten Werken anwendet; dem Beichtvater kömmt es zu, in der Güte dem Beichtenden die Quota dieser frommen Werke, oder mit anderen Worten, den Theil der Kirche zu bestimmen. Die Vergleichsbulle kostet $2\frac{1}{4}$ Piaster ohne Unterschied für Jedermann; aber es giebt auch ein solches gestohlenes Object, wovon man nur Eigenthümer werden kann, wenn man fünfzig Bullen kauft.

Man lieset folgende Stelle, welche der Großmuth und dem Edelmuth der Gesinnungen in der Verordnung des General-Commissärs des heil. Creuzzuges, datirt Madrid den 14ten September 1801 Ehre macht. „Die Preise der Bullen sind wenig erhöhet, im Verhältniß zu den neuen Lasten des Staats, und der Nothwendigkeit die königlichen Bons zu vertilgen, die des Geldmangels wegen in den Zeiten des Krieges ausgegeben waren.„

Man findet im letzten Capitel einen Etat von dem Ertrage der Bullen für die Geistlichkeit und den Fiscus.

Die Insel Margaretha wurde von Columbus 1498 entdeckt, und von Kaiser Karl V. dem Marcean de Villalobos im Jahr 1524 abgetreten. Sie

war 1561 der Schauplatz der Räubereien und Grausamkeiten des berüchtigten Lopes de Aguirre *). Diese Insel ist das Vaterland des Francisco Fajardo, durch seine heroischen Tugenden und seine Humanität in den Annalen von Venezuela berühmt. Er stammte aus einer adlichen Spanischen Familie der Fajardo und der Donna Isabel, Tochter des Charayma, eines Caziken des Stammes der Guaiqueris, die in den Thälern von Mayna, in der Provinz Caracas wohnen. Die Chroniken dieses Landes und Oviedo y Banos, ein Venezuelanischer Schriftsteller, stellt diese Indianerin als eine von den Frauen dar, welche die Natur von Zeit zu Zeit hervorbringt,

*) Lopes de Aguirre, ein Biscayer, war ein Räuber, der im mittägigen America Schrecken verbreitete, gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, während der Kriege im Inneren von Peru, zwischen den Partheien von Pizarro und Almagre. Er war vom Vicekönig Gonzales Pizarro abgeschickt, um unter dem Don Pedro d'Orsua die Schifffahrt und das Land der Amazonen kennen zu lernen. Die Räuber, die diese Expedition ausmachten, ermordeten den Orsua, weil er ein tugendhafter Mann war, und sie in den Gränzen der Pflicht halten wollte. Sie erklärten den Lopes d'Aguirre zu ihrem Chef, und gaben ihm den Titel König. Nachdem sie das Königreich Neu-Grenada, die Insel Trinidad, Margaretha, das Land Venezuela, St. Marthe u. s. w verwüstet hatten, wurde er der Henker seiner Mitgenossen, wovon er täglich einige hinrichten ließ, weil er nur von Verschwörungen gegen ihn träumte. Alle, einer ausgenommen, verließen ihn in dem Gefechte von

um den Menschen durch die Gewalt ihres Verstandes zu befehlen.

Ich bedauere, daß die Beschränktheit und der Plan dieses Werkes mir nicht gestatten, Alles zu erzählen, was Fararbo und seine Mutter für die Civilisation der Indier thaten, um sie mehr durch Ueberredung, als durch die Waffen der Castilischen Herrschaft zu unterwerfen. Man wird sehen, daß dieser außerordentliche Mann, der gar keine Erziehung erhalten hatte, in welchem aber die Natur die höchsten Tugenden, die größten Talente, einen heroischen Muth, vereinigt hatte;

Borburata, giengen in das königliche Lager und riefen: Es lebe der König! Der Commandant Garcia de Paredes gab ihnen im Namen seines Souveräns Pardon. In Verzweiflung, sagte er zu seiner einzigen Tochter, die ihn auf seinen Reisen begleitete: Befiehl deine Seele Gott, ich will dir das Leben nehmen, damit du nicht die Schande hast, die Tochter eines Verräthers genannt zu werden. Einen Augenblick nachher, schoß er sie in die Brust. Da er ganz verwirrt, von Verzweiflung und Gewissensbissen verfolgt, entfloh, so wurde er ergriffen, erschossen und geviertheilt, nachdem er noch um einige Augenblicke seines Lebens gebeten hatte, um einige wichtige Entdeckungen für das Interesse seines Souveräns zu machen. Raynal (Tom. V. S. 75. der Ausg. Genf 1780) legt ihm eine andere Rede in den Mund. Meine Bemerkung ist aus der Histoire de Vénézuéla, von Oviedo y Banos, pag. 222 in Fol. Madrid 1723 genommen. Einige haben diesen Geschichtschreiber mit dem Oviedo Valdes, dem Verfasser der Histoire générale et naturelle des Indes occidentales ect. verwechselt.

daß dieser Mann, nachdem er seinen Landsleuten und dem Castilischen Monarchen die größten Dienste geleistet, in Ungnade fiel, vergessen wurde und als ein Opfer der Eifersucht niedriger Menschen, ohne irgend ein Verdienst starb.

Faxardo bauete am Haven Caravellada, nahe bei Goayre, eine Stadt, die er dem Gouverneur Collado zu Ehren, eben so nannte. Er ist es auch, der die Goldmine Saint-François entdeckte, welches ihm den Haß der Bewohner von Tocuyo zuzog, die ebenfalls Minen hatten. Der Gouverneur Collado, eifersüchtig über den Ruhm des Faxardo, verwies ihn in die Stadt, der er seinen Namen gegeben hatte; diesen legte sie dagegen sogleich ab, um den von Caravellada anzunehmen, und dadurch den Gouverneur für seine niedrige Eifersucht zu strafen. Seitdem nun la Goayra der Haupthaven von Carracas geworden ist, ist Caravellada nichts weiter, als ein kleiner Flecken, von Fischern bewohnt.

Obgleich der Boden auf Margaretha sandig und wenig fruchtbar ist, so bevölkerte sich diese doch sehr schnell; die Perlenfischerei zog eine große Menge Schiffer hierher. Die Holländer, eifersüchtig über ihr Glück, verbrannten und zerstörten im Jahr 1662 ihre Hauptstadt Pompatar.

Die Colonie Margaretha ist seit langer Zeit nur ein Distrikt der Provinz Cumana gewesen, und

um den Menschen durch die Gewalt ihres Verstandes zu befehlen.

Ich bedauere, daß die Beschränktheit und der Plan dieses Werkes mir nicht gestatten, Alles zu erzählen, was Fararbo und seine Mutter für die Civilisation der Indier thaten, um sie mehr durch Ueberredung, als durch die Waffen der Castilischen Herrschaft zu unterwerfen. Man wird sehen, daß dieser außerordentliche Mann, der gar keine Erziehung erhalten hatte, in welchem aber die Natur die höchsten Tugenden, die größten Talente, einen heroischen Muth, vereinigt hatte;

Borburata, giengen in das königliche Lager und riefen: Es lebe der König! Der Commandant Garcia de Paredes gab ihnen im Namen seines Souveräns Pardon. In Verzweiflung, sagte er zu seiner einzigen Tochter, die ihn auf seinen Reisen begleitete: Befiehl deine Seele Gott, ich will dir das Leben nehmen, damit du nicht die Schande hast, die Tochter eines Verräthers genannt zu werden. Einen Augenblick nachher, schoß er sie in die Brust. Da er ganz verwirrt, von Verzweiflung und Gewissensbissen verfolgt, entfloh, so wurde er ergriffen, erschossen und geviertheilt, nachdem er noch um einige Augenblicke seines Lebens gebeten hatte, um einige wichtige Entdeckungen für das Interesse seines Souveräns zu machen. Raynal (Tom. V. S. 75. der Ausg. Genf 1780) legt ihm eine andere Rede in den Mund. Meine Bemerkung ist aus der Histoire de Vénézuéla, von Oviedo y Banos, pag. 222 in Fol. Madrid 1723 genommen. Einige haben diesen Geschichtschreiber mit dem Oviedo Valdes, dem Verfasser der Histoire générale et naturelle des Indes occidentales ect. verwechselt.

daß dieser Mann, nachdem er seinen Landsleuten und dem Castilischen Monarchen die größten Dienste geleistet, in Ungnade fiel, vergessen wurde und als ein Opfer der Eifersucht niedriger Menschen, ohne irgend ein Verdienst starb.

Fajardo bauete am Haven Caravellada, nahe bei Goayre, eine Stadt, die er dem Gouverneur Collado zu Ehren, eben so nannte. Er ist es auch, der die Goldmine Saint-François entdeckte, welches ihm den Haß der Bewohner von Tocuyo zuzog, die ebenfalls Minen hatten. Der Gouverneur Collado, eifersüchtig über den Ruhm des Fajardo, verwies ihn in die Stadt, der er seinen Namen gegeben hatte; diesen legte sie dagegen sogleich ab, um den von Caravellada anzunehmen, und dadurch den Gouverneur für seine niedrige Eifersucht zu strafen. Seitdem nun la Goayra der Haupthaven von Carracas geworden ist, ist Caravellada nichts weiter, als ein kleiner Flecken, von Fischern bewohnt.

Obgleich der Boden auf Margaretha sandig und wenig fruchtbar ist, so bevölkerte sich diese doch sehr schnell; die Perlenfischerei zog eine große Menge Schiffer hierher. Die Holländer, eifersüchtig über ihr Glück, verbrannten und zerstörten im Jahr 1662 ihre Hauptstadt Pompatar.

Die Colonie Margaretha ist seit langer Zeit nur ein Distrikt der Provinz Cumana gewesen, und

Wohlstand und Industrie. Es giebt hier zwei Pfarrkirchen und ein Kloster der Franziscaner. Ich war in den Fasten 1807 bei einem Feste und einem Balle zugegen, den der Gouverneur Caspar Cagigal gab. Es waren unserer 100 Personen zu Tische: worunter sich verschiedene sehr hübsche, und mit eleganter Simplicität angezogene Frauenzimmer befanden. Die Priester und Patres waren ebenfalls bei dem Feste; der alte Inquisitor war Anführer bei den Vergnügungen, und äußerst liebenswürdig. Er hatte einen schönen schwarz seidnen Mantel, mit einer Besetzung von grünen Bändern, und ein auf seinen Mantel gesticktes goldnes Kreuz. Die anderen Geistlichen waren auch in schwarz seidnen Röcken, und der Pater Guardian der Franziscaner hatte einen Taffetmantel und fleischfarbene seidne Strümpfe. Dieser Pater ist ein Creole von Caracas; es ist ein sehr schöner, geistvoller, gelehrter und wohlthätiger Mann, aber ein Petit-maître, wie fast alle Eingeborne der Stadt Caracas.

Die Cultur der Insel giebt kaum ihren Bewohnern hinlängliche Nahrung. Der Mais, die Cassave und die Bananen sind ihre Hauptproducte. Die Bananen sind hier vortrefflich, aber wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Trockenheit des Klima's sehr klein. Die Bewohner bauen sehr wenig, und nur bloß zu ihrem eigenen Gebrauche alle Producte der Antillen, z. B. Zuckerrohr, Kaffee, Cacao u. s. w. Sie ziehen viele Ziegen und Schafe, die, obgleich mager, eine köstliche Milch geben, da sie sich von aromatischen Kräu-

Handel, anderthalb Stunden westlich von Pompator.

Pueblo del Norte ist, wie sein Name anzeigt, ein Dorf im Norden der Insel. Eine Korallenbank macht die Einfahrt in diesen Haven den wenig geübten Seeleuten schwierig. Zwei Batterien vertheidigen die Einfahrt gegen die Corsaren. Nahe bei diesem Haven liegt ein Dorf, das nur von Fischern bewohnt wird. Der Eigenthümer dieses Dorfes war 1807 ein Gasconier, mit Namen Jean Dubain, ehemals Capitän eines Küstenfahrers auf St. Lucie. Er hatte die Tochter eines Seemannes aus der Provence, Maître Jean geheirathet, der eine Creolin dieser Insel zur Frau hatte. Dieß sind zwei herrliche Leute, die mich mit Wohlthaten überhäuften, als mich das Schicksal in diese Gegenden führte, ob ich ihnen gleich gänzlich unbekannt war. Aber in diesen entfernten Ländern ist es schon eine hinreichende Empfehlung, ein gemeinschaftliches Vaterland gehabt zu haben. Möchte ich doch einst im Stande seyn, diesen braven Leuten ganz meine Erkenntlichkeit zeigen zu können!

Die Thäler San-Juan, Santa-Marguerita und Los-Robles, haben jedes ein Dorf mit gleichem Namen.

Die Stadt Assoncion oder Assomption, ist die Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs. Dieser kleine Ort ist ziemlich gut gebauet; und obgleich die Einwohner nicht reich sind, findet man dennoch einigen

Wohlstand und Industrie. Es giebt hier zwei Pfarrkirchen und ein Kloster der Franziscaner. Ich war in den Fasten 1807 bei einem Feste und einem Balle zugegen, den der Gouverneur Caspar Cagigal gab. Es waren unserer 200 Personen zu Tische; worunter sich verschiedene sehr hübsche, und mit eleganter Simplicität angezogene Frauenzimmer befanden. Die Priester und Patres waren ebenfalls bei dem Feste; der alte Inquisitor war Anführer bei den Vergnügungen, und äußerst liebenswürdig. Er hatte einen schönen schwarz seidnen Mantel, mit einer Besetzung von grünen Bändern, und ein auf seinen Mantel gesticktes goldnes Kreuz. Die anderen Geistlichen waren auch in schwarz seidnen Röcken, und der Pater Guardian der Franziscaner hatte einen Taffetmantel und fleischfarbene seidne Strümpfe. Dieser Pater ist ein Creole von Caracas; es ist ein sehr schöner, geistvoller, gelehrter und wohlthätiger Mann, aber ein Petit-maître, wie fast alle Eingeborne der Stadt Caracas.

Die Cultur der Insel giebt kaum ihren Bewohnern hinlängliche Nahrung. Der Mais, die Cassave und die Bananen sind ihre Hauptproducte. Die Bananen sind hier vortrefflich, aber wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und der Trockenheit des Klima's sehr klein. Die Bewohner bauen sehr wenig, und nur bloß zu ihrem eigenen Gebrauche alle Producte der Antillen, z. B. Zuckerrohr, Kaffee, Cacao u. s. w. Sie ziehen viele Ziegen und Schafe, die, obgleich mager, eine köstliche Milch geben, da sie sich von aromatischen Kräu-

tern nähren. Sie haben alle Arten Geflügel, die sie um einen geringen Preis verkaufen, und womit sie einen kleinen Handel treiben. Man lebt auf Margaretha weit wohlfeiler, als zu Cumana und Caracas. Ich habe daselbst einen Hut für 10 Sous, zwölf Eier für 5 Sous, zwei Bouteillen Milch für 5 Sous, einen Fisch von zehn bis zwölf Pfund für 5 Sous, einen Truthahn für 25 Sous, ein Lamm von zwei Monaten für 30 Sous u. s. w. gekauft. Die Fischer verkaufen oder vertauschen ihre Fische für Mais, Bananen, Cassavebrod, u. s. w. Ich kenne in diesem Lande kein eigentlich sogenanntes Wirthshaus; indeß nimmt man den Fremden in jedem Hause der Insel auf, wenn er sich erbietet, zu den Kosten der Haushaltung beizutragen. Meine Landsleute, die sich auf dieser Insel niedergelassen hatten, banden sich in Rücksicht meiner nicht an diese Gewohnheit des Landes: sie schlugen jede Belohnung für Gastfreundschaft, die sie mir erzeigten, aus.

Das Klima von Margaretha ist sehr gesund. Hierher gehen die Leute, die an Verstopfungen und anderen Krankheiten in den feuchten und ungesunden Quartieren der Insel Trinidad und des festen Landes leiden, zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Diese Insel hat nur drei Bäche, die aber ziemlich bedeutend sind, um Maschinenwerke zu treiben, wenn man daselbst einige Fabriken anlegte. Ihre Gewässer sind hell. Das Wasser des kleinen Flusses, der an Asiomption vorbeifließt, und an einigen Stellen über

Auf den Küsten von Trinidad, Tabago und des mittägigen Americas, findet man eine große Menge Fische, die nicht auf den Antillen sind. Ich habe im ersten Kapitel bemerkt, daß auf den Antillen eine große Anzahl Pflanzen und Thiere fehlen, die auf Trinidad, in Guyana und den benachbarten Provinzen gefunden werden. Der beobachtende Naturforscher wundert sich über diese Verschiedenheit so naher Länder, deren Klima ebenfalls fast das nämliche ist.

Die Salinen würden für Margaretha eine Quelle des Reichthums seyn, wenn das Salz in diesen Gegenden nicht so wohlfeil wäre. Eine Tonne nicht gereinigtes Salz, zu etwa 300 Pfund, kostet auf Margaretha 20 bis 25 Sols. Das Geflügel, die Vögel, Ziegen, Hammel, Hangebetten, baumwollene Strümpfe von einer besonderen Schönheit, machen die Gegenstände der Ausfuhr und des Handels aus.

Die Insel theilt sich, wie man auf der Charte sieht, in zwei Theile, die mit einander durch einen Isthmus oder einen natürlichen Damm von 80 bis 100 Schritt Breite, und an einigen Stellen nur von 10 bis 12 Fuß Erhöhung über der Meeresfläche, zusammen hängen.

Der Berg Macanao ist der höchste der Insel. Seine Höhe beträgt nach v. Humboldt, der ihn trigonometrisch gemessen hat, 342 Toisen. Er ist zusammengesetzt aus Glimmer-Schiefer. Er ist ein wichtiger Recognoscirungspunkt für die Schiffer, die von Europa oder dem Norden und Süden von America nach Cuma-

na, Barcelona und la Goayra fahren; sie sind genöthiget, zwischen Margaretha und der kleinen Insel Coche durch zu segeln, um nicht in Gefahr zu kommen, von den Strömungen unter den Wind gezogen zu werden.

Das Cap Macanao liegt auf der westlichen Spitze unter 66° 47′ 3″ w. Länge vom Pariser Meridian, nach einer Beobachtung des H. von Humboldt.

Nach dem Deposito, liegt der Haven Pompator unter dem 66° 26′ w. Länge vom Paris. Merid. und unter 10° 30′ n. Breite.

Nach von Humboldt ist die kleine Insel Coche unter 66° 11′ 15″ w. Länge vom Pariser Meridian gelegen; und nach dem Deposito unter 65° 19′ 45″ w. L. und 10° 46′ 30″ n. Br.

Margaretha hatte 1807 eine Bevölkerung von 8,000 Weißen, 5,500 von vermischtem Blut*), 1,800 Indianern, und etwa 900 Sclaven. In Allem 16,200 Menschen.

Die Insel hat 16 Seemeilen (12 g. M.) in ihrer größten Länge, 6 in ihrer größten Breite, an einigen Stellen nur 2 bis 3 Meilen Breite, und eine Oberfläche von etwa 31¾ Quadrat-Meilen (19$\frac{1}{10}$ g. □ M.)

Ich bin im Februar und März des Jahres 1807 vierzig Tage auf Margaretha gewesen, um mich von da ab nach Martinique oder Guadeloupe einzu-

*) (Mestizen, Mulatten u. s. f.)

schiffen. Alle neutralen Schiffe, die damals in ihren Häven lagen, verweigerten mir die Fahrt, indem sie glaubten oder vorwandten, daß, wenn sie von Englischen Kriegsschiffen visitirt würden und diese fänden, daß sie einen Franzosen an Bord hätten, sie genommen werden würden. Engländer aber, die mit mir zu gleicher Zeit auf der Insel waren, erhielten einen Platz auf diesen Schiffen, und das nicht nur ohne die mindeste Schwierigkeit, sondern man machte sie sich streitig, weil man die Person eines Engländers als eine Art Garantie betrachtete. Diese Neutralität war indeß nur betrüglich und diente bloß dazu, den Englischen Schleichhandel zum großen Schaden des Französischen Handels zu verheimlichen und zu begünstigen.

Ich sah mich also genöthiget, ein Fahrzeug zu miethen, wofür ich 150 harte Piaster (etwa 800 Franken) gab, um mich mit meinem Sohne und Bedienten nach Guadeloupe überzusetzen. Es war eine kleine verdeckte Goelette von acht Tonnen. Die conträren Winde warfen uns auf die kleine wüste Insel Blanquilla, (Weiße Insel), achtzehn Meilen nordwestlich von Margaretha gelegen. Wir giengen dort vor Anker, und blieben daselbst drei Tage. Diese Insel ist fast drei Meilen lang und anderthalb breit, ob man sie gleich auf den Charten viel kleiner angiebt. Ihr Boden ist eine weiße, sandige und unfruchtbare Tuffwacke. Sie hat auf der Nordseite einige eben, nicht hohe Felsen von blättrigem Gneiß oder Granit. Cactus, Mimosen, Seetrauben, kurz nur die Pflanzen, die am Ufer des Meers und in den

dürren Oertern der Provinz Cumana wachsen, findet man hier. Der Boden ist wellenförmig, und gegen den Mittelpunkt eine, ungefähr 200 Fuß über den Meeresspiegel erhabene Ebene. Man findet auf dieser Insel wilde Ochsen; sie sind dort wüthend, ohne Zweifel, weil man unaufhörlich Jagd auf sie macht. Es ist daher schwer und gefährlich, ihnen nahe zu kommen. Wenn man sie schießen will: so stellt man sich auf einen Hügel, der eine Lache beherrscht, wohin sie zum Trinken kommen. Es giebt hier auch eine große Menge wilde Hunde. Am Tage fliehen sie die Gegenwart der Menschen. Sie bellen nicht; aber des Nachts lassen sie ein klägliches Heulen hören. Sie nähren sich von Eidechsen und anderen kriechenden Thieren.

Im Anfange der Revolution besetzte sich ein Einwohner von Guadeloupe mit 20 Negern auf dieser Insel, um eine Baumwollenpflanzung anzulegen. Das Spanische Gouvernement aber, das Niemand erlauben will sich hieselbst niederzulassen, vertrieb ihn. Es giebt hier viele Flecke, die sich sehr gut zur Cultur der Baumwolle eignen würden.

Nach drei Tagen, die wir auf der Insel zugebracht hatten, entschlossen wir uns sie zu verlassen, als einer meiner Reisegefährten, ein freier Franzose, ganz bestürzt den Patron der Goelette suchte, mit dem ich auf dem Strande spazieren gieng, und ihm sagte, er habe am Ufer, eine halbe Stunde von dem Orte, wo wir waren, drei Menschen gesehen, die ihm Engländer zu seyn schienen. Der Capitän schloß daraus, daß es ei-

nige Englische Corsaren wären, die an der Küste der Insel vor Anker lägen. Nachdem wir einen Augenblick unsere Lage überdacht hatten, sagte ich zum Patron, daß, wenn er mich den Capitain machen lassen wollte, ich dafür einstände, daß wir nicht von diesem Corsaren, im Fall es nur einer sey, genommen würden; er willigte ein. Unsere Mannschaft bestand in vier Menschen; wir waren sechs Passagiere, meinen Sohn und Neger mitgerechnet. Ich ließ fünf Menschen Gewehr nehmen, und stellte mich an ihre Spitze, verfolgte die Küste bis an den Fleck, wo der freie Mann die drei Menschen, welche er sich so sehr fürchtete, gesehen hatte. Ich näherte mich ihnen, und fragte sie auf Englisch, von welcher Nation sie wären: denn nach ihrer Gestalt und ihrem blonden Haare hielt ich sie für Engländer. Sie antworteten mir, mit dem Hute in der Hand und auf Englisch, sie wären von der Insel Saba, stiegen hier Schildkröten, und zeigten mir ihren Paß, vom Holländischen Gouverneur ihrer Insel unterschrieben.

Darauf sagte ich ihnen, ich sey ein Englischer Schleichhändler von der Insel Trinidad und fragte sie, ob sie keine frische Fische zu verkaufen hätten? Wir bitten dieselben, antworteten sie, zwei große und gute Fische anzunehmen. Ich nahm sie an, mit der Bedingung, daß sie dieselben mit verzehren wollten, welches sie denn auch einwilligten. Als die Mahlzeit sie ein wenig vertrauter mit mir gemacht hatte, und sie erfuhren, daß meine Reisegefährten Spanier und Franzosen wären, benachrichtigten sie mich, daß am andern Ende

der Inſel zwei Engliſche Corſaren vor Anker lägen. Wir entſchloſſen uns nun, anſtatt um Mittag, wie wir uns vorgenommen, erſt in der Nacht abzuſegeln, um uns durch dieſe Vorſicht zu ſichern genommen zu werden. Theils freiwillig, theils mit Gewalt, behielten wir die Fiſcher bei uns, bis wir die Anker gelichtet hatten, weil wir fürchteten, ſie möchten den Corſaren Nachricht von uns geben. Wir ſchieden indeß als gute Freunde.

Um acht Uhr Abends ſtreiften wir an der Küſte der weißen Inſel bei hellem Mondenſcheine und beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, als wir ein langes Canot mit Menſchen angefüllt, nahe am Ufer vor Anker ſahen. Die Matroſen ſchliefen ohne Zweifel, denn ſie riefen uns nicht an. Eine halbe Stunde nachher wurden wir ein großes Schiff gewahr, das an der Küſte vor Anker lag. Es rief uns auf Engliſch zu, und befahl uns unſere Chaloupe an Bord zu ſchicken. Man kann denken, daß wir auf dieſen Befehl nicht achteten. Wir erreichten die hohe See, und errieth en nun, daß das Canot, welches wir geſehen hatten, die Chaloupe dieſes Corſaren war, die er zum Beobachten abgeſchickt, deſſen Mannſchaft indeß eingeſchlafen war, wodurch wir gerettet wurden; denn der Corſare konnte nun keine Jagd mehr auf uns machen, da er ſeine Chaloupe nicht bei ſich hatte. Drei Kanonenſchüſſe, die er abfeuerte, ohne Zweifel um ſeine Chaloupe herbei zu rufen, beſtärkten uns in dieſer Meinung; es war alſo deutlich genug, daß er Jagd auf uns machte.

für eine Million wieder an Bord nehmen. Ich hatte ihm vorher die Hälfte des Miethgeldes für die Barke bezahlt, und verlangte nun von dem Herrn von Cagigal, daß da Martin mich nicht nach Guadeloupe bringen wolle, er mir das Geld, welches ich ihm vorher bezahlt hätte, zurückgeben sollte. Drei Tage stritt ich vergebens, dieß zu erlangen. Verdrüßlich über die Chicanen, die man mir machte, gab ich mein Geld verloren, und gieng nach Cumana zurück, um dort ein neutrales Schiff zu suchen, das mich nach Guadeloupe bringen sollte. Nicht einer dieser Cosmopoliten wollte mich überfahren. Ich war daher genöthiget, mich auf einen Kaper vom Herrn Ch...es auf Guadeloupe einzuschiffen; wir gelangten dort auch hin, nachdem wir nahe dem niedern Lande ein Gefecht ausgestanden hatten, worin ich eine Kanone bediente.

Beschreibung des Spanischen Guyana.

Guyana ist das feste Land zwischen der Mündung des Orinoco gegen Norden und unter dem Parallelkreise von 1° 30′ n. Br. Das Spanische Guyana wird von den Portugiesischen Besitzungen Santo-Josefo de Marasitanos im Süden, vom Königreich Neu-Grenada im Westen, von den Provinzen Varinas im Nordwesten, von Cumana, Barcelona, und Caracas, im Norden, und dem Französischen und Holländischen Guyana im Osten begränzt.

von dem Corsaren für 2000 Franken zurück erkaufen könne. Bei dieser Antwort gieng ich in die Kammer, worin sechs Gewehre und zwei Pistolen waren. Ich rief drei freie Franzosen, die eben so wenig, wie ich Lust hatten, sich gefangen zu geben. Ich gab jedem zwei Gewehre mit der Weisung meinen Befehlen zu gehorchen. Bewaffnet mit zwei Pistolen, riß ich dem Sennor Martin das Steuerruder aus den Händen, und erklärte ihm, daß wenn er ein Wort sagte, ich ihn erschießen würde. Da ich nun nicht steuern und zugleich zwei Pistolen halten konnte: so gab ich eine Samuel, der sich fest an meiner Seite hielt. Er zielte auf den Patron. Bravo! mein Sohn, sagte ich zu ihm, aber schieß nicht, bis ich es dir sagen werde. Ich steuerte rechts über die Klippe, und unser Schiff kam in zwei Minuten, nicht ohne Gefahr zu scheitern, hinüber. Als wir im Haven waren, gieng der Corsar auf's hohe Meer.

Nun übergab ich dem Martin wieder das Commando seines Schiffes. Er war noch wie versteinert über meine Drohung. Als ich aber ihn wegen unsers Abenteuers necken wollte, erwachte sein Catalonischer Stolz, und da er in einer Minute unter Protection seines Gouverneurs Caspar Cagigal seyn konnte: so wurde auch seine Frechheit und Großprahlerei so groß, als es seine Furcht eine Viertelstunde vorher gewesen war.

Kaum waren wir an's Land gestiegen, so gieng er zum Gouverneur, um gegen mich zu klagen. Er erklärte, ich sey ein demonio, und er wolle mich nicht

Landes. Die Europäer haben zur Nachahmung den Namen Guyana allen Ländern zwischen dem Amazonen- und Orinocoflusse gegeben.

Die Sprache der Marsitanischen Indianer ist eben so allgemein bis an den Aequator verbreitet, wie die Caraibische Sprache von den Ufern des Essequebo bis an die des Magdalenenflusses.

Die Holländischen Besitzungen sind die herrlichen Colonien Surinam, Berbice, Demerary und Esquibo, oder Essequebe.

Nach den Spanischen Geschichtschreibern, ist Johann Cornejo der erste Europäer, der den Orinoco hinauffuhr und dieses Land 1531 entdeckt hat. Nachher besuchten die Engländer Sir Walter Raleigh und Robert Dudley dieses Land. Die Gerüchte von dem Lande el Dorado zog eine große Menge Spanischer Abenteurer hieher. Man schickte auch 1596 Missionarien dorthin; sie klagten die Holländer wegen des geringen Erfolges an, den sie unter den Eingebornen hatten.

Don Antonio Berrio, oder Berreo, gründete 1586, auf dem rechten Ufer des Orinoco eine Stadt, der er den Namen San-Tomé, St. Thomas, gab; die beständigen Kriege aber mit den Indianern ließen ihn nicht dahin gelangen, dort irgend ein Etablissement anzulegen. Diese Stadt ist nachher von den Engländern, Holländern und Franzosen geplündert. 1764 ward sie weiter vom Meere und 54 g. Meilen von den Mün-

Die Meeresküste dieses Landes mißt 72 g. Meilen, von der Mündung des Amazonenflusses bis zur mittägigsten Mündung des Orinoco.

Guyana theilt sich in die Französischen, Holländischen und Spanischen Besitzungen. Vor dem Frieden vom 29 September 1801, giengen die Portugiesischen Besitzungen von der Mündung des Amazonenflusses bis zum Cap Nord, im Osten der Insel Carpori. Dieser Frieden hat als Gränzen des Französischen und Portugiesischen Guyana den Fluß Carapana festgesetzt, der sich unter 2° nördl. Breite, über dem Fort Macapa, in den Amazonenfluß ergießt. Diese Gränze oder Demarcationslinie folgt dem Laufe dieses Flusses, indem sie bis an seine Quelle hinaufgeht, von wo sie der Bergkette folgt, die den Lauf der Flüsse bis an die Quellen des Rio Blanco theilt, die man zwischen dem 2° und 3° nördl. Breite annimmt.

Frankreich hatte in dem Lande keine andere Besitzung als Cayenne, eine Colonie, die sich stets in einem traurigen Zustande befand aus Ursachen, die nicht hieher gehören, aber keinesweges von dem schlechten Klima des Landes herrühren. Es ist bei weitem nicht so ungesund, wie man es wohl hat schildern wollen, und dem der Antillen vorzuziehen; der Boden ist weit fruchtbarer. Die Wörter Cayenne und Guyane sind augenscheinlich vom Indianischen Guainia hergeleitet, woraus die Spanier Guiania gemacht haben, das sie aber Duaïana aussprechen. Guainia ist der Marsitanische Name des Rio Negro und des umliegenden

mürſche Thermometer in der heißeſten Zeit bis auf 24 Grad. Vom Anfange des Novembers bis Ende Aprils ſteigt es ſelten über 2° am Tage, und fällt gewöhnlich des Nachts auf 17° und 16°. Die Paſſatwinde, die gr.ße Anzahl Flüſſe und Bäche, die es bewäſſern, die ungeheuren Waldungen, die es faſt in allen Theilen bedecken, ſind die Urſachen, welche die übermäßige Hitze, die hier natürlicher Weiſe wegen der Breite und wenigen Erhöhung über dem Meeresſpiegel ſeyn ſollte, mindern. Was ich im zweiten Kapitel von dem Klima von Demerary geſagt, und daſelbſt aus H. Bolingbroke's Reiſe angeführt habe, gilt ebenfalls vom Klima des Spaniſchen Guyana. Aber es kömmt mir vor, als wenn die Temperatur und das Klima des Spaniſchen Guyana angenehmer wären, vermuthlich weil die Gewäſſer des Aripo, la Carony und Orinoco, einen ſtärkeren Fall haben, als die des Demerary und Eſſequebo.

Es muß ſehr auffallen, daß das Spaniſche Guyana, gerade von vielen Ländern das fruchtbarſte der General-Capitanerie Venezuela, doch das am wenigſten cultivirte, ärmſte und unbevölkertſte iſt. Ich glaube, es giebt in der Welt kein geſunderes, beſſer bewäſſertes, fruchtbareres, und angenehmeres Land zum Wohnen, als das auf der einen Seite zwiſchen dem Eſſequebo und Orinoco, auf der anderen zwiſchen dem Carony und Orinoco; es hat mehr als 27 g. Meilen von Norden nach Süden, und 42 g. Meilen von Oſten nach Weſten; und umfaßt nicht ein Zehntel des Spaniſchen Guyana.

hängen des Orinoco versetzt; es ist die heut zu Tage unter dem Namen San-Tomé de Angustura bekannte Stadt.

San-Tomé ist der Sitz eines Gouverneurs, der vom General-Capitän von Caraccas in politischen und Militär-Sachen, und in Hinsicht der Finanzen vom Intendanten (von Caraccas) abhängt. Sie ist ebenfalls der Sitz eines Bischofs und eines Kapitels. Das Kapitel und sein Bischof sind die ärmsten Geistlichen in America. Der Bischof Don Josef Ventura Cabello ist nichts destoweniger einer der aufgeklärtesten, edelsten und wohlthätigsten Prälaten in den Spanischen Besitzungen.

Es giebt nur eine Stadt und fünf Flecken im Spanischen Guyana: San-Tomé, Barcelonetta, Santa-Rosa de Maruente und Caicara, das ungefähr 60 g. Meilen westlich von San-Tomé und San-Antonio, welches 24 g. Meilen davon entfernt ist, liegt. Die Missionarien aber haben sich weit in der Provinz verbreitet. Ich habe bereits der herrlichen Mission des San-Joseph erwähnt.

Die Stadt San-Tomé hatte im J. 1807 eine Bevölkerung von ungefähr 8,500 Menschen, unter denen sich 300 Negersclaven befanden. Sie ist ziemlich gut gebauet und gepflastert. Ob sie gleich unter dem 8° 8′ 11″ der Breite und 52° 0′ 2″ der Länge liegt, und nur 33 Toisen Erhöhung über die Meersfläche hat: so genießt man doch daselbst nichts desto weniger einer sehr angenehmen Temperatur. Selten steigt das Reau-

mürſche Thermometer in der heißeſten Zeit bis auf 24. Grad. Vom Anfange des Novembers bis Ende Aprils ſteigt es ſelten über 2° am Tage, und fällt gewöhnlich des Nachts auf 17° und 16°. Die Paſſatwinde, die große Anzahl Flüſſe und Bäche, die es bewäſſern, die ungeheuren Waldungen, die es faſt in allen Theilen bedecken, ſind die Urſachen, welche die übermäßige Hitze, die hier natürlicher Weiſe wegen der Breite und wenigen Erhöhung über dem Meeresſpiegel ſeyn ſollte, mindern. Was ich im zweiten Kapitel von dem Klima von Demerary geſagt, und daſelbſt aus H. Bolingbroke's Reiſe angeführt habe, gilt ebenfalls vom Klima des Spaniſchen Guyana. Aber es kömmt mir vor, als wenn die Temperatur und das Klima des Spaniſchen Guyana angenehmer wären, vermuthlich weil die Gewäſſer des Aripo, la Carony und Orinoco, einen ſtärkeren Fall haben, als die des Demerary und Eſſequebo.

Es muß ſehr auffallen, daß das Spaniſche Guyana, gerade von vielen Ländern das fruchtbarſte der General-Capitanerie Venezuela, doch das am wenigſten cultivirte, ärmſte und unbevölkertſte iſt. Ich glaube, es giebt in der Welt kein geſunderes, beſſer bewäſſertes, fruchtbareres, und angenehmeres Land zum Wohnen, als das auf der einen Seite zwiſchen dem Eſſequebo und Orinoco, auf der anderen zwiſchen dem Carony und Orinoco; es hat mehr als 27 g. Meilen von Norden nach Süden, und 42 g. Meilen von Oſten nach Weſten; und umfaßt nicht ein Zehntel des Spaniſchen Guyana.

Wenn die Jesuiten nicht vor Zeiten in diesem Lande Missionen angelegt hätten, die jetzt von Capuzinern versehen werden; so würde man nur Waldungen, von Menschen und wilden Thieren bewohnt, finden. Ich verweise den Leser auf dasjenige, was ich in Betreff der Sitten der Eingebornen von Guyana bereits beigebracht habe. Ich glaube, ihre Zahl beläuft sich auf 29 oder 30,000 Seelen, wovon ungefähr 15,000 Menschen in Missionen vereiniget sind. Die anderen, die Arroouaks und Guaraouns, sind unabhängig und nicht zum Christenthume übergegangen. Man zählt 8,000 Weiße in den Dörfern des übrigen Theils der Provinz zerstreuet, ungefähr 6,000 Mestizen oder freie farbige Leute, und etwa 3,000 Sclaven. Die Bevölkerung der Hauptstadt, San-Tomé, von 8,500 Menschen mit gerechnet, beträgt also das Ganze ungefähr 52,000 Menschen.

Die schlechte Lage des Havens San-Tomé de Angustura zum Handel ist eine der Haupturſachen des elenden Ackerbaues und Handels dieser Colonie. Es wäre nothwendig, daß hier eine Handelsstadt näher am Meere läge.

Dieser Haven wird täglich durch die Anschwemmungen schlechter; es sind Felsen an dem Orte des Havens, welcher der passendste zum Ausladen der Kaufmannsgüter seyn würde, und die man leicht sprengen lassen könnte.

Der Flecken Barcelonetta, von fleißigen Cataloniern bewohnt, liegt recht passend, um ein bedeuten-

der Handelsort zu werden, wenn die Schifffahrt dieſes Landes frei wäre.

Depons*) ſagt, um eine Idee von der Armuth von Guyana zu geben, daß der Zehnte nur zu 4,000 harte Piaſter jährlich, im J. 1803 verpachtet ſey.

Derſelbe Schriftſteller fügt hinzu, daß die Heerden der Capuziner-Miſſionarien, wovon er mit Recht im J. 1803 das Hornvieh allein zu 150,000 Stück angiebt, keinen Zehnten abgeben, welches gegründet iſt; indeß wird es dadurch noch nicht deutlich, daß der Zehnte nur ſo wenig in dieſer Provinz beträgt. Dieß rührt eigentlich daher, daß er hier ſchlecht bezahlt wird, weil die Einwohner alle Mittel anwenden, ſich ihm zu entziehen, da ſie beinah zuſammen ſehr nahe an ſchiffbaren Flüſſen wohnen, wo ſie faſt alle ihre Lebensmittel und ihre Heerden im Schleichhandel verkaufen.

Depons giebt indeß zu, daß vom Jahre 1791 bis 1794 aus dieſer Provinz und Barinas, 10,381 Ochſen und 3,140 Mauleſel ausgeführt wurden, und daß man daſelbſt 200 Negerſclaven und 349,448 harte Piaſter eingeführt habe.

Noch führte man nach ihm, vom Jahre 1791 bis 1795 von dort nach Europa aus (er will ohne Zweifel Spanien ſagen) an Gelde 25,200 Piaſter
An Lebensmitteln für 363,000 —

In Summe 388,200 Piaſter.

Aber, ſagt derſelbe Schriftſteller, 34 kleine Fahrzeuge wurden dort beim Küſtenhandel mit den benachbarten Colonien gebraucht.

*) Tom. III. p. 325.

Nach den Angaben von Depons kann man sich nur sehr unbestimmte Ideen von dem verhältnißmäßigen Reichthume Guyana's und der benachbarten Provinzen machen. Er entwarf sein Werk nach den Etats und den Bemerkungen der Intendanz von Caraccas und den, vom Intendanten dem Souverän vorgelegten Berechnungen. Da ist aber nur die Rede vom gesetzmäßigen Handel. Niemand als Depons wußte besser, daß nicht der fünfte Theil der Producte der Provinz Venezuela nach Spanien gieng; daß drei Fünftel dieser Producte wenigstens von Englischen Schleichhändlern, besonders denen von der Insel Trinidad weggeführt wird, und das Uebrige von Schwedischen Schleichhändlern von Saint-Barthelemy, und Dänischen von St. Thomas, die, seit dem Frieden von 1783 den Spaniern fast Alles, was sie kauften, in Englischen Waaren bezahlten. Depons kann seine Ursachen gehabt haben, um nicht Alles bekannt zu machen; um nicht zu sagen, daß, obgleich nirgends die Fiscalgesetze strenger sind, als in den Spanischen Colonien, es dennoch kein Land gäbe, wo mehr Schleichhandel getrieben wird, und wo die Gesetze des Nationalhandels mehr verletzt würden, gerade wegen der Absurdität dieser Gesetze. Dieß wollen wir im letzten Kapitel genauer auseinander setzen.

Da nun Guyana unter einem besseren Gouvernement, den Flor erhalten, welchen ihm die Fruchtbarkeit seines Bodens, die ihm eigenthümlichen, natürlichen Reichthümer, die zahlreichen schiffbaren Flüsse, die es in al-

len Richtungen durchkreuzen, und ſeine geographiſche Lage zuſichern, ſo wird es der Mittelpunkt und die Niederlage eines außerordentlich großen Handels werden, daß ſich die unterrichtetſten Leute, welche dieß Land nicht beſucht haben, keinen Begriff davon davon machen können.

An den Ufern des Orinoco werden die Einwohner von Santa-Fé de Bogota, die Producte ihres Bodens, gegen die Induſtriewaaren der Europäer und der Bewohner von Nord-America, umtauſchen; und Santa-Fé de Bogota wird das Comptoir eines großen Handels zwiſchen Peru und den anderen Theilen der Welt werden.

Bisher iſt das Spaniſche Guyana ein faſt wildes Land geweſen. Man bauet dort nur wenig Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Rocou und nicht vielen, aber angenehmen Rauchtabak, weil ihm die Schärfe dieſer Pflanze in den kältern Ländern, abgehet; aromatiſche und mediziniſche Pflanzen, das Lignum Quassiae und das Kina d'Angustura, den man dem Namen Bonplandia trifoliata gegeben hat, und das einſt ein großer Handelsartikel werden wird.

Die Ochſen, die Pferde, die Eſel und Mauleſel, urſprünglich aus Europa hierher gebracht, haben ſich hier ſehr vermehrt, und bilden bedeutende Heerden. Ein großer Theil irrt wild und ungebändigt in den Wäldern und auf den Weiden umher. Andere werden auf natürlichen Wieſen gehegt, die von Spaniern, die ſich mit der Zucht dieſer Thiere abgeben, bewohnt werden. Ein ſolcher

Particulier beſitzt fünf oder ſechs Oerter des Landes in allen Richtungen, und iſt der Eigenthümer von 30 bis 40,000 Ochſen, Pferden, Mauleſeln oder Eſeln. Da es ihnen aber unmöglich iſt, eine ſo große Anzahl Thiere wegen des Mangels an Menſchen zu hüten und zu pflegen, ſo begnügen ſie ſich, ihnen ein Zeichen mit einem heißen Eiſen auf das Kreuz oder den einen Schenkel einzubrennen. Fünf oder ſechs Mal des Jahrs ſtellen ſie in den Waldungen ein Treibjagen an, um die Thiere, die Jedem gehören, zu erkennen, und die beſten zu verkaufen.

Es giebt aber Tauſende von dieſen Thieren, die wild und herrenlos in den Wäldern umherirren. Ich habe auch etwas bemerkt, das Allen, welche dieſes Land bereiſen, bekannt iſt. Die Pferde leben hier in Geſellſchaft, und gewöhnlich in Haufen von 5 bis 600, und ſelbſt 1000. Sie nehmen ungeheure Weideplätze ein, wo es ſehr gefährlich iſt, ſie zu beunruhigen, und ſie zu fangen ſuchen. In der trocknen Jahreszeit ſind ſie oft genöthiget, zwei oder drei Meilen, und wohl noch mehr zu machen, um ihren Durſt zu ſtillen. Sie gehen in vier Reihen geordnet, und nehmen oft ſo eine Viertel-Meile Land ein. Sie haben ſtets fünf oder ſechs Vorgänger, die 50 Schritte vor dem Trupp voraufgehen. Wenn ſie einen Menſchen oder Jaguar gewahr werden, ſo wiehern ſie, und der ganze Trupp zieht ſich zurück. Wenn man ausweicht, ſo ſetzen ſie ihren Weg fort, verſucht man es aber durch die Escadron zu gehen, ſo ſpringen ſie auf den unvorſichtigen Reiſenden, und zerquetſchen ihn

unter ihren Füßen. Das Sicherste ist, sich abwärts zu wenden, und sie vorbei zu lassen, um ihren Weg fortsetzen zu können. Ich habe gesagt, sie hätten einige, die 50 Schritte vor dem Zuge vorausgingen. Sie haben aber auch einen Anführer, der zwischen den Vorgängern und der Escadron geht, und fünf oder sechs andere Pferde gehen auf jeder Seite des Haufens, nach Art der Adjutanten, und ihre Verrichtung besteht darin, zu verhindern, daß keines seine Stelle verlassen kann. Wenn eins dieß versucht, mag es nun seyn aus Unbeständigkeit, oder wegen Hunger und Ermüdung, so beißen sie es, und bringen es wieder auf seinen Platz, und dieses gehorcht auch ohne Furcht. Drei oder vier Chefs gehen als Arriere-Garde fünf oder sechs Schritt vom Zuge. Ich habe oft auf Trinidad von dieser Disciplin der wilden Pferde reden gehört, indeß glaubte ich es kaum. Aber von dem, was ich eben angeführt, bin ich selbst zwei Mal an den Ufern des Guarapiche Augenzeuge gewesen, wo ich mich fünf Tage absichtlich aufhielt, in der Hoffnung, diese Trupps wilder Pferde vorbeikommen zu sehen.

Ich bin an den Ufern des Orinoco Haufen von 50 bis 100 wilden Ochsen begegnet. Immer gieng ein Anführer an der Spitze, und ein anderer hinterher.

Die Leute des Landes haben mich versichert, daß die wilden Esel bei ihren Reisen eben dieselbe Ordnung, wie die Pferde beobachten, aber daß die Maulesel, ob sie gleich auch in Haufen leben, sich beständig schlügen, und man keinen Anführer unter ihnen fände. Bei Annäher-

ung eines gemeinschäftlichen Feindes vereinigen, sie sich dennoch jedes Mal, und zeigen mehr List und Gewandtheit als die Pferde, die Schlingen zu vermeiden, die man legt, um sie zu fangen, und sich, wenn sie gefangen sind, wieder los zu machen.

Ich erinnere mich, einen wilden Maulesel gesehen zu haben, der dadurch aus einem Park zu Carupana entwischte, daß er sich niederwarf und sich todt stellte. Plötzlich steckte er seinen Kopf unter die Stange der Barrière, stieß sie um, und lief nach der Stadt zu. Dreißig Personen liefen aus vollen Kräften hinter ihm her, und nach einer zweistündigen Anstrengung, mußten sie die Hoffnung, ihn zu fangen, aufgeben. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich die List und Anstrengung, die dieses Thier anwandte, um zu entlaufen, erzählen wollte. Wir mußten darüber lachen, und ließen ihm seine Freiheit.

Nachricht über die Provinz Varinas.

Die Stadt und das Gebiet Varinas wurde 1787 von Maracaibo abgerissen; man verband damit einen Theil der Provinz Caracas, und machte daraus ein besonderes Gouvernement. Diese Provinz, die vor dieser Zeit von der Regierung vernachläßigt war, hat

von da an bedeutend an Cultur und Bevölkerung gewonnen.

Die Stadt Varinas hatte 1807 zwölf tausend Einwohner. Nach von Humboldt liegt sie unter dem 7° 33′ Breite, und dem 72° 22′ w. L. von Paris.

Diese Provinz hat nur drei andere Städte, nämlich:

St. Jayme mit einer Bevölkerung von 7000 Seelen.

St. Fernando, d'Apure mit einer Bevölkerung von 6000 Seelen.

B. Humboldt setzt St. Fernando unter den 7° 53′ 12″ Breite und 70° 20′ 11″ w. L.

Pedraza liegt am Fuße der Berge, welche die Ebenen von Varinas von der Provinz Maracaibo trennen. Diese kleine Stadt hatte 1807, 3000 Einwohner.

Die ganze Bevölkerung dieser Provinz, mit Inbegriff der eben genannten Städte, belief sich 1807 auf 141,000 Seelen.

Dieses Land ist noch in seiner Kindheit, obgleich der Boden an Fruchtbarkeit keinem anderen Theile von Südamerica nachsteht. Erst seit 20 Jahren baut man Zuckerrohr, Caffee, Indigo und Baumwolle. Vorher bauten die Einwohner nur Cacao und die Nahrungsmittel des Landes, deren sie zu ihrem eigenen Verbrauch bedurften. Ihre Ausfuhrartikel waren Thiere und Tabak, der auf allen Märkten so berühmt ist.

Man ſagt auf Caracas und Trinidad, daß der Tabak, den man in der Nähe von Varinas ſammelt, durch einen Wurm verdorben wird, der ſich in das Faß einfrißt, und den Tabak kurz nachher in Staub verwandelt. Ich habe indeß von dieſem Tabak gekauft, der zwei Jahre nach ſeiner Zubereitung noch gut, und ſeines alten Ruhms würdig war. Der Fehler, den man ihm ſeit einigen Jahren auf den Märkten von Trinidad und Venezuela beilegt, rührt ohne Zweifel von dem Zufalle, oder von der Nachläſſigkeit Derjenigen her, die ihn zubereiten.

Die Provinz Varinas wird von vielen Bächen und ſchiffbaren Flüſſen bewäſſert, die ſich in den großen Fluß Portugaiſe und Apure, einen Hauptarm des Orinoco, werfen.

Die Einwohner dieſer Provinz führen ein Hirtenleben. Sie leben in Hütten mitten unter zahlreichen Heerden. Bei allen ihren großen Reichthümern, bei dem Ueberfluſſe an dem, was zum Leben gehört, haben ſie doch das Mittel nicht, das zu kaufen, was zum Luxus der Kleidung, des Hausgeräths und der Europäiſchen Getränke gehört, denn ſie haben keine unmittelbare Communication mit den benachbarten Colonien, und da ſie im Inneren des Landes wohnen, ſo müſſen ſie ihre Waaren und ihr Vieh zu einem geringen Preiſe an die Schleichhändler von St. Tomas, von Anguſtura und Caracas verkaufen. Hat aber dieſe Provinz erſt einen freien Handel, ſo wird ſie der reichſte und bevölkertſte Theil der Erde werden; denn ihr

Klima iſt im Allgemeinen eben ſo geſund, als ihr Boden fruchtbar. Es giebt wenig Eingeborne in dieſer Provinz, ſie ſind faſt Alle in einer Miſſion Andaluſiſcher Capuziner vereinigt, welche fünf oder ſechs Stunden von St. Fernando d'Apure liegt. Ich glaube, daß es hier ungefähr 600 giebt.

Andere gebildete Eingeborne leben mit den Weißen und den Meſtizen in Hütten. Man zählt kaum ſechstauſend Sclaven unter der Bevölkerung der Provinz Barinas. Auch dieſe ſind nur Sclaven dem Namen nach, denn ſie leben in der größten Freundſchaft mit ihren Herren; ſie bekommen gleiche Kleidung, Nahrungsmittel und Wohnung mit ihnen.

Beſchreibung der Provinz Maracaibo.

Ich habe den See von Maracaibo beſchrieben, und die Geſchichte von der erſten Anpflanzung, der die Spanier den Namen Venezuela gaben, entworfen.

Die Stadt Maracaibo oder Neu-Zamora, war bis zum Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Hauptſtadt des Landes Venezuela. Als die Stadt Caracas der Hauptort des Obergouvernements, oder der Oberhauptmannſchaft wurde, ward die Stadt Maracaibo nur der Sitz des Gouverneurs dieſes Diſtrikts, welcher den Namen Provinz bekam.

Neu-Zamore wurde 1777 *) von Alonzo Pacheco, vier Jahre nach der Gründung von Caracas gestiftet. Coro, wie man vorher gesehen hat, war die Residenz der Gouverneure zur Zeit der Welser, aber diese Stadt ist in dem Gouvernement von Caracas geblieben, als man dieses Land in Provinzen theilte.

Die Häuser der Stadt Maracaibo sind gut von Steinen gebauet, ihr Klima ist gesund, aber warm. Man zählte hier 1807: 25,000 Einwohner, worunter 5000 Sclaven waren. Die Eingebornen der Stadt Maracaibo stehen in den Spanischen Colonien in dem Rufe, sehr geistvoll zu seyn. Die Jesuiten hatten hier ein Collegium, worin sie ausgezeichnete Köpfe bildeten. Maracaibo wurde der Sitz der Gelehrsamkeit in America. Aber mit jener Gesellschaft fielen auch in dieser Provinz die Einrichtungen des öffentlichen Unterrichts. Die Creolen von Maracaibo haben dennoch viel Geschmack für Literatur beibehalten. Aber was ist das für eine Literatur, die keine Classiker zu Führern hat? Die Jugend von Maracaibo, welche von der Natur viel Scharfsinn und Einbildungskraft bekommen hat, setzt ihren vorzüglichen Ruhm darin, sich durch Spitzfindigkeiten, und durch feines Raisonnement auszuzeichnen. Bei ihren Nachbarn werden die Einwohner von Maracaibo für treulose und proceßsüchtige Leute angesehen; aber ihre

*) Geschichte von Venezuela von Don Joseph de Oviedo y Banos, Buch 3 Cap. 6. S. 312.

Frauen ſind im Allgemeinen tugendhaft und ihren Pflichten treu.

Die Stadt Maracaibo hat auch ihr wunderthätiges Muttergottesbild.

Nach dem Depoſito liegt die Stadt Maracaibo unter dem 10° 43′ n. Br. und 73° 35′ w. L. von Paris. Das Caſtillo von St. Carlos, an der Mündung des Sees von Maracaibo, liegt nach den aſtronomiſchen Bemerkungen des Herrn von Humboldt unter 10° 7′ 7″ n. Br. und 73° 53′ 3″ w. L. von Paris.

Nach Maracaibo iſt Merida die bedeutendſte Stadt dieſer Provinz, welche 1558 von dem Capitán Juan Rodrigues Suarez gegründet wurde. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs und eines Kapitels. Sie hat auch ein Seminarium für junge Geiſtliche, und ein Collegium, welches mit der Univerſität Caracas wetteifert. Sie war einige Jahre, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts die Univerſität der Provinz. Mit Unrecht wird ſie noch als Hauptſtadt in dem Dictionäre von Acedo, Madrid 1788, aufgeführt. Dieſe Stadt liegt zwiſchen drei Flüſſen, die eine Inſel aus ihrem Gebiete bilden, und ſich in den See von Maracaibo ſtürzen. Die Lage derſelben, in der Nähe von Gebirgen, macht die Witterung ſehr veränderlich. Dennoch behaupten die Einwohner, daß man ſich durch beſtändiges Tragen ihrer wollenen Kleidung, in die-

ser Stadt eben sowohl befindet, als an jedem anderen Orte. Nach Hrn. von Humboldt liegt Merida unter 8° 3′ n. Br. und 73° 12′ w. L. von Paris.

Nun folgt die Stadt Truxillo, welche 1520 von Diego von Parados gegründet, und einst für die schönste Stadt dieses Theils von America gehalten wurde. Sie wurde aber im Jahr 1678 von dem Flibustier Grammont, der 12 Stunden von hier landete, geplündert und angezündet. Alle Einwohner, die nicht entfliehen konnten, mußten über die Klinge springen. Die Ueberreste der Gebäude sind Monumente ihrer vergangenen Größe. 1807 zählte man 12,000 Einwohner.

Diese Stadt liegt mitten zwischen Bergen, wo man einer sehr milden Temperatur genießt. Man baut in den Thälern dieses Klima's die Producte der Tropenländer, und auf den Hügeln und hochgelegenen Orten Getraide, den Weinstock und andere Producte der gemäßigten Europäischen Gegenden.

Truxillo liegt nach den Spanischen Charten unter 8° 26′ n. Br. und 72° 22′ w. L. von Paris.

Gibraltar ist ein anderer kleiner Ort, der am See und Flusse der Stadt Maracaibo gegenüber liegt. Man zählt hier 3000 Einwohner.

Die Bevölkerung der Provinz Maracaibo belief sich im Jahr 1807 auf 174,000 Menschen.

Ueberſicht der Bevölkerung der Provinzen von Venezuela, im Jahr 1807.

Caracas	496,772	Einw.
Cumana	96,000	—
Inſel Margaretha . .	16,000	—
Das Spaniſche Guyana . .	52,000	—
Barinas	141,000	—
Maracaibo	174,000	—
Summa	997,972	

Unter dieſer Bevölkerung giebt es ungefähr 200,000 Weiße, unter denen man kaum 20,000 Europäer zählte, die freien farbigen Menſchen, ein Gemiſch von Europäiſchem, Indianiſchen und Afrikaniſchem Blute, beſtanden aus 435,000 oder 436,000, die ſchwarzen Sclaven und Mulatten beliefen ſich auf 58,000. Indianer gab es ungefähr 282,000, wovon etwa 210,000 in den Miſſionen vereinigt ſind, oder Handwerke in den Städten und Dörfern treiben.

Nach einer, im Januar 1811 vorgenommenen Zählung, belief ſich die Bevölkerung dieſer Provinz auf 1,000,000 Menſchen.

Da der Staat Venezuela 16,824⅔ g. □ M. hat, ſo würde das auf eine g. □ M. faſt 6 Menſchen tragen.

Dieſe Bevölkerung iſt daher, im Vergleich mit der in Europa und gewiſſen Gegenden Aſiens, ſehr geringe. Aber man muß bedenken, daß es hier unermeßliche Wäl-

der ohne Einwohner giebt, und daß dieſes Land vor dreißig Jahren nur 500,000 Einwohner hatte. Die Umgebungen der Hauptſtadt Caracas, Cumana, Maracaibo u. ſ. w., ſind ſchon bevölkert genug, und ſeit zwanzig Jahren ſteht das Geborenwerden mit dem Sterben, wie 1 zu 6 oder 7 im Verhältniſſe.

Neuntes Kapitel.

Sitten und Gewohnheiten. Thierreich. Pflanzenreich. Ackerbau. Geologische Beobachtungen.

So habe ich die historische Uebersicht und die Beschreibung der Spanischen Colonien, auf die sieben *) Provinzen, oder eigene Gouvernements beendigt, woraus die Oberhauptmannschaft oder das Obergouvernement von Caracas oder Venezuela bestand. Ich habe die besonderen Gränzen von einer jeden Provinz, und die allgemeinen der Oberhauptmannschaft viel genauer angegeben, als es vor mir irgend ein Reisender, oder Geograph gethan hat. Ich habe die des Herrn Depons, und von mehrern gelehrten Geographen wiederhohlten geographischen Irrthümer gehoben, (s. das vorhergehende Kapitel.) Dieses Kapitel wird ein Gemälde der Sit-

*) Die Insel Trinidad war vor 1797 eine abhängige Provinz von der Oberhauptmannschaft, dem Intendanten und der Audienzia von Caracas, oder Venezuela.

ten und Gebräuche der Einwohner dieſes Landes, und einige Beobachtungen über das Thier- und Pflanzenreich, über den Ackerbau und Geologie enthalten.

Die Bevölkerung dieſes Landes beſteht, wie die der übrigen Colonien, aus vier Claſſen, aus Weißen, Indianern, Negern und Farbigen, oder Menſchen von gemiſchter Raſſe. Dieſe vier Kaſten werden eingetheilt in Weiße, die in Europa geboren ſind, gemeiniglich Gachupines genannt, in Creoliſche Weiße, Abkömmlinge der Europäer, in Meſtizos, ein Gemiſch von Europäiſchem und Indianiſchem Blute; in Zambos, ein Gemiſch von Indianiſchem und Neger- oder Afrikaniſchem Blute; in Mulatten, ein Gemiſch von Europäiſchem und Afrikaniſchem Blute, endlich in Neger, Afrikaner und Creolen.

Die Spanier, welche in Europa geboren ſind, ſehen ſich hier als eine über die übrigen Weißen erhabene Claſſe an. In Europa geboren zu ſeyn, iſt in den Spaniſchen Colonien eine Art von Adel. Indeß haben auch die in der neuen Welt gebornen Weißen, dieſelben Anſprüche auf eine berühmte Abkunft. In der Oberhauptmannſchaft von Caraccas haben faſt alle Weiße den Glauben: daß ſie von den alten Conquiſtadores (Eroberern) abſtammen; aber wenn ſie gleich auf dieſen Urſprung ein großes Gewicht legen, ſo werden ſie doch von den Europäern den übrigen Kaſten nachgeſetzt, aus dem einfachen Grunde, daß dieſe von dem Regenten des Landes faſt zu allen bedeutenden und vortheilhaften Stellen ernannt werden.

Die Creolen in den Französischen Colonien, wurden weit besser behandelt; sie genossen nicht allein alle die Vorrechte der Europäer, sondern es war schon hinreichend, in einer weißen Familie in den Französischen Colonien geboren zu seyn, um alle Vorrechte der Personen zu genießen, die aus angesehenen Familien abstammen.

Die Colonialinstitute, die von der vorigen Spanischen Regierung gegründet sind, waren nur dazu bestimmt, unter die verschiedenen Kasten Mißtrauen und Haß zu verbreiten; diese Kasten trennten die Einwohner des Landes mehr, als daß sie dieselben vereinten. Trennen, um zu regieren, dieß war das Moralprincip, welches die ehemalige Spanische Regierung brauchte, um die Colonien unter dem Joche schmachten zu lassen. Auch findet man im Allgemeinen bei den Spanischen Creolen nicht jenen biederen, edlen, wohlthätigen, gastfreundlichen und dem Geiste der Ritterzeit sich nähernden Charakter, welcher so auffallend die Creolen der Französischen und Englischen Colonien von den andern neueren Nationen unterscheidet.

Die Natur hat freilich den Creolen der Spanischen Colonien die Gaben des Geistes und des Herzens nicht verweigert; sie haben im Allgemeinen viel Verstand und Einsicht, und die Fremden erkennen ihre Biederkeit in Handelsgeschäften an. Aber es herrscht unter ihnen der Geist des Mißtrauens, der Eifersucht und der Etiquette, welche die Eintracht aus ihren Gesellschaften verbannt. Immer sprechen sie nur von Processen. Die Colonien wimmeln von Advocaten und Procuratoren. Diese beiden

Stände sind fast die einzige Laufbahn, die dem Ehrgeize der Creolischen Jugend offen steht, die eine nur zu große Fertigkeit in der Schikane und dem Betruge zeigt. Viele von ihnen werden Priester oder Mönche. Eine weiße Familie, worin drei oder vier Knaben sind, würde sich für entehrt halten, wenn nicht einer in den geistlichen Stand träte. Ehemals wurden viele Mädchen Nonnen; aber in den Klöstern sind so große Unordnungen eingerissen, die Sitten sind hier so verdorben, daß die Mönche seit einigen Jahren viele Mühe haben, Frauenzimmer aus angesehenen Familien in's Kloster zu ziehen.

Der Soldatenstand ist seit einigen Jahren eine Laufbahn für die Jugend der Spanischen Colonien. Karl III. errichtete Colonial-Regimenter nach dem Beispiele Frankreichs. Kühnheit und Thätigkeit sind ebensowohl Charakterzüge des Spanischen Creolen, als auch des Französischen und Englischen. Die Errichtung der Colonialregimenter und Milizen (Nationalgarden) in den Spanischen Colonien wurde hier mit Entzücken aufgenommen, eine Epaulette und ein Degen haben einen unaussprechlichen Reiz für jeden Creolen. Der Anblick dieser Zierathen macht, daß das Herz eines Creolen von 14 oder 15 Jahren schlägt; er seufzt nur nach dem Augenblicke, wo er sie anlegen kann. Die Biederkeit und der Edelmuth, welche bei allen Nationen das Militär auszeichnen, haben eine glückliche Revolution in den Herzen der Venezuelaner hervorgebracht, und den

Geiſt der Ränke und Etiquette, der alle edlen und höheren Gefühle unterdrückte, verſcheucht.

Als die Spaniſche Regierung Colonialregimenter bildete, ſo hat ſie nicht das ungerechte und abſurde Reglement unſerer alten Monarchen nachgeahmt, nach welchem kein farbiger Menſch zu einer Offizierſtelle gelangen konnte; ſie hatte den guten Vorſatz eine, in den Franzöſiſchen und Engliſchen Colonien durch Vorurtheile und eben ſo unvernünftige, als ungerechte und unpolitiſche Geſetze herabgeſunkene, Menſchenclaſſe auf keine Weiſe in Maſſe zu beleidigen. In den Spaniſchen Colonien nahm man ſeit einigen Jahren die Offiziere aus freien farbigen Menſchen.

Nirgends haben die Vorurtheile der Geburt und das Wort Adel ſolche Gewalt, als in den Spaniſchen Colonien. Drei Viertheile der weißen Familien nennen ſich adlich. Faſt Alle behaupten, von den alten Conquiſtadores oder Offizieren abzuſtammen, die zur Eroberung dieſer Gegenden gebraucht worden ſind. Die Provinz Caraccas hat unter ihren Einwohnern ſechs Perſonen mit einem Titel, 3 Grafen und 3 Marquis.

Die hohe Meinung, welche die Spaniſchen Creolen von dem Adel ihrer Geburt haben, verhinderte nicht, daß die Familie eines Creoliſchen Frauenzimmers, die reich und von hoher Geburt war, ſich ehemals eine Ehre daraus machte, einen Europäiſchen Spanier, ohne Namen, ohne Vermögen, und oft auch ohne Erziehung

zum Schwiegersohn zu haben. Dieß Vorurtheil ist seit einigen Jahren verschwunden; es verwandelte sich in eine Art von Abneigung für Spanien. Sie haben Europa den Namen Gachupien und den Europäern Gachupiers gegeben. Man nennt auch die Europäer Chapetones. Somos Americanos y no Gachupines: wir sind Americaner und nicht Spanier, sagen zuweilen die Creolen von Venezuela und der übrigen Spanischen Besitzungen mit Bitterkeit und Stolz.

Es giebt kein Beispiel davon, daß ein weißer Creole der Provinzen von Venezuela jemals einen Mord begangen habe; man hat mich versichert, daß dieses Verbrechen in diesem Lande nur durch Andalusische Europäer oder Zambos begangen sey.

Die Sclaven genießen in der Oberhauptmannschaft von Caracas und in den anderen Spanischen Besitzungen ein Vorrecht, welches man in den Französischen und Englischen Colonien nicht kennt. Sie können nämlich ihre Herren dazu zwingen, sie freizulassen, wenn sie ihnen 300 Piaster bezahlen. Der Sclave, der von seinem Herrn mit Ungerechtigkeit oder Grausamkeit behandelt wird, hat das Recht, sich beim Richter darüber zu beklagen, der alsdann befiehlt, daß er an einen Herrn, dessen Menschlichkeit bekannt ist, verkauft wird.

Kein wohl unterrichteter Mensch glaubt jetzt noch an die lächerlichen Paradoxismen von Pauw, der be-

hauptet, daß alle Americaner von einem ausgearteten und äußerst gemeinen Geschlechte abstammen. Es würde aus diesem Systeme folgen, daß der Mensch und die Thiere ebensowohl dem Einflusse des Bodens und des Klimas unterworfen wären, als die Pflanzen, die durch ihre Wurzeln dem Boden angehören, und keine Werkzeuge der freien Bewegung haben.

Das Gemälde, welches er von der physischen und geistigen Schwäche der Americaner machte, ist nur eine untreue und grobe Caricatur. In den gemäßigten und kalten Gegenden America's steht der Mensch keineswegs seinem Europäischen Ahnherren nach. In einigen Gegenden dieses Landes ist er ihm vielleicht in physischer und moralischer Hinsicht überlegen. Wenn der Americaner alle seine Kräfte zum Handeln gebrauchen kann, so sage ich vorher, daß er den Europäer übertreffen wird. Er ist ein neuer Mensch, ein neuer Charakter, so wie die Welt, worin er lebt. Den Ausdruck neue Welt muß man hier nur im moralischen Sinne nehmen.

Partheiische und unwissende Schriftsteller haben behauptet, daß die Americanischen Inseln keinen, in den Wissenschaften und Künsten sich auszeichnenden, Mann gehabt haben. Aber ward nicht z. B. auf Martinique Herr Buck geboren (S. Raynal und sein Kapitel, in der Biographie der Herren Michaud)? War jener ein gewöhnlicher Mann? Er hatte diese Colonie niemals verlassen, er hatte keine wissenschaftliche Bildung bekom-

men, und er erſchien in einem Alter von 36 Jahren wie ein Meteor in der conſtituirenden Verſammlung, wo man ihn wegen ſeiner hinreißenden Beredtſamkeit und ſeiner vielfältigen Kenntniſſe bewunderte. Der berühmte Arzt de Lamure war ein Creole. Frankreich, Spanien, England haben unter ihren berühmten Männern viele Creolen; und dennoch ſind dieſe Länder in gewiſſer Hinſicht erſt in ihrem Entſtehen.

Diejenigen, welche Gelegenheit haben, die in dieſen Gegenden gebornen jungen Leute zu beobachten, die man der Erziehung wegen nach Europa ſchickt, müſſen ſagen, daß ſie ganz beſonders zu allen Wiſſenſchaften und Künſten geſchickt ſind, und daß ſie im Allgemeinen den gemeinen Schlag Europäer an Klarheit und Reinheit der Ideen übertreffen, und dieß iſt doch das erſte Zeichen eines guten Geiſtes, und die Charakteriſtik des ächten Genies. Zwar vernachläſſigen die Meiſten die Bildung ihres Verſtandes, wenn ſie in ihr Land zurückkommen. Ich gebe gern zu, daß die Hitze des Klima's ſie zur Trägheit reizt; aber ich muß geſtehen, daß es in dieſen Colonien keine Anſtalten giebt, welche die Menſchen antreibt, ihre Geiſtesgaben auszubilden. Die Reichen leben in Vergnügungen und in der Trägheit, während daß diejenigen, die der Vermehrung ihres Vermögens bedürftig ſind, beſtändig ihren Geiſt auf dieſen Zweck richten. Man verbinde nun mit dieſen Urſachen die große Neigung zu den Freuden der Liebe; ferner die Nothwendigkeit über Neger zu herrſchen, die gemeiniglich dumme und träge Weſen ſind, ſo daß die

Aufsicht über alle Neger in einer Pflanzung die ganze Aufmerksamkeit eines thätigen und einsichtvollen Mannes beschäftigt, und man wird es sich erklären können, warum es in dem jetzigen Zustande der Dinge so schwer ist, in diesem Lande mit Erfolg Künste und Wissenschaften zu betreiben, die so viel Zeit, so viel Ruhe, Anstrengung und Unabhängigkeit von jeder andern Beschäftigung erfordern.

In Europa macht man den Americanern den Vorwurf, daß sie schlechte Sitten haben. Was verstehen aber die Heuchelei und die affectirte Ehrbarkeit unter guten und schlechten Sitten?

Nach meiner Meinung bestehen gute Sitten hauptsächlich in einem wohlthätigen Charakter, in der Ausübung dieser Tugend, die alle andern in sich faßt, dieser Tugend, die nach dem Ausdrucke des göttlichen Stifters der christlichen Religion eine Menge Fehler bedeckt. Gute Sitten haben oder tugendhaft seyn, das scheinen mir gleiche Ausdrücke zu seyn. Hierin liegt es, unsere Pflichten zu erfüllen, indem wir so viel, als wir nur können, dazu beitragen, unsern Nächsten gut und glücklich zu machen. Ein guter Vater, eine gute Mutter, deren Handlungen alle den Zweck haben, ihre Kinder glücklich zu machen; ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein guter Nachbar, der die Leiden eines andern so viel als möglich mildert, sind nach meiner Meinung tugendhafte Menschen, Menschen von guten Sitten.

Aber unter guten Sitten versteht eine gewisse Classe der Menschen ausschließlich die Verzichtleistung auf den

Genuß der Freuden der Liebe, wenigſtens ein Verheimlichen dieſes Genuſſes vor den Augen der Welt. Denn nach dieſen neuen Phariſäern heißt im Geheimen ſündigen: nicht ſündigen.

Gott ſoll mich behüten, daß ich mich hier zum Apologiſten des Concubinats aufwerfe. Der muß ja ein eiſernes Herz haben, der ohne zerreißende Gefühle die Häuſer anſehen kann, die mit Findelkindern angefüllt ſind, der ohne Mitleid jene unglücklichen Opfer ſehen kann, die gegen ihre gefühlloſen Väter um Rache ſchreien.

Zur Ehre der weißen Europäer ſey es hier noch bemerkt, daß ſie ihre ausſchweifende Lebensart geheim halten. Allein das Kind büßt die Sünde des Vaters. Bei ihnen kommt es nicht darauf an, tugendhaft zu ſeyn, ſondern nur die Fehler zu verbergen, und Alles ſo einzurichten, daß man ſeinem Lebensglücke nicht ſchade.

Freilich iſt das Concubinat in den Colonien ganz gewöhnlich. Aber das Concubinat iſt ja nichts gegen den Ehebruch; wenn er nicht durch die öffentliche Meinung hinreichend gebrandmarkt wird, erniedrigt er ein Volk am meiſten.

Der Ehebruch kennt jene lieblichen Gefühle nicht, welche die Quelle des Glücks und der Tugenden ſind.

Ein Coloniſt lebt mit ſeiner Haushälterin in einer Ehe der linken Hand, und ſelbſt dann, wenn er dieſes Band bricht, behält er noch eine große Zärtlichkeit

für die Kinder, die er erzeugt hat, und macht ſich daraus eine ſeiner erſten Pflichten, ſie glücklich zu machen.

Die erſten Geſetzgeber, welche die Sitten der Menſchen ſchufen, vergaßen nicht, den Ehebruch unter die verabſcheuungswürdigſten Laſter zu rechnen. Du ſollſt nicht ehebrechen, ſagt ausdrücklich der heilige Geſetzgeber in den zehn Geboten. Es iſt merkwürdig, daß er nicht auch hierher die Ausſchweifungen zwiſchen nicht verheiratheten Perſonen geſtellt hat. Auf einem weniger feierlichen Blatte wird ihnen zwar die Unmäßigkeit als ein Fehler verboten. Aber den Ehebruch brandmarkt der Gott der Israeliten als ein weit gefährlicheres Laſter. Er wurde von den alten Nationen mit großem Abſcheue betrachtet, beſonders bei den Römern in den ſchönen Zeiten der Republik. Als der alte Cato junge Leute zu Hofdamen gehen ſah, ſo ſagte er, nur munter meine Freunde, beſuchet die Mädchen, aber verführet nicht die Ehefrauen.

Der Ehebruch iſt unter ihnen ſehr ſelten, und die Creoliſchen Frauen ſind die beſten Mütter.

Wir wagen es, mit allen unpartheiiſchen Perſonen zu behaupten, die in dieſen Colonien gelebt haben, daß die Coloniſten bei weitem die Einwohner der beſten Länder der alten Welt an ehelicher und väterlicher Liebe, und folglich auch an Frömmigkeit, Edelmuth, Wohlwollen, Muth im Unglück, Freiheit und Gaſtfreundlichkeit übertreffen. Alle dieſe unter ihnen allgemein ver-

breiteten Tugenden, geben dem freien und natürlichen Charakter dieſes Volkes einen antiken Anſtrich, der ſeit den letzten Jahren der Regierung Ludewigs XIV. und den ſchändlichen Zeiten der Regentſchaft aus unſeren Sitten verſchwunden iſt.

Wenn die Creoliſchen Frauen die beſten Mütter ſind, ſo ſind gemeiniglich die Männer die beſten Väter. Unter ihnen ſieht man jene egoiſtiſchen und gefühlloſen Väter, die in Europa ſo gemein ſind, nicht, die glauben, genug für ihre Kinder gethan zu haben, wenn ſie ihnen das hinterlaſſen, was ſie nicht verſchwenden konnten, und nicht mit in die andere Welt nehmen können. Solche Ungeheuer ſind in der neuen Welt unbekannt. Auch gleicht dort der Gehorſam der Kinder der väterlichen Liebe.

Der Creoliſche Vater glaubt mit Recht, daß er große Verpflichtungen gegen ſeine Kinder hat; daß eine der erſten iſt, ſie in eine Geſellſchaft, in eine eben ſo glückliche Lage, als die des Vaters, zu ſetzen; in einen wenigſtens eben ſo ehrenvollen Kreis, worin er ſich ſelbſt befindet. Nichts iſt in der geſellſchaftlichen Ordnung bewunderungswürdiger, als der Eifer, womit ein Creoliſcher Vater allen Fleiß anwendet, um ſein Vermögen zu vermehren. Ich muß arbeiten, um mich zu bereichern. Denn ich habe einen Haufen Kinder, die mich nicht gebeten haben, ſie zu erzeugen; ein dem Anſcheine nach gemeiner, aber vernünftiger und gefühlvoller Ausdruck, der den Americaniſchen Vater wohl kleidet. Man ſieht ſelbſt in die-

ſem Lande, daß nicht verheirathete Vettern eben ſo liebevoll für ihre Enkel beſorgt ſind. Auch genießt der Creole die Freuden des Lebens, ſobald er im Stande iſt, ſie zu genießen, während daß ein großer Theil der Europäer, wenn ich mich eines gemeinen Ausdrucks bedienen darf, nur dann erſt Brod haben, wenn ſie keine Zähne mehr beſitzen, und dieß rührt gemeiniglich von der dummen Gefühlloſigkeit ihrer Aeltern her.

Die Creolen ziehen gemeiniglich nur ihren Geſchmack, und ſelten das Vermögen bei Abſchließung eines Eheverbündniſſes zu Rathe. Man ſieht unter ihnen ſehr häufig, daß ein reicher Mann eine Frau ohne Vermögen heirathete, und man ſieht öfterer, daß ein begütertes Frauenzimmer einen Mann wählt, der gar nichts hat. Auch trifft es ſich ſehr oft, daß ein junger Mann und eine junge Frau ſich heirathen, und keine andere Mitgift als nur ihre Liebe haben.

Sie ſind jung, ſie werden arbeiten und ihr Glück machen, ſagen ihre guten Aeltern. In dieſem Lande, worin Arbeit und Fleiß nicht entehrend ſind, und wo jeder fleißige und thätige Menſch beſtimmt fortkommt, ſieht man, daß ſolche Verbundene zu großem Vermögen gelangen. Die Creolen glauben mit Recht, daß man bei der Wahl einer Verbindung, die Lebenslang dauern ſoll, und wovon das Glück oder Unglück der beiden Individuen, und aller derer, die ſie erzeugen, abhängt, das Herz beider Verbundenen entſcheiden müſſe. Auch widerſetzen ſich die Aeltern ſelten der Neigung ihrer Kinder, wenn übrigens die Wahl nichts

Entehrendes hat. Auch hier muß man dieſe Gerechtigkeit den Creolen widerfahren laſſen, daß ſie in dem Stücke, und zwar ſowohl die Männer, als auch die Frauen, ſehr zärtlich ſind. Nichts könnte daher ein Creoliſch wohlerzogenes Mädchen dahin bringen, einen Menſchen zu heirathen, der im Rufe eines Lügners oder eines Niederträchtigen ſtände.

Ich will nun dieſes Gemälde von den Sitten der verſchiedenen Stämme und Kaſten, welche die Oberhauptmannſchaft von Caracas bewohnen, mit einigen Bemerkungen über die Guahiras, wovon ich ſchon geſprochen habe, und welche die Gebirge von Merida und die Ufer des Rio-Hache bewohnen, beſchließen. Die Spaniſchen Geſchichtſchreiber dieſes Jahrhunderts, ſo wie auch die Franzoſen und Engländer, die ſie abgeſchrieben haben, ſtellen ſie als eine Horde wilder Räuber dar, die allen Bemühungen, ſie zu bilden, Widerſtand leiſteten. Die Spaniſchen Geographen verſetzen ſie unter die Indias Bravos, ein Name, den ſie den von ihnen nicht unterjochten Stämmen geben. Die Spaniſchen Geſchichtſchreiber zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts erzählen, daß die Guahira's zu jener Zeit Freunde von den Spaniſchen Bewohnern von Truxillo waren; daß die Miſſionäre ſie faſt ganz zum Chriſtenthume bekehrt hatten; daß ſie weit mehr Geſchicklichkeit und Geſchmack, als die anderen Indianer für die Künſte der Civiliſation zeigten, in welchen ſie in wenigen Jahren reißende Fortſchritte machten. Aber die Liederlichkeit der Einwohner von Truxillo veran-

lasste blutige Streitigkeiten zwischen ihnen und den Guahira's. Die Ersten hörten nicht auf, ihre Frauen zu verführen. Eines Tages trieb ein Trupp Spanier seine Verwegenheit so weit, daß er die Weiber aus einem ihrer Dörfer mit Gewalt entführte. Die Nation oder der Stamm der Guahira's stand in Masse auf, um diese Schmach zu rächen. Die Krieger zogen, mit den Waffen in der Hand, in Truxillo ein, und richteten ein großes Blutbad unter den Einwohnern an. Sie erklärten feierlich, daß sie auf die Religion so gottloser Menschen, denen nichts heilig wäre, Verzicht leisteten. Seit diesem Zeitpunkt sind alle Versuche der Spanischen Missionäre, sie mit ihrer Nation zu versöhnen, fruchtlos gewesen; und sie sind unversöhnliche Feinde des Spanischen Namens geblieben. So oft Spanien und England mit einander im Kriege gewesen sind, hat das Englische Gouvernement diese Antipathie benutzt, um die Guahira's zu bewegen, Feindseligkeiten gegen die Colonisten der Provinz Maracaibo auszuüben; dieß ist die Ursach ihrer Entvölkerung. Indeß sind die Guahira's doch weit civilisirter, als ihre Nachbarn, die anderen Indianer. Sie bebauen ihren Acker; sie weben Stoffe von Baumwolle und Wolle, woraus sie ihre Kleidungsstücke verfertigen. Sie halten Heerden, die für sie der Gegenstand eines ziemlich beträchtlichen Handels mit den Engländern von Jamaica sind; als Bezahlung erhalten sie dafür Branntwein, Feuergewehre und Schießpulver. Alle ihre Krieger sind beritten. Es sind wahre Karaiben, deren hohe Gestalt, und männlich stolzen, unabhängigen Charakter sie haben.

Fast alle Arten vierfüßiger Thiere, die man von Europa nach diesem Lande gebracht hatte, sind daselbst verwildert, und haben sich in den Wäldern, die ihnen Nahrungsmittel in Ueberfluß gewähren, sehr vermehrt. Der Ochse und das Pferd haben daselbst nicht die Schönheit des Pferdes von Spanischer Rasse behalten, ohne Zweifel, weil man sich zu wenig darum bekümmert; aber der Esel ist dort größer und schöner geworden. Indessen wetteifern die Pferde von Buenos-Ayres und Chili mit den schönsten Europäischen Rassen.

Die Ziege ist dort kleiner geworden, als die Europäische, aber ihr Fleisch ist besser; sie giebt sehr viel und sehr schmackhafte Milch.

Das Schaaf kömmt daselbst, wenn es gehörig gewartet wird, den schönsten Spanischen Rassen gleich. Ich habe auf der Insel Margaretha Schaafe und Hammel gesehen, deren Wolle vortrefflich war; das Fleisch der letzteren ist köstlich.

Das Schwein wird hier nicht so groß, als in Europa; aber es vermehrt sich stärker, und das frische Fleisch desselben ist schmackhafter und leichter zu verdauen, als das des Europäischen Schweines.

Es scheint gewiß, daß es vor der Ankunft der Europäer daselbst keine Hunde gegeben hat, und es ist merkwürdig, daß diejenigen, die mit den Wilden, die sie besonders lieb haben, in den Wäldern wohnen, da-

ſelbſt die Fähigkeit verloren haben zu bellen; ſie ſtoßen ein klagendes Geheul aus, wie die Wölfe. Ich habe Hunde von der Raſſe der Schäferhunde und der Doggen gehabt, deren Vater und Mutter in Europa geboren waren, und die nicht mehr bellten, ſondern nur heulten. Es iſt wahr, daß ich damals beinahe mitten in Wäldern lebte. Die Hunde, die in Städten und Dörfern leben, bellen wie die Europäiſchen. Der Schäferhund wird in dieſem Lande ein ſehr guter Jagdhund.

In einem ſo ausgedehnten und erſt ſo kürzlich civiliſirten Lande, wie die Generalcapitänſchaft Caraccas, wovon einige Theile ſogar nur die erſten Elemente der Civiliſation zeigen, muß man gewärtig ſeyn, eine große Verſchiedenheit zwiſchen den Sitten und den Gewohnheiten der Einwohner der Städte und der der Dörfer, und ſelbſt der Einwohner der Stadt Caraccas, z. B. die Einwohner der kleinen Städte und Flecken, zu finden. Man findet in der Stadt Caraccas den Luxus der Hauptſtädte Europens und eine Verfeinerung, und eine Uebertreibung in ihrer Höflichkeit, welche theils in der Spaniſchen Gravität, und theils in den wollüſtigen Sitten der Creolen, ihren Grund hat. Man möchte ſagen, ihre Sitten ſind eine Miſchung von den Sitten der Pariſer, und von denen der großen Italieniſchen Städte. Gleicher Geſchmack an Putz, an koſtbarem Hausrath, an Beſuchen der Etikette, an Bällen, Schauſpielen, Muſik und ſelbſt an Malerei, die dort noch in den erſten Windeln liegt. Die Einwohner von Caraccas

und von den andern Städten, speisen jedoch selten bei einander zu Mittag, und sind sehr mäßig. Aber sie geben sich häufig Vesperbrode oder Collationen, bei denen niemals Fleisch, sondern Chocolate, Kaffee, Thee, Kuchen Eingemachtes, Spanische Weine und dergleichen gereicht werden. Dabei zeigen sie dann gern ihr Porcelán und ihre Krystalle. Alte und junge Damen erscheinen dabei in ihrem größten Glanze, und die Männer scheinen in der Auswahl der Kleider, und in der Gefallsucht, den Frauen den Rang streitig zu machen. Dieß ist allen Einwohnern der Stadt Caracas eigen.

Ich habe etwas sehr Seltsames unter den Frauen von Cumana bemerkt; sie tragen nämlich weder Schleier noch Handschuh; auch haben sie bei angenehmen und ausdrucksvollen Gesichtern, einen kupferfarbigen Teint. Als ich zu Cumana war, präsentirte ich einer Dame, der ich Verbindlichkeiten schuldig war, einige Paar Handschuhe, für sie und für ihre Töchter. Sie nahm sie an, mit der Erklärung, daß weder sie, noch ihre Töchter sie tragen würden; das sey nicht Sitte zu Cumana; ein Mädchen, die sich dort mit Handschuhen und mit einem Schleier sehen ließe, würde für einen Zieraffen und für eine Kokette gehalten werden, die sich Jedermann zu heirathen scheuen würde; diese Narrenposse wäre gut für die Damen und Prinzen (?) von Caraccas. Bei dem Worte Prinzen von Caraccas fällt mir ein: ich hatte vergessen zu sagen, daß es bei den jungen Herrn nichts Seltenes ist, die Gemälde ihrer Geliebten an goldenen Ketten um den Hals zu tragen, ungefähr wie unsere Gecken die

Brille tragen, deren sie sich bedienen, um ihren Augen zu Hülfe zu kommen, die ohne Zweifel durch die Lectüre von Romanen angegriffen sind.

Ehe ich aufhöre, von den Indianern zu reden, muß ich eine Anekdote erzählen, welche einen Begriff von ihrer Schamhaftigkeit geben wird. Man weiß, daß die Einwohner der heißen Länder von Süd-America, bei denen die Civilisation keine Fortschritte gemacht hat, keine anderen Kleider tragen, als einen kleinen Schurz, oder eine Art von Binde, um ihre Geschlechtstheile zu bedecken. Eine Dame von meiner Bekanntschaft hatte eine junge Indianerin, Paria, die außerordentlich hübsch war, lieb gewonnen. Wir hatten ihr den Namen Grazie gegeben. Sie war sechszehn Jahr alt, und hatte sich eben mit einem ledigen Indianer von fünf und zwanzig Jahren verheirathet, der unser Jäger war. Es machte dieser Dame Vergnügen, sie nähen und sticken zu lehren. Wir sagten eines Tages zu ihr: Grazie, du bist schön, du sprichst gut Französisch, du bist immer bei uns: du mußt nicht wie die andern Wilden leben, wir wollen dir Kleider geben. Trägt dein Mann nicht auch Beinkleider und Hemden? Sie willigte endlich ein, und ließ sich ankleiden. Diese Dame und ich, wir machten ihre Toilette. Wir zogen ihr ein Hemde, einen Rock, Strümpfe und Schuhe an, wir banden ihr ein Tuch von Madras um den Kopf.

Sie war zum Entzücken schön: sie sah sich mit Wohlgefallen im Spiegel. Mit einem Male kommt ihr

Mann mit drei oder vier Indianern von der Jagd zu Hause. Er will sich todt lachen, und fängt an sie über ihr neues Costum aufzuziehen. Grazie schlägt die Augen nieder, wird roth, weint, läuft in das Zimmer dieser Dame, zieht sich die Kleider aus, springt aus dem Fenster, und kömmt nackt wieder (zu Hause) zurück. Ich bilde mir ein, es war ihr in dem Augenblicke, da ihr Mann sie zum ersten Male in Kleidern sah, ungefähr so zu Muthe, wie einer Frau zu Muthe seyn würde, welche von Männern nackt überrascht würde.

Ich habe nur noch weniges über die vierfüßigen Thiere dieses Landes zu sagen, welche beinahe alle von den Naturforschern, namentlich vom verstorbenen Herrn Sonnini und ganz zuletzt von Herrn von Humboldt beschrieben sind. Büffon, welcher den Versuch gemacht hatte, das Weibchen des Cavia Paca mit dem Hasen zu begatten, hatte die Organisation desselben nicht gekannt. Der Paca führt auf der Insel Trinidad und auf dem Spanischen Guyana den Namen Lapo. Ich hatte die Sonderbarkeit der Geschlechtstheile des Männchens bemerkt, und auf der Insel Trinidad in Jahre 1797 beschrieben, ohne zu wissen, daß Sonnini über denselben Gegenstand Bemerkungen heraus gegeben hatte. Er sagt, die (männliche) Ruthe des Paca sey mit zwei knorpeligen Haken versehen, wie bei dem Agouti. Ich habe vier dergleichen Thiere gesehn, und gefunden, daß seine Bemerkung bei dem letzten, welches ich sah, richtig war. Der Paca ist ein sehr schönes vierfüßiges Thier, das sich ziemlich leicht zahm

machen läßt. Dieſes Thier iſt ſehr reinlich. Es iſt aber größer als ein Haſe, hat einen ſehr gedrungenen Körperbau, und iſt gemeiniglich fett. Sein Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft. Von ſeiner Geburt an, bis zu dem Alter von vier bis ſechs Monaten, iſt ſein von Natur dunkelrothes Haar weiß gefleckt; nach ſechs Monaten aber verſchwinden die weißen Flecke.

Ich wundere mich, daß Sonnini, der vier Jahr auf Guyana zugebracht hat, und in dieſem Lande oft auf der Jagd geweſen ſeyn will, nicht bemerkt hat, daß der Paca gewiſſermaßen ein Amphibium iſt, oder wenigſtens, daß er von Jägern verfolgt unter das Waſſer taucht, worunter er mehrere Minuten bleibt, ohne auf der Oberfläche zu erſcheinen: das habe ich mehrere Male mit meinen eigenen Augen geſehen: auch gleicht ſeine Lunge gar ſehr der Lunge der Fiſchotter. Herr Sonnini hat Unrecht, wenn er es läugnet, daß es mehrere Arten von Paca's gebe, wie der Arzt Laborde an Büffon ſchrieb. Ich habe auf Trinidad und auf San Tome de Angoſtura zwei von dieſen Thieren geſehen, welche vollkommen dem Paca glichen, aber viel größer, und viel gepanzerter waren. Sie waren ſo groß wie Spürhunde. Das eine von beiden war im Orinoco, das andere auf den Ufern des Guarapiche gefangen worden. Dieſe Thiere haben einen unwiderſtehlichen Trieb ſich in's Waſſer zu ſtürzen, und ſie leben nicht lange im zahmen Zuſtande. Sie nähren ſich von Fiſchen und Pflanzen, welche am Ufer des Meeres und der Flüſſe wahnen. Ihr Haar iſt von

einem dunkleren Roth (d'un roux plus foncé) als das des Paca Cavia, ihre Hinterfüße ſind flach, wie die der Fiſchotter. Ihr Miſt iſt grünlich, und gleicht dem Kuhkoth, dagegen der Cavia Paca Linnaei, der ſich nur von Körnern und Wurzeln nährt, kleine trockne und längliche Klümpchen von ſich giebt. Die übrige Beſchreibung des Paca Cavia ſiehe Büffon, die Ausgabe von Sonnini, Latreille u. ſ. w. Bd. 27, Seite 329 ff.

Man findet in dieſem Lande ſechs Species von Sarigues, im gemeinen Leben Manicous genannt, obgleich derjenige, welchem die Naturforſcher dieſen Namen gegeben haben, wenn ich mich nicht irre, in Süd-America nicht exiſtirt, wohl aber in Nord-America. (Man ſehe Pennant und le Nouveau Dictionnaire d'Histoire naturelle, appliquée aux arts: Tom. XX. p. 145. Paris, Deterville. 1803.)

Die Sarigues von Venezuela ſind: erſtlich Didelphis Opossum; zweitens Didelphis Marsupialis; drittens Didelphis Murina; viertens Didelphis Brachiura; fünftens Didelphis Coyopollia oder Didelphis dorsigera; ſechstens der Yapoch, oder die kleine Fiſchotter von Guyana, Büffon's.

Jedermann weiß, daß die Weibchen von allen dieſen Sarigues, ausgenommen das Weibchen von Didelphis Murina oder der Beutelratte unter dem Bauche eine häutige Taſche haben, wo ſie ihre Jungen hineinſetzen, ſobald ſie geworfen ſind. Aber ich wundere mich, daß ich in Büffon und ſeinen Fortſetzern und in ei-

nem Werke, welches von Gelehrten vom erſten Range redigirt iſt, in dem Nouveau dictionnaire d'histoire naturelle, welches ich ſo eben citirt habe; ich wundere mich ſehr, ſage ich, daß ich da einen ſehr merkwürdigen Umſtand in der Organiſation der Sarigues nicht erwähnt finde, nämlich daß ihre Ruthe nach dem Schwanze hin gekehrt iſt, ſo daß ſie (dos à dos), mit dem Rücken gegen einander gekehrt, ſich begatten müſſen.

Auf der Inſel Trinidad und in den Provinzen von Venezuela befindet ſich der Agosti, und alle Leute kennen ihn, die auf den Antillen geweſen ſind. Zwei Arten von kleinen Hirſchen: Cervus Americanus und der Hirſch der Paletuviers, welcher in den ſumpfigen Gegenden lebt. Sie leben ſowohl auf der Inſel Trinidad, als auf dem Continent; doch giebt es keine auf der Inſel Tabago.

Eine Art Stachelſchwein, Couandou, von den Indianern Marſitans genannt; es iſt Hystrix prehensilis *Linnaei*.

Zwei Arten von Eidechſen, dort zu Lande unter den Namen Drache und Iguane bekannt.

Panzerthiere, (Armadillen, des tatous), merkwürdig wegen ihrer blättrigen Schuppen. Geſchlecht Dasypus. Zwei Arten von Ameiſenfreſſern.

Der Waſſerhund, oder Waldhund. — Ein Didelphis (Beutelthier). — Der Didelphis Philander *) befindet ſich auch auf Trinidad.

*) Iſt daſſelbe Thier, was oben, als Didelphis Murina vorkam.

Der Katzen-Tiger oder Jaguar von Neu-Spanien. (S. Büffon 9ter Bd. 1777, in 12.)

Herr Ledru ſagt, er falle niemals Menſchen an; er irrt ſich, er verwechſelt die Tigerkatze mit dem Jaguar.

Herr Ledru irrt ſich auch, wenn er ſagt: es gebe in den Wäldern von Trinidad zahlreiche Heerden von wildgewordenen Schweinen. Das Europäiſche Schwein iſt ſo wenig auf Trinidad, wie auf den Antillen wild geworden, vielleicht deßhalb, weil es in den Wäldern den Pecary, gemeinhin, wildes Americaniſches Schwein genannt, angetroffen hat. Dieſe führen mit den erſten einen grauſamen Krieg. Der Pecary muß gewiß mit unſerm Schweine von verſchiedener Art ſeyn, weil er ſich mit demſelben nicht reproducirt. Ich habe Mutterſchweine mit Pecary's ſich paaren laſſen, und umgekehrt. Ich weiß, daß andere Bewohner der Inſel und des Continents, dieſelbe Erfahrung gemacht haben; aber es hat ſich niemals gefunden, daß ein Pecary-Weibchen oder eine Sau trächtig geworden wären. Aeußerlich kommt der Pecary dem Schweine ziemlich nahe. Aber in ihrer Organiſation ſind Verſchiedenheiten, welche die Naturforſcher bemerkt haben. (S. Histoire naturelle, édit. de *Sonnini.* Art. *Pecary.*)

Die äußere, am meiſten charakteriſtiſche Verſchiedenheit der Pecary's, iſt eine Eichel auf dem Rückgrade zwiſchen Fell und Fleiſch. Sie hat etwa einen Zoll im Durchmeſſer; über der Eichel in der Haut be-

in Schaaren, welche gewöhnlich von dem Geierkönig Vultur Papa, angeführt werden; mit Unrecht setzt man den kleinen Americanischen Geier unter die Seevögel. Es ist wahr, man findet zuweilen welche auf den Küsten, wo sie dem Aase nachgehen; aber man findet sie in weit größerer Anzahl im Inneren des Landes, und immer schaarenweise. Die Fregatte — Pelecanus aquilus. *Gm.* Der gewöhnliche Tölpel — Pelecanus sula. *Gm.* Der Taucher oder Arschfuß — Colymbus Dominicus. *Gm.* Die Kriechente — Anas Dominica. Gm. Das große Wasserhuhn von Cayenne — Fulica Cayennensis. *Gm.* Der weiße Reiher — Ardea gazetta. *Gm.* Der vergoldete Regenvogel — Charadrius pluvialis *Gm.* Der Flamingo — Phoenicopterus. Eine Art von Caprimulgus (Ziegenmelker), welcher in den Höhlen der Felsen lebt die vom Meere bespült werden.

Die Waldvögel.

Der kleine rothe Aar — Psittacus aracanga. *Gm.* Der große Aar. Der grüne und rothe Papagei von Cayenne — Psittacus ochrocephalus. *Gm.* Der Kuruh-Kuaruh-Papagei — Psittacus aestivus. *Gm.* Der Papagei mit dem Halsbande — Psittacus Alexander. *Daud.* Der Papagei mit dem rothen Bande — Psittacus Dominicensis. *Daud.* Der kleine Papagei Maïpouri, mit schwarzem Kopfe — Psittacus Melanocephalus. *Gm.* Ein Grünspecht mit einer Haube. Der Buntspecht oder die Epiche von Jamaica — Picus Carolinus. *Lath.* Der Couroucou

mit rothem Bauche — Trogon Curucui. *Gm.* Der Fliegenvogel von Tabago — Trochilus Tabaci. *Gm.* Der goldgrüne Fliegenvogel — Trochilus viridissimus *Gm.* Die braungelbe Amsel — Turdus aurantius. *Gm.* Der Toucan mit goldenem Bauch und schwarzem Schnabel. Ein anderer Toucan mit goldenem Bauch und gelbem Schnabel. — Die feuerrothe Eule — Strix flammea. *Büffon.* Die Hausschwalbe mit weißem Halsbande — Hirundo Cayennensis. *Büffon.* Drei Arten von Hocco, dort zu Lande auch Paouy genannt. Diese Vögel leben paarweise und in dem Stande der Ehe, wie die Turteltaube; sie legen jedes Mal nur zwei Eier. Sie fliegen auch schaarenweise, und werden sehr leicht gezähmt. — Der Katraka und der Parraka sind sehr gemein in jenen Wäldern. Der erstere findet sich ebenso häufig auf der Insel Tabago, wie auf dem festen Lande; aber auf der Insel Trinidad ist er gar nicht, und obwohl man viele dorthin gebracht hat, so hat er sich dort doch nicht vermehrt. — Ringeltauben. Drei Abarten von Turteltauben. Die weiße Schnepfe. Drei Varietäten von wilden Enten.

Folgende Insecten sind von den Naturforschern der vom Capitän Baudin commandirten Expedition gesammelt worden:

Die Stier-Cassida — Cassida taurus. *Fab.* Eine Varietät von dem Melolontha rustica. *Fab.* Maikäfer. — Trox. Brente, welches der Longimanus des Fabricius zu seyn scheint; röthlich braun, mit buckligem,

kupfrigen und ſtachligem Bruſtſchilde, (corcelet); die Flügeldecken geſtreift, mit ſechs gelben Querſtreifen; die Schenkel mit einem Zahn verſehen, der Kopf cylindriſch, ausgenommen an der Baſis, wo die Augen ſtehen.

Die gefleckte Wanze — Horia maculata *Fab.* Die Hämorrhoidal-Biene — Apis hemorrhoïdalis. *Fab.* Die herzförmige Biene — Apis cordata. *L.* Die gezähnte Biene — Apis dentata. *F.* Eine Species von Apale. Die bunte Wanze — Lygaeus varicolor. *Fab.* Die knolligte Ameiſe — Formica tuberculata. *Encyclop.* 41. Die Americaniſche Weſpe—Vespa americana. *Fab.* Die phosphoriſche Fulgore — Fulgora phosphorea. *L.* — Die Schildkröten ſind auf der nördlichen Küſte ſehr gemein; ſie kommen vom April bis zum September an's Land.

Man findet in den Wäldern, die einen impoſanten Anblick gewähren, die meiſten der Bäume, welche die Wälder der Antillen, die Ufer des Orinoco und die Küſte von Terra Firma verſchönern.

Die Botaniker bemerken auch noch auf dem Boden von der Inſel Trinidad: Die Haspan-Cyperwurz — Cyperus Haspan. *Rottb.* Die hexandriſche Commeline — Commelina hexandra. *Aubl* Den Sinſeng mit vergoldeten Blättern — Panax chrysophylla. Der Gatilis mit Blüten an der Spitze — Vitex capitata. *Vahl.* Die einſeitige Carmantine — Justicia secunda. *Vahl.* Die ſtachlichte Morelle — Solanum hirtum. *Vahl.*

Den breitblätterigen Venusgürtel — Cestum latifolium. *Vahl.* Die purgierende Orellie — Allamanda cathartica. *L.* Die ſcharlachrothe Makrokneme — Macrocnemum cocoineum. *Vahl.* Die Fröhlichſche Mannstreue — Spathodea corymbosa. *Vent.* Die roſtfarbige Robinie — Robinia rubiginosa. *Poiret.* Die zottige Lupine — Lupinus villosus. *Willd.* Die rothgrüne Glycine — Glycine picta. *Willd.* Die niedrige Begonia — Begonia humilis. *Dry.* Die gewellte Tabernemontana — Tabernaemontana ondulata. *Vahl.* Die wolligte Tapogomea — Tapogomea tomentosa. *Aubl.* Der kletternde Tontel — Tontalea scandens. *Aubl.* Der Croton mit Baumwollenblättern — Croton gossypifolium. *Vahl.* Die gehörnte Tragie — Tragia corniculata. *Vahl.*

Alle in der Beſchreibung von Tabago erwähnten Bäume, exiſtiren auch auf der Inſel Trinidad.

Das iſt Alles, was ich über dieſe Theile der Naturgeſchichte von Venezuela und der Inſel Trinidad zu ſagen weiß. Es giebt auf dieſer Inſel mehrere Arten von Schlangen, wovon einige außerordentlich groß, aber dem Menſchen nicht gefährlich ſind; zwei Arten von Vipern, aber ſo ſelten und ſo furchtſam, daß ich niemals von einem Unglück gehört habe, welches ſie dort angerichtet hätten; man ſagt jedoch, die Schlange Mapipi ſey gefährlich, aber ſie muß wohl ſehr ſelten ſeyn. Denn ich habe niemals eine geſehen, wiewohl ich die Wälder ſo oft durchſtreift habe.

kupfrigen und ſtachligem Bruſtſchilde, (corcelet); die Flügeldecken geſtreift, mit ſechs gelben Querſtreifen; die Schenkel mit einem Zahn verſehen, der Kopf cylindriſch, ausgenommen an der Baſis, wo die Augen ſtehen.

Die gefleckte Wanze — Horia maculata *Fab.* Die Hämorrhoidal-Biene — Apis hemorrhoïdalis. *Fab.* Die herzförmige Biene — Apis cordata. *L.* Die gezähnte Biene — Apis dentata. *F.* Eine Species von Apale. Die bunte Wanze — Lygaeus varicolor. *Fab.* Die knolligte Ameiſe — Formica tuberculata. *Encyclop.* 41. Die Americaniſche Weſpe—Vespa americana. *Fab.* Die phosphoriſche Fulgore — Fulgora phosphorea. *L.* — Die Schildkröten ſind auf der nördlichen Küſte ſehr gemein; ſie kommen vom April bis zum September an's Land.

Man findet in den Wäldern, die einen impoſanten Anblick gewähren, die meiſten der Bäume, welche die Wälder der Antillen, die Ufer des Orinoco und die Küſte von Terra Firma verſchönern.

Die Botaniker bemerken auch noch auf dem Boden von der Inſel Trinidad: Die Haspan-Cyperwurz — Cyperus Haspan. *Rottb.* Die hexandriſche Commeline — Commelina hexandra. *Aubl* Den Ginſeng mit vergoldeten Blättern — Panax chrysophylla. Der Gatilis mit Blüten an der Spitze — Vitex capitata. *Vahl.* Die einſeitige Carmantine — Justicia secunda. *Vahl.* Die ſtachlichte Morelle — Solanum hirtum. *Vahl.*

mit rothem Bauche — Trogon Curucui.
Fliegenvogel von Tabago — Trochilu
Der goldgrüne Fliegenvogel — Troch
Gm. Die braungelbe Amsel — Tur
Der Toucan mit goldenem B
Schnabel. Ein anderer Touca u-
und gelbem Schnabel. — D ly-
flammea. *Büffon.* Die egonia
Halsbande — Hirundo ana — Ta-
Arten von Hocco, d Die wolligte Ta-
nannt. Diese Vög tosa. *Aubl.* Der klet-
Stande der Ehe, scandens. *Aubl.* Der Cro-
Mal nur zwei blättern — Croton gossypifolium.
und werden se hörnte Tragie — Tragia corniculata.
der Parr
Der erste
bago, Alle in der Beschreibung von Tabago erwähnten
Tri stimme, existiren auch auf der Insel Trinidad.
ge

Das ist Alles, was ich über diese Theile der Naturgeschichte von Venezuela und der Insel Trinidad zu sagen weiß. Es giebt auf dieser Insel mehrere Arten von Schlangen, wovon einige außerordentlich groß, aber dem Menschen nicht gefährlich sind; zwei Arten von Vipern, aber so selten und so furchtsam, daß ich niemals von einem Unglück gehört habe, welches sie dort angerichtet hätten; man sagt jedoch, die Schlange Mapipi sey gefährlich, aber sie muß wohl sehr selten seyn. Denn ich habe niemals eine gesehen, wiewohl ich die Wälder so oft durchstreift habe.

…bt drei Arten von Boaſchlangen. Ich habe
die 15 bis 19 Fuß lang waren; auf
hat man welche von 45 Fuß Länge
bei dieſem Rieſen unter den Rep-
ſt, das iſt die Art und Weiſe,
…erfüßigen Thiere verſchlingt
bezauberte Sphäre gera-
…, ein Perlhuhn, ein Paca,
…aſt ein Thier in der Nähe der
…eigehen, alsbald wird das vierfüßige
der Vogel von Convulſionen ergriffen; ſie
…en ihre Federn oder ihr Haar, und erwarten, ohne
…ie Flucht zu ergreifen, daß dieſes langſame und er-
ſtaunlich große Reptil ſie beim Kopfe nimmt. Dieſes
verbreitet alsbald einen weißlichen klebrigen Schaum
über den Körper ſeiner Beute, und verſchlingt ſie lang-
ſam und gemächlich. Iſt die Beute ein wenig groß, ſo
wickelt ſich die Schlange in ſich ſelbſt hinein, verkürzt
ſich, und wird um ſo dicker, als ſie voller iſt. Dann iſt
ſie genöthiget auszuruhen, um zu verdauen, oder viel-
mehr, weil ſie zu voll iſt, um ſich bewegen und kriechen zu
können. In dieſem Zuſtande könnte ein Kind, welches
ſich nicht vor ihrem ſchrecklichen Anblicke fürchtete, ſie mit
einem Stocke todtſchlagen, oder mit einem kurzen Sä-
bel in Stücke hauen, wie ich dieß oft von kleinen In-
dianern und von Negerknaben geſehen habe, welche ganz
ſtolz darauf waren, ein ſo großes Thier umgebracht zu
haben.

Es iſt hier der Ort zu bemerken, daß **Dominica** die einzige von den **Antillen** iſt (wenn man **Trini-**

Den breitblätterigen Venusgürtel — Cestum latifolium. *Vahl.* Die purgierende Orellie — Allamanda cathartica. *L.* Die ſcharlachrothe Makrokneme — Macrocnemum cocoineum. *Vahl.* Die Fröhlichſche Mannstreue — Spathodea corymbosa. *Vent.* Die roſtfarbige Robinie — Robinia rubiginosa. *Poiret.* Die zottige Lupine — Lupinus villosus. *Willd.* Die rothgrüne Glycine — Glycine picta. *Willd.* Die niedrige Begonia — Begonia humilis. *Dry.* Die gewellte Tabernemontana — Tabernaemontana ondulata. *Vahl.* Die wolligte Tapogomea — Tapogomea tomentosa. *Aubl.* Der kletternde Tontel — Tontalea scandens. *Aubl.* Der Croton mit Baumwollenblättern — Croton gossypifolium. *Vahl.* Die gehörnte Tragie — Tragia corniculata. *Vahl.*

Alle in der Beſchreibung von Tabago erwähnten Bäume, exiſtiren auch auf der Inſel Trinidad.

Das iſt Alles, was ich über dieſe Theile der Naturgeſchichte von Venezuela und der Inſel Trinidad zu ſagen weiß. Es giebt auf dieſer Inſel mehrere Arten von Schlangen, wovon einige außerordentlich groß, aber dem Menſchen nicht gefährlich ſind; zwei Arten von Vipern, aber ſo ſelten und ſo furchtſam, daß ich niemals von einem Unglück gehört habe, welches ſie dort angerichtet hätten; man ſagt jedoch, die Schlange Mapipi ſey gefährlich, aber ſie muß wohl ſehr ſelten ſeyn. Denn ich habe niemals eine geſehen, wiewohl ich die Wälder ſo oft durchſtreift habe.

Es giebt drei Arten von Boaschlangen. Ich habe welche gesehen, die 15 bis 19 Fuß lang waren; auf dem festen Lande hat man welche von 45 Fuß Länge gesehen. Aber was bei diesem Riesen unter den Reptilien sehr merkwürdig ist, das ist die Art und Weise, wie er die Vögel und vierfüßigen Thiere verschlingt welche so zu sagen, in seine bezauberte Sphäre gerathen. Es mag ein Huhn, ein Perlhuhn, ein Paca, ein Rehkalb oder sonst ein Thier in der Nähe der Boaschlange vorbeigehen, alsbald wird das vierfüßige Thier oder der Vogel von Convulsionen ergriffen; sie sträuben ihre Federn oder ihr Haar, und erwarten, ohne die Flucht zu ergreifen, daß dieses langsame und erstaunlich große Reptil sie beim Kopfe nimmt. Dieses verbreitet alsbald einen weißlichen klebrigen Schaum über den Körper seiner Beute, und verschlingt sie langsam und gemächlich. Ist die Beute ein wenig groß, so wickelt sich die Schlange in sich selbst hinein, verkürzt sich, und wird um so dicker, als sie voller ist. Dann ist sie genöthiget auszuruhen, um zu verdauen, oder vielmehr, weil sie zu voll ist, um sich bewegen und kriechen zu können. In diesem Zustande könnte ein Kind, welches sich nicht vor ihrem schrecklichen Anblicke fürchtete, sie mit einem Stocke todtschlagen, oder mit einem kurzen Säbel in Stücke hauen, wie ich dieß oft von kleinen Indianern und von Negerknaben gesehen habe, welche ganz stolz darauf waren, ein so großes Thier umgebracht zu haben.

Es ist hier der Ort zu bemerken, daß Dominica die einzige von den Antillen ist (wenn man Trini-

dad und Tabago nicht zu den Antillen rechnet), wo man Boaschlangen findet; aber sie sind nicht so groß, als die auf Trinidad und auf dem festen Lande. Und was ebenfalls sehr merkwürdig ist, ist das, daß die vierfüßigen Thiere, die Reptilien, und selbst die Vögel der Insel Trinidad nicht so groß sind, als die auf dem Continente von Venezuela, welche zu den nämlichen Gattungen gehören.

Eine zahllose Menge von Kröten verbreiten sich des Nachts über die Felder, daß Alles wiederhallt von ihrem Gequake. Myriaden von Feuerfliegen erscheinen mit einbrechender Nacht und ziehen leuchtende Furchen in der Luft.

Sollte ich einmal auf die Naturgeschichte dieser Insel so viel Zeit verwenden können, als nothwendig dazu gehört, so werde ich auch den Kunstfleiß der Ameise nicht vergessen; ich werde die dreisten Gewohnheiten der prächtigen Vögel auf dieser Insel und ihre, an Baumzweigen hangenden Nester beschreiben, welche vielleicht dem wilden Americaner die Idee von Hängematten gab. Dann will ich auch die schöne Mannichfaltigkeit der dortigen Schmetterlinge beschreiben, indem ich mit dem Laternenträger den Anfang mache.

Alle diese Insecten, diese Reptilien, die einen ekelhaft, die andern schön, tragen, ein jedes nach seiner Organisation, dazu bei, die Zwecke der Natur zu befördern. Alle arbeiten daran, die Atmosphäre gesund zu machen, indem sie das Wasserstoff- und Stickstoff-Gas

einathmen, deren allzu große Menge der Gesundheit edlerer Geschlechter von Thieren schaden würde.

Die Ufer dieser Insel glänzen von dem weißen, himmelblauen, scharlachrothen, purpur- und orangefarbigen Schmelz der prächtigen Muscheln. Es sind die nämlichen Gattungen, welche ich auf den Inseln Tabago und Trinidad bemerkt habe.

Pflanzenreich.

Die verschiedene Lebensart, welche mein Schicksal mich gezwungen hat, in den Colonien zu führen, die Bürgerkriege, häufige Reisen zur See, zu welchen ich vermöge meiner Geschäfte gezwungen war, und, ich muß es auch bekennen, meine unüberwindliche Neigung zum Reisen, lange und schreckliche Krankheiten, mehr durch Gemüthsaffecte und durch körperliche Strapatzen, als durch das Klima verursacht; der Mangel an Büchern und an Umgang mit unterrichteten Leuten in einem Lande, wo sie so selten sind, und wo man einzig und allein mit der Sorge reich zu werden und die Vergnügungen des Lebens zu genießen, beschäftigt ist; alle diese Ursachen vereinigt, haben mich verhindert, mich dem Studium der Botanik ganz nach meiner Neigung zu widmen. Ich habe inzwischen die vier letztern Jahre meines Aufenthaltes auf der Insel Trinidad, eine ziemlich sitzende Lebensart geführt, und während dieser Zeit den Ackerbau zum Hauptgegenstande meiner Beschäftigung gewählt. Seit dem Ausbruche der Revolution hatte ich mich mit zwei Botanikern von ausgezeichnetem Verdienste verbunden, mit Herrn de la Barre-

re, ausgezeichnetem Officier vom Geniecorps, der ſich auf der Inſel Trinidad etablirt hatte, ſo lange ſie Spanien gehörte, und noch daſelbſt wohnt, und mit dem guten und gelehrten Herrn Alexander Anderſon, Urheber des prächtigen botaniſchen Gartens auf der Inſel St. Vincent, des reichſten Gartens von Amerika und Aſien, wo er alle Pflanzen der Aequinoctial- und ſelbſt die der gemeinhin ſogenannten temperirten Regionen, z. B. Thée u. ſ. w. geſammelt hat. Ich habe mit dieſen zwei Gelehrten mehrere Excurſionen in die Wälder von Trinidad gemacht, indem ich mich damit beſchäftigte, Communicationen und Wege zu ſuchen, die Felſen und die phyſikaliſche Geographie des Landes zu ſtudieren, während Jene botaniſirten.

Hr. de la Barrère hatte im Jahre 1793, d. h. nach einem Jahre ſeines Aufenthaltes auf der Inſel Trinidad, daſelbſt zweihundert vierzig und etliche Pflanzen entdeckt, welche nicht auf den Antillen exiſtiren, die er beſucht hat. Er hat davon drei neue genera gebildet, indem er dem Buche Genera plantarum von unſerm berühmten M. A. L. de Jüſſieu gefolgt iſt. Es iſt ein großer Verluſt für die Botanik, daß andere Beſchäftigungen ihn dieſer Wiſſenſchaft entriſſen haben. Hätte er ſich derſelben ganz widmen können, ſo würde er ſie mit vielen Entdeckungen bereichert haben. Jedoch hat Hr. de la Barrère ein koſtbares Herbarium von den Antillen und der Inſel Trinidad durch Duplicate geſammelt. Warum ſchickt er es nicht nach Europa? Hr. von Jüſſieu und

andere Gelehrten, die ihn nicht vergeſſen haben, und die größte Liebe und Hochachtung für ihn hegen, laſſen ihn durch mich bitten, dieſes Herbarium an den gelehrten und großmüthigen Mäcen der Naturwiſſenſchaften, Sir Joſeph Bank's, Präſidenten der Königl. Societät zu London zu ſchicken: es wird in ſeinen Händen eben ſo großen Nutzen bringen, als wenn es im Kaiſerlichen botaniſchen Garten wäre. Die Cultur der Wiſſenſchaften, und die gelehrten Geſellſchaften genießen dieſen Vorzug vor allen übrigen menſchlichen Inſtituten; weil die Kriegesübel, weit entfernt, die Zuneigung und Hochachtung mehrerer Gelehrten verſchiedener Nationen für einander zu verringern, dieſen Geſinnungen nur noch mehr Lebhaftigkeit und Nachdruck geben, durch das Allen gemeinſchaftliche Verlangen und Bedürfniß, ſich ihre Ideen, Plane und Entdeckungen mitzutheilen, um das Fortſchreiten der Naturwiſſenſchaften zu beſchleunigen.

Die Inſel Trinidad zeigt gewiſſermaßen dem Geologen und dem Botaniker einen kurzen Abriß von Guiana und von den in der General-Capitänſchaft von Venezuela begriffenen Ländern; d. h. von den Ländern, welche einer Seits zwiſchen einem Theile der Cordilleras de los Andes und andern Gebirgsketten liegen, die davon ausgehen, und von der Seeſeite zwiſchen der Mündung des Amazonen- und der des Magdalenen-Fluſſes. Plúmier, Jaquin, Marggraf, Aublet, Sonnini und andere Naturforſcher haben Beſchreibungen von dem Thier- und Pflanzenreiche dieſes Landes gegeben; und der gelehr-

teſte Reiſende, Herr Baron v. Humboldt in ſeiner Reiſebeſchreibung, wo Alles neu iſt, worin er den Kreis aller (Natur?)-Wiſſenſchaften, von der Aſtronomie bis zu den Zoophyten herab, durchlaufen hat, hat in weniger als fünf Jahren ſeiner Reiſe durch verſchiedene Gegenden von America, der Natur mehr Geheimniſſe entriſſen, mehr Entdeckungen gemacht, glaube ich, als alle Gelehrte, welche vor ihm dieſe Erdſtriche beſucht hatten. Auf ſeine Werke vornämlich verweiſe ich diejenigen, welche die Naturgeſchichte der temperirten und Aequatorial-Klimate America's, und beſonders das Pflanzenreich kennen zu lernen wünſchen. Sie werden finden, daß während dieſer außerordentliche Mann den Lauf der Geſtirne berechnete, die phyſikaliſche Conſtitution des Globus beobachtete, meteorologiſche Beobachtungen anſtellte, Vögel, vierfüßige Thiere, Reptilien und Fiſche anatomirte, die Ueberbleibſel der Mexicaniſchen und Peruvianiſchen Alterthümer, der alten Welt unbekannte Sprachen, die Geſchichte und die Sitten der Eingebornen des neuen Continents ſtudierte, ein ſtatiſtiſches Werk über jene Länder ſchrieb, welches ganz allein einem Manne einen berühmten Namen verſchaffen würde; ſie werden finden, ſage ich, daß dieſe ungeheuern Arbeiten, die er in ſo kurzer Zeit und, man verzeihe mir den Ausdruck, wie im Fluge über die neue Welt hin vollendet hat, dieſem Leibnitziſchen Kopfe dennoch Zeit genug gelaſſen haben, um ungefähr zwei Tauſend zwei Hundert neue Pflanzen*) zu entdecken und zu beſchreiben! Und,

*) Er hat auf ſeiner Reiſe ein Herbarium von 6000 Pflanzen geſammelt.

sehr ehrenvoll für unsere Sprache, ihrer hat sich dieser berühmte Fremde bedient, um seine Arbeiten zu publiciren.

Da meine Geschäfte auf den Colonien mir nur erlaubten mich mit den Pflanzen, so weit sie mit dem Ackerbau und mit den Künsten und dem Handel Zusammenhang haben, zu beschäftigen, so werde ich mich auf diejenigen beschränken, deren Cultur und Bearbeitung Gegenstand der Industrie der Bewohner von Trinidad und von andern Provinzen von Venezuela ist. Es ist natürlich, daß ich zuerst vom Zuckerrohr spreche, welches die Hauptquelle der Reichthümer der Colonien war.

Die Eingebornen baueten kein Zuckerrohr zu der Zeit, da Columbus das neue Continent entdeckte. Es scheint bewiesen, daß es dort nicht existirte. Die Mexicaner kannten den Zucker nicht, aber sie kochten Syrup aus dem Safte der Agave, aus dem des Rohrs vom Türkischen Waizen (Mais) und aus dem Honig der Bienen. Jedoch verliert sich die Cultur des Zuckerrohrs im östlichen Asien und in China in das höchste Alterthum. Von Afrika kam sie nach Spanien und von den Canarischen Inseln nach St. Domingo, von wo sie zu den übrigen Colonien übergegangen ist. Nach Oviedo Valdes*) Erzählung wurde die erste Zuckerfabrik zu St. Domingo gegründet im Jahre 1520; und im Jahre

*) Ich verdanke diese umständliche Erzählung, betreffend die Arbeiten des Herrn Martin, dem ehrwürdigen Hrn. Thouin dem Aelteren, Professor im Jardin des plantes.

von allen benachbarten Inseln nach Martinique, um von dem neuen Rohre Stecklinge zu bekommen; ganze Kähnsladungen giengen ab; ich selbst habe welches nach Jamaica, nach den Etablissements der Familie Lambert, geschickt.

„Kurz, Sie können also versichern, daß Martinique die erste Insel ist, wo das Otaheitische Rohr im Großen cultivirt worden ist, und daß es sich von dieser Colonie in dem ganzen Archipelagus verbreitet hat. Sie können das Jahr 1790 als Epoche setzen, wo man angefangen hat, sich ernstlich damit zu beschäftigen, und das Jahr 1795 als die Epoche, wo der Zucker von diesem Rohr sich in schon etwas beträchtlicher Menge im Handel gezeigt hat.

„Sie sind vom Metier, ich brauche Ihnen also nicht zu sagen, wie man es machte, um die Vermehrung des Otaheitischen Zuckerrohrs zu beschleunigen; man pflanzte Kopf und Leib; man gab sich viel Mühe damit; so bepflanzte ich mit einigen Mauleselladungen vielleicht den zehnten Theil von einem Carré; nach 4 oder 5 Monaten schnitt man dieses Rohr ab, und jeder Schnitt gab schon 5 bis 6 Stecklinge. Diese zweite Pflanzschule hatte sich nach 4 bis 5 Monaten so vermehrt, daß sie, wenn sie geschnitten wurde, gleichfalls 6 Stecklinge gab, unbeschadet der ersteren, welche dasselbe that. So begreifen Sie hatte man bald 4 bis 5 Carrés. Und so fort gefahren hatte man bald dreißig.“

Diese Details könnten gewissen Leuten kleinlich scheinen. Aber es kommt hier darauf an, die wohl er-

worbenen Rechte eines berühmten Seefahrers und Französischen Gelehrten, Bougainville, welchen der Tod uns entrissen hat, wieder geltend zu machen; denn wir sind der Meinung, es giebt keinen wahrern und reinern Ruhm als den, eine neue Quelle von Reichthümern, welche das Gebiet des Ackerbaues erweitert, in sein Vaterland geleitet zu haben.

Hr. von Humboldt ist also über die Thatsache irre geleitet worden, wenn er in seinem Tableaux de la Nature sagt, daß Cook und Forster diese Pflanze zuerst bekannt gemacht haben; daß aber Forster in seiner Abhandlung über die Nahrungspflanzen der Inseln des östlichen Oceans den Werth dieses Productes nicht genug gekannt hat. Der berühmte Reisende setzt hinzu, der unerschrockene und unglückliche Capitän Bligh habe das Otaheitische Zuckerrohr und den Brodfruchtbaum nach Jamaica gebracht, von wo sie nach St. Domingo, Cuba, Trinidad und von dieser Insel nach dem festen Lande verpflanzt wurden u. s. w. *)

Ich läugne nicht, daß der Capitän Bligh nicht nach den Englischen Colonien Bougainvillesches Zuckerrohr und Brodbäume gebracht habe; aber diese kostbaren Gewächse waren in den Englischen Colonien schon bekannt, und man sieht aus dem achtbaren Zeugnisse des Herrn Du Buc, daß es Französische Colonisten sind, welche zuerst Versuche mit dem Bougainvilleschen Zuckerrohr angestellt haben.

*) Tableaux de la Nature. Tom I. p. 74 et suiv.

Einige Tage nach meiner Reise mit den Caraiben nach der Insel St. Vincent, wovon ich am Ende meines ersten Bandes gesprochen habe, kehrte ich nach St. Lucie zurück, wo ich nur einen Tag blieb; und da ich des Nachts gegen die Mitte Januars 1793 wieder abreiste, um auf einem Dänischen Schiffe nach Trinidad zu gehen, fanden wir in diesem Canal, zwischen St. Lucie und St. Vincent, zwei Englische Schiffe, welche uns zuriefen und uns baten, sie in den Haven von Kingstown auf der Insel St. Vincent zu steuern, welches wir auch thaten. Wir erfuhren bei Anbruch des Tages, daß wir mit dem berühmten Capitän Bligh zusammen wären. Ich besuchte ihn am Bord seines Schiffes und wurde sehr wohl von ihm aufgenommen. Ich war der Erste, der ihm sagte, was ich so eben in Englischen Blättern gelesen hatte, daß die aufrührerischen Matrosen, welche ihn 2 Jahre zuvor in einer Schaluppe auf dem großen Ocean allein gelassen hatten, in England mit dem Tode bestraft worden wären, mit Ausnahme eines Einzigen, und zwar des Strafbarsten, welcher, wie man versicherte, seine Begnadigung einer Erbschaft von 30 oder 40,000 Pfund Sterling verdankte, die ihm einer von seinen Onkeln hinterlassen hatte, der in Bengalen gestorben war. Kaum waren wir in dem Haven, so kam der Doctor Anderson, um ihm seinen Besuch zu machen. Die Unterhaltung fiel auf sein schreckliches Abenteuer; er wurde wüthend, wenn er davon sprach. Was, sagte er, den Schuldigsten hat man begnadigt; den, der mich mit Schimpfworten überhäufte, als ich in die Schaluppe ge-

worbenen Rechte eines berühmten Seefahrers und Französischen Gelehrten, Bougainville, welchen der Tod uns entrissen hat, wieder geltend zu machen; denn wir sind der Meinung, es giebt keinen wahrern und reinern Ruhm als den, eine neue Quelle von Reichthümmern, welche das Gebiet des Ackerbaues erweitert, in sein Vaterland geleitet zu haben.

Hr. von Humboldt ist also über die Thatsache irre geleitet worden, wenn er in seinem Tableaux de la Nature sagt, daß Cook und Forster diese Pflanze zuerst bekannt gemacht haben; daß aber Forster in seiner Abhandlung über die Nahrungspflanzen der Inseln des östlichen Oceans den Werth dieses Productes nicht genug gekannt hat. Der berühmte Reisende setzt hinzu, der unerschrockene und unglückliche Capitän Bligh habe das Otaheitische Zuckerrohr und den Brodfruchtbaum nach Jamaica gebracht, von wo sie nach St. Domingo, Cuba, Trinidad und von dieser Insel nach dem festen Lande verpflanzt wurden u. s. w. *)

Ich läugne nicht, daß der Capitän Bligh nicht nach den Englischen Colonien Bougainvillesches Zuckerrohr und Brodbäume gebracht habe; aber diese kostbaren Gewächse waren in den Englischen Colonien schon bekannt, und man sieht aus dem achtbaren Zeugnisse des Herrn Du Buc, daß es Französische Colonisten sind, welche zuerst Versuche mit dem Bougainvilleschen Zuckerrohr angestellt haben.

*) Tableaux de la Nature. Tom I. p. 74 et suiv.

widersetzen; diese Menschen haben sich vier oder fünf Jahre lang gestrauet, das Bougainvillesche Rohr zu bauen; aber jetzt, da sie sehen, daß es ein Drittel Zucker mehr giebt, als das Creolische Rohr, hat ihr Eigennutz sie gezwungen, es zu bauen. Es hat noch den Vortheil, daß sein strohiges Rohr mehr Feuerung giebt, und den, daß es nach Verlauf von zehn Jahren noch ganz ansehnliche Aerndten auf sehr mittelmäßig fruchtbarem Boden, und nach fünfzehn bis sechszehn Jahren noch auf fruchtbarem Boden giebt, während man das Creolische Rohr auf wenig fruchtbarem Boden alle zwei Jahr, in besserem Boden alle vier oder fünf Jahre auf's Neue pflanzen muß; ein unschätzbarer Vortheil in Ländern, wo die Menschenarme so selten sind.

Was aber diese Pflanze noch werther machen muß, das ist so zu sagen die Biegsamkeit, die Geschmeidigkeit seiner Organisation; ich will sagen die Eigenschaft, welche es vor dem Creolischen Rohre voraus hat, sich in die verschiedenen Temperaturen zu schicken. Man weiß, das Creolische Zuckerrohr giebt in den Gegenden, wo der Thermometer von Reaumur, nur einige Monate lang, unter 15° fällt, fast gar keinen Zucker, oder man muß es alle Jahr auf's Neue pflanzen, wenn man einigen Ertrag davon haben will. So verhält sich's nicht mit dem Bougainvilleschen Rohre. In Louisiana hatte man vor der Französischen Revolution auf den Bau des Zuckerrohrs beinahe Verzicht geleistet, weil das Creolische Rohr dort fast gar keinen Zucker gab. Die Emigrirten von St. Domingo haben das Bougainvillesche Zucker-

worfen wurde; den, der nicht wollte, daß man uns Zimmerzeug gäbe! Ich ermorde ihn, wenn ich ihn treffe, wäre es auf den Stufen des Thrones! ... Er hat jedoch nicht Wort gehalten.

Der Capitän Bligh hatte Bougainvilleſches Rohr und andere Pflanzen, aus der Südſee, am Bord. Er gieng von St. Vincent nach Jamaica; dieß hat ohne Zweifel die Meinung veranlaßt, er ſey der Erſte geweſen, der es nach den Colonien von America gebracht habe.

Seit zwei Jahren bauet man in den Colonien kein anderes Rohr mehr als Bougainvilleſches, weil es viel länger und viel dicker iſt und mehr Saft giebt, als das Creoliſche Rohr. Vor dieſem hat jenes einen großen Vorzug, weil man es zehn Monate, nachdem es gepflanzt iſt, ſchon ſchneiden kann. Jedoch die wohlhabenden Pflanzer ſchneiden es nur alle vierzehn Monate, und alsdann giebt es ein Drittel Saft mehr, als das Creoliſche Rohr von demſelben Alter.

Verſchiedene Perſonen, unter andern Hr. Depons, ſchreiben, das Bougainvilleſche Zuckerrohr arte in America aus; der Zucker, den man davon gewinne, ſey nicht ſo gut, wie der vom Creoliſchen Rohr; er ſchmelze, zum Theil auf der Ueberfahrt u. ſ. w. Das ſind Irrthümer, die jetzt alle Coloniſten einſehen. Es giebt in den Colonien wie überall ſchlechtgeſinnte Menſchen, welche ſich den nützlichen Entdeckungen mit dem ganzen Gewicht ihres Eigenſinnes, ihrer Eitelkeit und ihrer Unwiſſenheit

widerſetzen; dieſe Menſchen haben ſich vier oder fünf Jahre lang geſträubt, das Bougainvilleſche Rohr zu bauen; aber jetzt, da ſie ſehen, daß es ein Drittel Zucker mehr giebt, als das Creoliſche Rohr, hat ihr Eigennutz ſie gezwungen, es zu bauen. Es hat noch den Vortheil, daß ſein ſtrohiges Rohr mehr Feuerung giebt, und den, daß es nach Verlauf von zehn Jahren noch ganz anſehnliche Aerndten auf ſehr mittelmäßig fruchtbarem Boden, und nach funfzehn bis ſechszehn Jahren noch auf fruchtbarem Boden giebt, während man das Creoliſche Rohr auf wenig fruchtbarem Boden alle zwei Jahr, in beſſerem Boden alle vier oder fünf Jahre auf's Neue pflanzen muß; ein unſchätzbarer Vortheil in Ländern, wo die Menſchenarme ſo ſelten ſind.

Was aber dieſe Pflanze noch werther machen muß, das iſt ſo zu ſagen die Biegſamkeit, die Geſchmeidigkeit ſeiner Organiſation; ich will ſagen die Eigenſchaft, welche es vor dem Creoliſchen Rohre voraus hat, ſich in die verſchiedenen Temperaturen zu ſchicken. Man weiß, das Creoliſche Zuckerrohr giebt in den Gegenden, wo der Thermometer von Reaumur, nur einige Monate lang, unter 15° fällt, faſt gar keinen Zucker, oder man muß es alle Jahr auf's Neue pflanzen, wenn man einigen Ertrag davon haben will. So verhält ſich's nicht mit dem Bougainvilleſchen Rohre. In Louiſiana hatte man vor der Franzöſiſchen Revolution auf den Bau des Zuckerrohrs beinahe Verzicht geleiſtet, weil das Creoliſche Rohr dort faſt gar keinen Zucker gab. Die Emigrirten von St. Domingo haben das Bougainvilleſche Zucker-

Pflanzenreiche auch eines von denjenigen werden, welche man sich wohlfeiler verschaffen kann.

Herr Charpentier de Cossigny, Eigenthümer auf Isle de France, überreichte im Jahre 1799 der Pariser Gesellschaft für den Ackerbau einen Aufsatz, und in der Folge noch mehrere dergleichen über die Mittel, welche man anzuwenden hätte, um im mittäglichen Frankreich das Zuckerrohr, den Indigo und die Baumwolle zu naturalisiren. Wenn die Resultate den Hoffnungen dieses gelehrten, für das Interesse seines Vaterlandes so eifrigen Colonisten nicht entsprochen haben, so glaube ich, rührt dieß daher, daß es ihm an den Mitteln mangelte, seine Versuche gehörig im Großen anzustellen.

Die Ausfuhr (der Colonialproducte nach unsern Colonien) war den nämlichen Abgaben unterworfen, ehe sie nach Europa versandt wurden. Das nannte man Abgaben der Domaine im Occident. (? ? ?) Durch den 19. Artikel desselben Beschlusses waren unsere Colonialproducte beim Eingange in Frankreich Abgaben unterworfen, deren Quotität bei jeder von diesen Waaren relativ war. Die Baumwolle z. B. wurde gleich Anfangs auf 1 Livr. 10 Sous der Centner taxirt. Spätere Befehle erhöheten diesen Tarif um 8 Zulagssous pro Frank. Endlich bezahlte die Baumwolle, bei ihrer Ausfuhr von den Co-

werden, werden auch zur Zeit des Siedens fett, weil man ihnen alsdann den Schaum von den großen Pfannen zu trinken giebt; und doch müssen sie zu der Zeit viel mehr arbeiten, als das ganze übrige Jahr, wo sie frei in den Savannen umhergehen und weiden.

In Nieder-Louiſiana rechnet man, daß ein Acre *) Landes in gewöhnlichen Jahren liefert; 1000 Pfund Zucker, 250 Pfund Baumwolle, 200 Pfund Tabak, 30 Bushel Mais und 20 Bushel Waizen. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ein ſo außerordentlicher Unterſchied im Ertrage die Louiſianer bewogen hat, die Cultur des Zuckerrohrs dem Anbau jedes andern Handelsgewächſes in dem Theile ihrer Provinz, der ſich dazu eignet, vorzuziehen. Eben ſo verhält ſich's mit Mexico und mit verſchiedenen Gegenden von Venezuela, wo vor der Franzöſiſchen Revolution der Bau des Zuckerrohrs beinahe unbekannt war. Der Ruin von St. Domingo und das Unglück, welches unſere anderen Colonien erlebt haben, hat dort den Bau des Zuckerrohres, und ſelbſt des Kaffees eingeführt, welchen man nur zur häuslichen Conſumtion und an ſehr wenig Orten bauete. So wird denn, in wenig Jahren und nach geſchehener Herſtellung des Weltfriedens, der Zucker das angenehmſte und wohlthätigſte Product **) aus dem

*) Ich habe geſagt, daß der acre, ein Engliſches Maaß, ſo viel beträgt, wie $\frac{4}{5}$ arpent de Paris. Der Bushel enthält 1801 Cubikzoll, oder ungefähr 37 Litre.

**) Wer in den Colonien geweſen iſt, weiß, daß die Neger in den Zuckerfabriken zur Zeit der Zuckerfabrication fett werden, wiewohl ſie alsdann viel mehr arbeiten und viel weniger ſchlafen, als in der übrigen Zeit im Jahre. Sie eſſen alsdann viel Zucker, und trinken viel Syrup; man ſieht ſie ihren Stockfiſch, ihr Pökelfleiſch, alle ihre Nahrungsmittel in warmen Syrup legen. Die Mauleſel und die andern Thiere, welche in den Zuckerfabriken gebraucht

Pflanzenreiche auch eines von denjenigen werden, welche man sich wohlfeiler verschaffen kann.

Herr Charpentier de Cossigny, Eigenthümer auf Isle de France, überreichte im Jahre 1799 der Pariser Gesellschaft für den Ackerbau einen Aufsatz, und in der Folge noch mehrere dergleichen über die Mittel, welche man anzuwenden hätte, um im mittäglichen Frankreich das Zuckerrohr, den Indigo und die Baumwolle zu naturalisiren. Wenn die Resultate den Hoffnungen dieses gelehrten, für das Interesse seines Vaterlandes so eifrigen Colonisten nicht entsprochen haben, so glaube ich, rührt dieß daher, daß es ihm an den Mitteln mangelte, seine Versuche gehörig im Großen anzustellen.

Die Ausfuhr (der Colonialproducte nach unsern Colonien) war den nämlichen Abgaben unterworfen, ehe sie nach Europa versandt wurden. Das nannte man Abgaben der Domaine im Occident. (? ? ?) Durch den 19. Artikel desselben Beschlusses waren unsere Colonialproducte beim Eingange in Frankreich Abgaben unterworfen, deren Quotität bei jeder von diesen Waaren relativ war. Die Baumwolle z. B. wurde gleich Anfangs auf 1 Livr. 10 Sous der Centner taxirt. Spätere Befehle erhöheten diesen Tarif um 8 Zulagssous pro Frank. Endlich bezahlte die Baumwolle, bei ihrer Ausfuhr von den Co-

werden, werden auch zur Zeit des Siedens fett, weil man ihnen alsdann den Schaum von den großen Pfannen zu trinken giebt; und doch müssen sie zu der Zeit viel mehr arbeiten, als das ganze übrige Jahr, wo sie frei in den Savannen umhergehen und weiden.

lonien eine Abgabe von 4½ pr. C. In der Epoche, wovon wir ſprechen, bezahlte die Baumwolle in England keine Taxe; das machte denn, daß der Engliſche Handel, der keine Baumwollencolonien hatte, gleichwohl mit dem unſrigen gleichen Schritt hielt, indem er ſie in unſern Colonien 10 und 10½ pr. C. theurer bezahlte, als es unſere Negocianten thun konnten; und das will ich jetzt beweiſen. Ich nehme an, die Baumwolle koſtet der Centner altes Gewicht 200 Franken; der 25 Artikel des Beſchluſſes von 1717 beſtimmt eine Abgabe

von drei Procent.	6 Fr.	— C.
Dann kam eine andere Abgabe von 30 Sous per Centner, 19. Artikel deſſelben Beſchluſſes.	1 Fr.	50 C.
Durch nachfolgende Verordnungen eine Zulagsſteuer von 8 Sous per Frank	3 Fr.	— C.
Octroigefälle (für die Colonien) 4½ Procent	9 Fr.	50 C.
Summa	21 Fr.	— C.

Gab es etwas Abſurderes, als die Baumwolle, den Indigo und den Orleans, die vorzüglichſten Materialien unſerer Manufacturen gleich dem Kaffee und Zucker zu taxiren, deren Gebrauch nichts weniger als nothwendig iſt: den Rohzucker wie den raffinirten Hutzucker zu belaſten u. ſ. w.; das hatte die ehemalige Franzöſiſche Regierung gethan *).

*) Den Kaffee wollen wir nicht in Rechnung bringen, weil St. Domingo vor der Revolution eine unendliche Menge

aus England gieng, und sie ward durch den fremden Käufer bezahlet. Der Englische Manufacturist verwendete 10 Procent weniger als der Französische. Hier ist nicht der Ort, von den Maschinen zu reden, vermittelst welcher Ersterer wohlfeiler arbeitete, als unsere Manufacturisten damals. Durch eine einfache, aber geschickte Kunst, ist das Spiel der Douanen in England combinirt, so daß der öffentliche Schatz sich füllet, und die Particuliers sich bereicherten, sey es durch Sorglosigkeit, oder Unwissenheit, oder Mangel an Patriotismus der alten Regierungen von Frankreich und Spanien.

Hr. Depons sagt S. 336 im 2ten Bande, daß die Engländer, die einzigen Concurrenten, die wir zu fürchten hätten, ihren Rohzucker um 18 Procent theurer bezahlen müßten, als wir solchen aus unsern Colonien erhalten und er schließt daraus, daß die Engländer

war, als die Vorschüsse, die er ihm gemacht hatte. Im J. 1806 betrug die Volkszahl von Démérary, Essequebo und Berbice über 60,000 Seelen, ohne die Neger.

Welcher ruhmvollere Contrast für den Geist des Handels, als der glänzende Anblick, zu welchem sich diese Colonien in so kurzer Zeit neben den Spanischen Colonien erhoben haben, von denen sie nur durch den Orinoco getrennt sind, und an wen hat die Natur die verschiedensten Vortheile verschwendet? Auf der einen Seite sah man einen schönen Ackerbau, einen reichen Handel, eine industriöse Bevölkerung, welche in einer fast unzuberechnenden Bevölkerung fortschritt; aber auf der Andern nur Elend im Schooße von Naturschätzen, Unreinlichkeit, Abergläuben und Faulheit!

in fremden Häven nur verlieren könnten, wenn der Französische Handelsmann sich mit gemäßigtem Vortheile begnüge. Dann fügt er hinzu: „die weisen Combinationen unserer alten Gesetzgebung wären Ursache des „Uebergewichts, welches unser Handel erhalten habe."

Gewiß, Hr. Depons ist vielleicht der einzige Mann in Europa, der vom Uebergewichte des Französischen Handels über den Englischen vor der Revolution spricht, und es ist für Frankreich ein glücklicher Umstand, daß seine dermalige Regierung hinreichend stark und aufgeklärt ist, um nicht zu fürchten, daß bei einem allgemeinen Frieden es jemals Handels- und Friedensverträge von der schimpflichen und unglückwirkenden Art, als die, welche Ludewig XIV. gegen das Ende seiner Laufbahn, Ludewig XV. im J. 1763 und der Versailler Tractat von 1783, machen werde.

Anfänglich war Barbados die einzige der Britischen Inseln, deren Waaren bei ihrer Einbringung 5½ Procent vom 100 geben mußten. Die anderen Colonien zahlten keine Abgabe für die Ausfahrt. Der Zucker war zwar roh, und die bei seiner Ankunft in England zu erlegenden Abgaben betrugen achtzehn Procent; aber Herr Depons hätte wissen und sagen sollen, daß man beim Ausgange desselben nach fremden Ländern dem Kaufmanne diese Steuer zurück zahlte; deßhalb nannte man sie drawback. Was die andern Colonialwaaren betraf, wenn sie mit Abgaben belastet waren, so zahlte man nicht allein diese dem Kaufmann beim Abschicken derselben in's Ausland, zurück, sondern selbst in gewis-

aus England gieng, und ſie ward durch den fremden Käufer bezahlet. Der Engliſche Manufacturiſt verwendete 10 Procent weniger als der Franzöſiſche. Hier iſt nicht der Ort, von den Maſchinen zu reden, vermittelſt welcher Erſterer wohlfeiler arbeitete, als unſere Manufacturiſten damals. Durch eine einfache, aber geſchickte Kunſt, iſt das Spiel der Douanen in England combiniert, ſo daß der öffentliche Schatz ſich füllet, und die Particuliers ſich bereicherten, ſey es durch Sorgloſigkeit, oder Unwiſſenheit, oder Mangel an Patriotismus der alten Regierungen von Frankreich und Spanien.

Hr. Depons ſagt S. 336 im 2ten Bande, daß die Engländer, die einzigen Concurrenten, die wir zu fürchten hätten, ihren Rohzucker um 18 Procent theurer bezahlen müßten, als wir ſolchen aus unſern Colonien erhalten und er ſchließt daraus, daß die Engländer

war, als die Vorſchüſſe, die er ihm gemacht hatte. Im J. 1806 betrug die Volkszahl von Démérary, Eſſequebo und Berbice über 60,000 Seelen, ohne die Neger.

Welcher ruhmvollere Contraſt für den Geiſt des Handels, als der glänzende Anblick, zu welchem ſich dieſe Colonien in ſo kurzer Zeit neben den Spaniſchen Colonien erhoben haben, von denen ſie nur durch den Orinoco getrennt ſind, und an wen hat die Natur die verſchiedenſten Vortheile verſchwendet? Auf der einen Seite ſah man einen ſchönen Ackerbau, einen reichen Handel, eine induſtriöſe Bevölkerung, welche in einer faſt unzuberechnenden Bevölkerung fortſchritt; aber auf der Andern nur Elend im Schooſe von Naturſchätzen, Unreinlichkeit, Abergläuben und Faulheit!

Außerdem kannte man kaum in Frankreich das Zuckerrohr des Bougainville. Ich glaube, daß man noch in Europa nicht weiß, daß dieses Rohr ein Drittel mehr Zucker giebt, als das Creolische Zuckerrohr, und daß es recht gut an Orten und unter einer Temperatur fortkommt, wo das Creolische Zuckerrohr nicht fortkommen würde. Durch einen Zufall entdeckte ich 1803 auf Trinidad Zuckerrohr des Bougainville auf einem nahe an 1800' über der Oberfläche des Meeres gelegenen Berge; ich schnitt es in Stücken, und nahm es mit. Es war etwas länger als zwölf Fuß, und hatte 2 Zoll im Durchmesser, und an Wuchs war es eben so schön, als das, welches in den heißesten Ge-

I., page 19 et suiv). Ich kann eine solche Berechnung nicht zugeben; ich glaube man kann den Ertrag des Negers nicht unter 250 Franken berechnen. Hr. v. Page schätzt das Product eines Negers auf den Französischen Antillen im Allgemeinen auf 333 Franken, für St. Domingo noch höher. Ich halte diese Berechnung, was die Französischen Colonien betrifft, für sehr genau; aber ich bin versichert, er hat den Boden und die Cultur auf Jamaica zu ungünstig beurtheilt, wenn er sagt, daß eine gegebene Fläche Landes auf Jamaica, zur Zuckerfabrik bestimmt, sich zu einer gleichen Fläche Landes auf St. Domingo, für denselben Zweck bestimmt, verhält wie 816 Franken zu 2000 Franken! Im Allgemeinen produciren die Zuckerfabriken von St. Domingo, von Cuba und Trinidad mehr, als die von Jamaica, wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens auf diesen Inseln; aber ich glaube gewiß zu seyn, daß dieser Unterschied nur ein Funftel oder Viertel beträgt.

sen Fällen bezahlt man ihm eine Aufmunterungsprämie, und das nennt man bounty.

Weit entfernt ähnliche Vortheile zu genießen, waren die Französischen Colonialwaaren vor der Revolution ohne Unterschied mit überhäuften Abgaben belegt, welche, wie wir so eben bewiesen haben, sich auf mehr als 20 Procent beliefen.

Unser Zucker, und unser Kaffee hätten immerhin mögen mit solchen Abgaben belastet seyn; es ist möglich, wir hätten dennoch die Concurrenz mit dem Englischen Handel in Ansehung dieser Waaren auf den Europäischen Märkten aushalten können, weil unsere Colonien eine viel größere Quantität davon producirten, als die Englischen Colonien, und weil diese Colonien lange nicht so fruchtbar waren, als die unsrigen; denn wiewohl ich das ungeheure Mißverhältniß nicht zugeben kann, welches Herr v. Page*) zwischen dem Ertrage einer Zuckerfabrik auf Jamaica und einer gleichen auf St. Domingo feststellt, so geben doch Alle, welche diese Colonien von Haus aus kennen, zu, daß eine Zuckerfabrik auf St. Domingo, die ein gleiches Terrain und eine gleiche Anzahl Neger hat, im Allgemeinen ein Viertel mehr einbringe, als eine Zuckerfabrik auf Jamaica, wegen der größeren Fruchtbarkeit des Bodens von St. Domingo.

*) Herr v. Page behauptet, das reine Product der Arbeit eines Negers auf einer Zuckerfabrik zu Jamaica, belaufe sich nicht höher, als auf 192 Franken jährlich (Man sehe dessen Economie politique et commerce des colonies, tome

Außerdem kannte man kaum in Frankreich das Zuckerrohr des Bougainville. Ich glaube, daß man noch in Europa nicht weiß, daß dieses Rohr ein Drittel mehr Zucker giebt, als das Creolische Zuckerrohr, und daß es recht gut an Orten und unter einer Temperatur fortkommt, wo das Creolische Zuckerrohr nicht fortkommen würde. Durch einen Zufall entdeckte ich 1803 auf Trinidad Zuckerrohr des Bougainville auf einem nahe an 1800' über der Oberfläche des Meeres gelegenen Berge; ich schnitt es in Stücken, und nahm es mit. Es war etwas länger als zwölf Fuß, und hatte 2 Zoll im Durchmesser, und an Wuchs war es eben so schön, als das, welches in den heißesten Ge-

I., page 19 et suiv). Ich kann eine solche Berechnung nicht zugeben; ich glaube man kann den Ertrag des Negers nicht unter 250 Franken berechnen. Hr. v. Page schätzt das Product eines Negers auf den Französischen Antillen im Allgemeinen auf 333 Franken, für St. Domingo noch höher. Ich halte diese Berechnung, was die Französischen Colonien betrifft, für sehr genau; aber ich bin versichert, er hat den Boden und die Cultur auf Jamaica zu ungünstig beurtheilt, wenn er sagt, daß eine gegebene Fläche Landes auf Jamaica, zur Zuckerfabrik bestimmt, sich zu einer gleichen Fläche Landes auf St. Domingo, für denselben Zweck bestimmt, verhält wie 816 Franken zu 2000 Franken! Im Allgemeinen produciren die Zuckerfabriken von St. Domingo, von Cuba und Trinidad mehr, als die von Jamaica, wegen der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens auf diesen Inseln; aber ich glaube gewiß zu seyn, daß dieser Unterschied nur ein Fünftel oder Viertel beträgt.

genden der Insel wächst, obgleich es, ich weiß nicht wie, mitten unter Linden stand. Ich drückte den Saft aus, welcher mir neun Unzen sehr schönen rohen Zucker gab. Hierauf dachte ich bei mir selbst: ich bin überzeugt, daß das Creolische Zuckerrohr schwerlich dort fortkommen, oder daß es sehr schlecht seyn, und nur sehr wenigen Zucker geben wird. Denn ein Jeder in den Colonien weiß, daß diese Pflanze an Orten, welche 1600 Fuß über der Oberfläche des Meeres liegen, wo das Thermometer selten unter 17°, sondern gemeiniglich auf 14° oder 15° steht, nicht fortkommt. Einige Tage nachher kam ich wieder in diese Gebirge, und ich pflanzte dort 8 Creolische, und 8 Bougainvillesche Zuckerrohrpflanzen. Dreizehn Monate nachher schnitt ich sie ab; drei von den Creolischen Zuckerrohrpflanzen hatten nur sieben Knoten, andere nur vier oder fünf; kaum hielten sie in den dicksten Knoten 8 oder 9 Linien im Durchmesser. Ich ließ den Saft kochen und durch viele Asche und Kalk bekam ich vier Unzen rohen, sehr schlechten Zucker. Die Zuckerrohrpflanze des Bougainville gab mir eben so viel, und eben so schönen Zucker, als die, welche in den heißesten Gegenden der Insel wachsen. Ich hielt meine Erfahrung geheim, so wie auch einige andere, welche ich in Ansehung der tropischen Producte gemacht habe; weil ich die Absicht hatte, sie nur bei meiner Rückkehr nach Frankreich erst bekannt zu machen. Ich machte hierauf den Schluß, daß die Zuckerrohrpflanze des Bougainville, wie die Kornarten eine große Biegsamkeit der Organisation besitzen, und daß man sie mit Vortheil in den weniger

heißen Ländern, als die, welche zwischen der Linie und den Wendekreisen liegen, bauen könnte.

Damals theilte ich mehrern Americanern und Franzosen meine Idee mit, nämlich in den südlichen Gegenden Europas die tropischen Producte zu bauen, dadurch, daß man sie zuvörderst nach den Azoren oder den Canarischen Inseln brächte, deren Klima zwischen der heißen Zone, und der des südlichen Theiles von Frankreich, Italien, und eines Theiles von Spanien die Mittelstraße hält. Ich wünschte zugleich, daß man diese Pflanze mit Sorgfalt drei oder vier Jahre hindurch in den Gärten bauete, und daß man sie alsdann nach Provence verpflanzte. Auf diese Weise könnte man, wie ich glaube, das Zuckerrohr des Bougainville und andere kostbare Producte der Tropen naturalisiren. Diß würde für unsern Ackerbau und unsern Handel ein offenbarer Vortheil seyn, der zugleich dem Handel unserer Feinde einen tödtlichen Streich versetzen würde.

Als der verstorbene Graf von Bougainville eines Tages in dem botanischen Garten spazieren gieng, bemerkte er in den Treibhäusern eine Zuckerrohrpflanze von Otahaite; das sind meine Kinder, sagte er zum Hrn. Professor Thouin; geben Sie mir doch eins, damit ich es in meinen Garten pflanze. Er schickte diese Zuckerrohrpflanze seinem Gartner, und vergaß ihm sagen zu lassen, daß er sie während des Winters in ein Treibhaus setzen möchte; er zeigte ihm auch nicht einmal an, was es für eine Pflanze sey. Der wenig unterrich-

teke Gärtner hielt sie für ein merkwürdiges Rohr, und setzte sie in einen Misthaufen neben einen Brunnen.

Als der Graf von Bougainville in seinem Garten im Anfange des Sommers 1808 spazieren gieng; so sahe er, daß eine Zuckerrohrpflanze von Otahaite sehr frisch und dick war. Durch die Erfahrung belehrt, daß sie in dem Klima von Paris selbst dem Winter widerstehen könne, ließ er mehrere Knoten abschneiden und pflanzen, die dann auch sehr schöne Zuckerpflanzen erzeugten.

Wenn wird man doch endlich in unsern mittäglichen Departementen anfangen, sie zu bauen?

Ich will mich nicht auf das Einzelne des Baus des Zuckerrohrs, und der Fabrication des Zuckers einlassen. Man hat über diesen Gegenstand viele Bücher geschrieben. Das beste ist ohne allen Widerspruch das von Herrn Duthrone, einem geschickten Arzte und Oekonomen auf St. Domingo, der, wie ich glaube, zuerst kupferne Kessel machen ließ, die größer und tiefer sind, als die eisernen, deren man sich in den meisten Zuckerpflanzungen bediente. Da sie sehr breit und nicht sehr tief sind, so erfordern sie nicht so viel Holz und Zeit. Denn der Sirup kocht und verwandelt sich in diesen Kesseln weit schneller, als in den alten, die viel tiefer sind. Auch kann man in denselben den Sirup weit leichter umrühren und schäumen, wodurch die Arbeit beim Raffiniren erleichtert wird. Man hat auch bemerkt, daß der in diesen kupfernen Kesseln bereitete

Zucker eine weniger dunkele und angenehmere Farbe hat, als der in eiſernen Keſſeln bereitete Zucker. Wenn ein eiſerner Keſſel zerbricht, und durchlöchert wird; ſo muß man auch das Mauerwerk des Ofens zerſtören, um einen andern wieder anzubringen, und dadurch geht viel Zeit, und zuweilen auch mehrere Centner Sirup verloren. Wird hingegen ein kupferner Keſſel beſchädigt, ſo hilft man dem Schaden durch Einſetzung eines Stücks ab, und dieß macht ein Gießer in Zeit von einer halben oder ganzen Stunde. Wenn endlich ein eiſerner Keſſel ſpringt, ſo kann man denſelben in der Colonie zu nichts brauchen, und dieß iſt ein Verluſt von 5 oder 600 Franken, ohne die Koſten der Maurerarbeit zu rechnen, um einen andern wieder hinzuſetzen. Die Stücken eines kupfernen Keſſels hingegen haben immer noch ihren metalliſchen Werth, der in den Colonien bedeutend iſt. Daher ſollten die Franzöſiſchen und Spaniſchen Coloniſten auf den Gebrauch der eiſernen Keſſel Verzicht thun; wie man denn auch die letzten auf Jamaica und faſt in allen Engliſchen Colonien abgeſchafft hat.

Bei der Cultur und Verfertigung des Zuckers ließen ſich auch noch viele andere Verbeſſerungen anbringen; die Mühlenzähne z. B., deren man ſich jetzt bedient, zerbrechen oft. Dann muß man ſie abnehmen, um neue wieder anzubringen, und dieß koſtet viel Zeit und Geld. Ich machte daher auf Tabago dem Herrn Robley 1803 den Vorſchlag, dieſe hölzernen Zähne mit eiſernen zu vertauſchen, welche mit Ringen von

demſelben Metalle befeſtigt ſind. Wenn alsdann ein Zahn zerbreche, ſo würde man dem Schaden damit abhelfen können, daß man den Ring wegnehme, und einen neuen Zahn hinein ſetzte; dieß läßt ſich in einer halben oder ganzen Stunde thun. Als ich von meiner Wohnung nach Trinidad reiſete, that ich den Vorſchlag, Zähne und Ringe nach dieſem Plane machen zu laſſen. Ich weiß nicht, ob irgend Einer nach meiner Abreiſe dieſes zur Ausführung gebracht hat. Man muß ſich wundern, daß Keiner vor mir eine ſo einfache und nützliche Maſchine erfunden hat.

Der Baum, welcher den Cacao hervorbringt, der Theobroma Cacao, iſt der Hauptgegenſtand der Cultur in den Spaniſchen Colonien, welche in den heißen Ländern liegen, und beſonders in den Provinzen von Venezuela, wo er von vorzüglicher Güte iſt. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, ſagt Hr. von Humboldt, und eine ungeſunde Luft ſind im ſüdlichen America und Aſien, zwei untrennbare Umſtände. Man hat bemerkt, daß die Wälder in dem Grade abnehmen, als die Cultur des Landes zunimmt, und daß die Cacaopflanzungen in zu trocknem Boden und Klima immer weniger gedeihen. „Die Bemerkung des Herrn von Humboldt iſt ſtreng genommen, wahr; indeß giebt es in den Provinzen von Venezuela und auf Trinidad Gegenden, die nicht ungeſund ſind, und in welchen der Cacaobaum ſehr gute Aerndten giebt. Die Thäler von Arrogon, in der Provinz Caraccas, die von Cariaco, Carupano,

Rio, Caribe, in der Provinz Cumana, und die Ufer des Rio Caroni im Spanischen Guiana, geben herrlichen Cacao, und diese Länder sind doch nicht ungesund, denn ihre Einwohner genießen einer sehr guten Gesundheit, und sind weit wenigeren Krankheiten ausgesetzt, als die Greise in Europa und die Bewohner von Barbados, Antigua, St. Croix und einiger Caraibischen Inseln, die keine Flüsse haben, und auch zu dürre sind. In den Spanischen Colonien, wovon wir ein Gemälde entworfen, und die von mehrern Flüssen bewässert sind, befindet sich eine große Anzahl schiffbarer Flüsse, und eine Menge von Bächen, die man in Frankreich Flüsse nennen würde. Durch die Ausdünstung dieser Gewässer wird die Atmosphäre beständig abgekühlt; die Pflanzen erhalten durch dieselben Kraft und Fruchtbarkeit, und die Einwohner werden vor gewissen Krankheiten bewahrt, denen der Bewohner zu heißer Länder, und Menschen von Europäischer Rasse ausgesetzt sind. Die Einwohner von Barbados, Tobago und anderer Inseln, wo es in gewissen Jahren fast gar nicht regnet, sind dem Faul-Fieber unterworfen, welches mit einer völligen Auflösung der Verdauungswerkzeuge sich endigt. Der Kranke verliert das Vermögen zu verdauen, er giebt die Nahrungsmittel wieder von sich, so wie er sie zu sich genommen hat, und er welkt ohne Hülfe dahin. Diese Krankheit ist unheilbar, wenn sie Fortschritte gemacht hat, und das einzige Mittel, sie bei ihrem Entstehen zu heilen, bestehet darin, daß man den Kranken in ein kaltes Land bringt. Die Englischen Aerzte schreiben diese Krankheit der zu großen Trockniß und der Hitze des Klima's zu. Vielleicht müs-

ten sie die Gewürze, die Weine, mit Branntwein vermischt, den Rum und andere geistige Getränke, wovon ihre Landsleute einen so großen Gebrauch machen, mit in Anschlag bringen. Die ungesunden Länder der neuen Welt sind, wie fast überall, sumpfige Gegenden, wo die Gewässer keinen schnellen Lauf haben; diese Länder sind freilich gemeiniglich sehr fruchtbar, aber es giebt auch in diesem Lande Cantone, die sehr bewässert, und zugleich fruchtbar und gesund sind.

Der Cacaobaum wird mit großem Vortheile in den Spanischen Colonien gebauet. Ihre Nachbaren, die Französischen und Englischen Colonisten, ziehen die Cultur dieser Pflanze jeder andern vor, und sagen, weil sie fast gar nicht arbeiten, daß man herrlich unter ihrem Schatten schlafe. Diese Gründe können bei dem Vorzuge, den die Spanischen Colonisten der Cultur des Cacao geben, etwas, und wenn man will, viel gelten. Thun daher wohl die Spanischen Colonisten ein so großes Unrecht daran? Was nützt am Tage der Beerdigung den Franzosen und Engländern alle ihre, oft vergebens angewandte Mühe, sich große Reichthümer zu sammeln? Warum sollte der Grundsatz vieler Menschen nicht eben so wahr, als vernünftig seyn, daß in dieser Welt Alles am meisten darauf ankömmt, bequem zu leben, und so wenig Mühe und Sorge als möglich zu haben.

Der Cacao war vor der Entdeckung America's den Bewohnern der alten Welt unbekannt. Er war das beliebteste Nahrungsmittel der Eingebornen. Die

Cacaokörner dienten in Mexico als Scheidemünze, wie die Eier und Cocosnüsse jetzt in Caraccas und Cumana die Stelle derselben vertreten. Gleich nach der Eroberung derselben verbreitete sich der Geschmack am Cacao oder Chocolade von America nach Spanien, wo die reichen Leute ehe des Brodes, als der Chocolade entbehren würden. Wir verdanken den ersten Gebrauch dieser eben so angenehmen, als gesunden Nahrung den Mönchen, die immer große Liebhaber von guten Sachen sind; sie führten den Gebrauch derselben in Frankreich ein. Sollte vielleicht Linné, um in ihre Idee einzugreifen, diesem Producte den frommen Namen Theobroma, Gottesgetränk gegeben haben? Der Cacaobaum trägt vier Jahre, nachdem er gepflanzt ist, Früchte; im folgenden Jahre trägt er mehr und er wird immer fruchtbarer, bis zu seinem neunten oder zehnten Jahre, wo er vollkommen trägt. Seine Früchte gleichen den Fichtenäpfeln, aber er wird nicht über zwölf oder funfzehn Fuß hoch. Es ist hier unnütz, daß ich seine botanischen Eigenschaften, die allen Kennern der Wissenschaften bekannt sind, beschreibe. Die Personen aber, welche gern wissen möchten, wie man ihn baut, werden in dem zweiten Theile der Reise des Herrn Depons nach dem östlichen Theile der Terra firma Auskunft finden.

Es ist unmöglich, vom Cacao zu sprechen, ohne an die Vanille, Epidendrum Vanilla zu denken, deren wohlriechende Frucht dazu gebraucht wird, ihm einen lieblichen Wohlgeruch zu geben. Man bauet diese

Pflanze in den warmen Ländern von Mexico; aber man findet sie wild in den Provinzen von Venezuela und Trinidad, wo sie den Einwohnern viel einbringen würden, wenn sie sie nur baueten. Hr. v. Humboldt hat mit Recht die Meinung gewisser Menschen, die sich ein Ansehen geben, und zugleich unwissend sind, lächerlich gemacht, die behaupten, daß die Vanille den Nerven schade. Es verhält sich mit dieser Meinung, wie mit der gewisser Väter, welche zu ihren Kindern sagen: man müsse keinen Zucker essen, weil er die Zähne verderbe; es ist bekannt, daß die Vanille ein eben so gesundes, als angenehmes Nahrungsmittel ist.

Vor der Revolution bauete man in den Spanischen Colonien den Kaffee nicht als einen Handelsgegenstand. Die Americanischen und Europäischen Spanier machten keinen Gebrauch von diesem Producte, welches ein eben so angenehmes, als wohlthätiges Getränk giebt. Als man sie um den Grund fragte, so antworteten sie ernst: der Kaffee verbrennt das Blut; allein die Englischen und Französischen Colonisten behaupten, daß die Spanischen Colonisten den Kaffee nur aus Faulheit nicht bauen, und es ist bestimmt, daß keine Colonialpflanze so viel Mühe und beständige Sorge vom Anfange des Jahres an, bis zu dem Ende erfordert, als der Kaffee; dieß vertrug sich denn vor dreißig Jahren mit der trägen Lebensart der Spanischen Colonisten nicht. Das Edict des freien Handels, welches Karl III. zu Madrid am 12ten October 1778

erließ, entwickelte in ihrer ganzen Thätigkeit und Energie die moralischen Kräfte, welche bis dahin bei den Spanischen Colonisten noch schlummerten. Von dieser Zeit an beginnen ihre Anstrengungen, in ihren Colonien die Cultur eben so gut einzuführen, als in den Französischen, Holländischen und Englischen Colonien. Die Oberhauptmannschaft von Venezuela verdankt dem Don Barthelemy Blandin das erste Beispiel dieser Cultur. Ein berühmter Franzose, Herr Desclieux, bereicherte durch eine muthvolle Selbstverläugnung Martinique *) und andere Theile America's im Anfange des lezten Jahrhunderts mit den Kaffeepflanzungen. Im Jahr 1784 wandte Don Barthelemy Blandin seine Capitalien und seine Grundstücke, welche eine Stunde von Caraccas lagen, zur Cultur des Kaffees an. Der Boden, worauf er seine Pflanzungen anlegte, eignet sich nicht recht zu dem Baue dieser Pflanze. Durch Beharrlichkeit und Industrie aber gelang es ihm, die Natur bis zu einem gewissen Grade zu besiegen. Ein Priester des

*) Jedermann weiß, daß Herr Desclieux Französischer Officier und Gutsbesitzer auf Martinique, hierher 1726 einen Kaffeestrauch brachte. Er hatte zwei aus dem königlichen Gärten zu Paris bekommen. Das Schiff, in welchen Desclieux nach Martinique fuhr, litt Mangel an Wasser, wegen der langen Ueberfahrt. Eine Kaffeepflanze gieng verloren. Desclieux theilte die wenige Portion Wasser mit seiner lieben Pflanze, und rettete sie dadurch. Er pflanzte die, welche ihm übrig blieb, in seinem Garten, und aus derselben verbreitete sie sich in die anderen Theile der Insel, auch in die anderen Cantone, wo sie eine Quelle des Reichthums geworden ist.

Oratoriums von der Congregation von St. Philipp von Neri, der Doctor Sejo nämlich, legte seine Kaffeepflanzungen in der Nachbarschaft derer des Herrn Blandin an. Der große Ruin von St. Domingo, durch den Aufstand 1790, machte eine beträchtliche Leere auf den Märkten der alten Welt, und dieser ermunterte vorzüglich die Colonisten von Venezuela, sich auf diese Cultur zu legen; und von 1793 an bis zum Frieden von Amiens, hat sich eine große Zahl schöner Kaffeepflanzungen in verschiedenen Theilen von Venezuela, wie auch auf den Inseln Porto-Rico und Jamaica, gebildet. Emigrirte Franzosen, die von St. Domingo wanderten, haben denn auch diese Pflanze auf den letztern Inseln eingeführt.

Diese Pflanze kann nicht mit Vortheil in den Gegenden gebaut werden, die 25° über der Linie liegen. Das Klima der Bermudischen Inseln, unter dem 32° 25' der Breite, ist schon im Winter für diese Pflanze zu kalt. Aus eben diesem Grunde besteht man eigensinnigerweise darauf, sie in Venezuela anbauen zu wollen, in Gegenden, die durch ihre Erhöhung über die Meeresfläche einen Theil des Jahres hindurch eine Temperatur des 12° oder 10° des Thermometers von Reaumur genießen. Die Temperatur, die sich am besten für diese Pflanze schickt, muß sich selten über 20° erheben, und niemals unter 10° sinken. Unter diesem Grade der Temperatur würde sie nicht mehr fortkommen. Daher kann man sie nicht in den wärmsten Gegenden Europa's bauen. Diese Pflanze kommt gut in einer milden

und etwas fruchtbaren Gegend fort; sie kann die zu große Hitze der Sommer nicht vertragen, und steht am liebsten in der Nachbarschaft der Wälder und der Bäche. Man baut sie jedoch nicht auf St Domingo, Martinique und Guadeloupe, als nur an den Küsten; aber die Erfahrung von Venezuela, Trinidad und der Holländischen Colonien von Demerary, Berbice und Essequebo hat bewiesen, daß sie eben so gut in den Ebenen fortkommt, wenn sie hier einen Boden antrifft, der für sie paßt.

Harter, kalter und thonigter Boden, so wie auch sandige Gegenden, welche auf Mergel liegen, eignen sich nicht für den Kaffee. Nach Verlauf von zwölf oder funfzehn Jahren bringt er nichts mehr ein, und stirbt dahin. Er gedeihet in einem lockeren, schwarzen und tiefen Boden, der viel Feuchtigkeit gut behält. Wenn es viel Steine in diesem Boden giebt, so bringt er mehr Früchte. Im Jahre 1807 verstand man es in Venezuela noch nicht, den Kaffee zu pflanzen und zu bauen. Der Kaffee wird von den einsichtsvollsten Französischen Colonisten gemeiniglich auf folgende Weise gewonnen:

Die Kaffeepflanzungen gedeihen nur an Orten, wo man erst Wälder abgehauen hat. Aecker, die man gemeiniglich in dem Lande Savannen (natürliche Wiesen) nennt; Aecker, die man ehemals mit Zucker, Baumwolle und Indigo bepflanzte, sind nicht für den Kaffee; sie sind schon durch die Sonnenhitze zu sehr ausgetrocknet.

Ehemals pflanzte man in den Französischen Colonien den Kaffee zu nahe an einander. In einer Entfernung von vier Fuß, wie man ihn damals pflanzte, kreuzten sich die Zweige, und thaten sich Abbruch. Man kannte damals den Einfluß des Lichts und der Luft auf die Pflanzen noch nicht. Hr. Bruley von St. Domingo hat über dessen Cultur eine sehr gute Abhandlung geschrieben, wovon ich hier Fragmente einrücke.

„Um sich Kaffeepflanzen zu verschaffen, sagt Hr. Bruley, gieng man unter die alten Bäume und riß die jungen Sprößlinge aus, die aus den reifen, abgefallenen Früchten entstanden waren. Nun schickte man sie in Bündeln von einer Pflanzung zur andern, nachdem man einen Theil der Wurzeln abgeschnitten hatte, und setzte sie in Löcher, die man zu ihrer Aufnahme gemacht hatte. Diese Methode ist fehlerhaft; ein großer Theil der Pflanzen, die man sich auf diese Weise verschafft, werden unter den großen Kaffebäumen auf mannichfaltige Weise verbildet, und außerdem an die Sonnenhitze nicht gewöhnt. Der Pflanzer konnte daher nicht mit Sicherheit auf das Fortkommen derselben rechnen. Die Einwohner mußten oft mehrere Jahre hinter einander ihre Pflanzungen wieder von Neuem anfangen, ehe sie regelmäßig wurden.“

„Diesem Nachtheile habe ich durch eine Verfahrungsweise abgeholfen, die mehrere Pflanzer in der Folge als die meinige angenommen haben.“

„In einer Entfernung von sechs Zoll säete ich nämlich in einem dazu bereiteten Boden Kaffeekörner ringsförmig. Daraus bildete sich eine Baumschule, die ich mit Sorgfalt bewässern und unterhalten ließ. Hieraus nahm ich nun die, für meine Pflanzung nöthigen, jungen Kaffeebäume. Wenn man sie aus der Baumschule wegnehmen wollte, so machte man den Boden sehr naß; dann hob man den kleinen Kaffeebaum mit der Erde, die seine Wurzel umgab, durch einen einzigen Sparen stich heraus."

Man sieht leicht ein, daß die Kaffeebäume, die so aus der Baumschule in die, für sie bestimmten Löcher gepflanzt waren, keine Veränderung noch Zögerung in ihrem Wachsthume leiden. Auch waren die Pflanzungen regelmäßig. Sehr wenige mußten nachgepflanzt werden. Keine hatte in Ansehung der Bildung irgend einen Fehler; alle waren an die Sonnenhitze gewöhnt. Ich milderte die Sonnenhitze auf das Erdreich, in welches diese Pflanzen gebracht waren, dadurch, daß ich um ihre Wurzeln her Kieselsteine legen ließ. Diese erhielten, selbst in den trockensten Zeiten, den Boden feucht. Alle diese Kaffeebäume haben den Vortheil, daß sie schöner, stärker waren, und mehr einbrachten, als die meiner Nachbarn, die man zu gleicher Zeit nach dem alten Gebrauche gepflanzt hatte. Man versichert mich, daß diese Pflanzungen, wenn man gleich alle auf St. Domingo vernachläßigt hat, doch sehr schön sind. (Nachricht über den Kaffeebau, vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Künste und Wissenschaften, von Herrn

Bruley, einem Mitgliede des Lyceums, und mehrerer gelehrten Gesellschaften, Gutsbesitzer auf St. Domingo.)

Ich habe gesagt, daß man ehemals die Kaffeebäume in den Französischen Colonien zu nahe an einander setzte: man pflanzte sie vier Fuß von einander, und in derselben Entfernung in jedem Boden. Dieß Verfahren gab nur in magerem Boden gute Aerndten. Jetzt ist es bekannt, daß man sie sieben oder acht Fuß in gutem Lande von einander entfernen muß. Man pflanzt sie in ein Dreieck oder rautenförmig, und bei dieser Methode gewinnt man ein Sechstel Land. Je tiefer die Pflanzenerde ist, destomehr muß man die Löcher ausgraben; ist aber die Erde nicht tief, so muß man sie nicht zu tief machen, weil der Kaffeebaum abstirbt, sobald seine Wurzeln den Tuffstein berühren.

Die Kaffeebäume tragen wenig Früchte, wenn man nicht ihren Wuchs hindert. Auf mittelmäßigem Boden läßt man sie zwei und einen halben Fuß, und auf sehr fruchtbarem Boden vier und einen halben oder fünf Fuß groß werden. Dieser Baum trägt zwei Jahre, nachdem man ihn gepflanzt hat, Früchte. Im dritten trägt er mehr, und nach sieben Jahren hat er seine Vollkommenheit erreicht, und er erlangt ein Alter von 70 oder 80 Jahren in einem guten Boden, wenn man ihn gut behandelt. Ich will nicht in's Einzelne über die Cultur dieses Baumes geben; denn die Einwohner unserer Colonien würden daraus nichts lernen, und für die Europäischen Leser

würde es ganz unnütz seyn. Das, was ich für eben angeführt, und aus der Abhandlung des Hrn. Bruley mitgetheilt habe, wird indeß für viele Einwohner der Spanischen Colonien, wo man diese Cultur noch nicht kennt, nicht am unrechten Orte stehen. Ich will nichts von den Pflanzen sagen, welche die Baumwolle, den Cacao, den Indigo tragen, die alle in dieser Provinz gezogen werden, und die hier vorzüglich zur Sprache kommen.

Im Handel findet man ein Gewürz, das zwei Bohnen hat, welches die Leute Pachery oder Pichurim nennen, und dem die Französischen Colonisten den Namen Muskatennuß vom Orinoco gegeben haben, weil sie einen Wohlgeruch hat, welcher der Orientalischen Muskate sehr ähnlich ist. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, den Baum zu sehen, der diese Frucht hervorbringt; er wächst an den Ufern des Rio Negro, und man verkauft ihn in diesem Lande sehr wohlfeil. Die Frucht wächst auf einem Lorbeerbaume.

Hr. Richard hat mir gesagt, daß er einen solchen Baum in dem Französischen Guiana gefunden habe, dessen Frucht nach der von ihm gemachten Abbildung mit von der, die man im Handel sieht, nicht sehr verschieden zu seyn scheint. Warum machen ihn denn die Einwohner von Venezuela nicht auch bei sich einheimisch? Da seine Frucht in dem wilden Zustande einen so angenehmen Wohlgeruch giebt, so würde sie ohne Zweifel noch besser seyn, wenn man sie sorgfältig pflegte. Ich habe die Er-

fahrung gemacht, daß das Decoct von dieser Frucht, mit Zucker und Magnesia vermischt, ein gutes Mittel gegen die Krankheit ist, die man dort unter dem Namen Magenschmerzen kennt; dieß ist eine Krankheit, die so große Verheerungen unter den Negern, und selbst zuweilen unter den Weißen auf den Antillen anrichtet. Mit Zucker und einer kleinen Quantität Opium vermischt, ist es ein herrliches Mittel gegen den Tenesmus und den Durchfall. Die Schwedischen und Dänischen Aerzte erzählen davon Wunderdinge.

Als ich mich eines Tages von meiner Pflanzung, die im Norden der Insel Trinidad liegt, nach dem Port d'Espagne begab, begleitete mich Herr von Barrière; von Ermüdung, Krankheit und Verdruß erschöpft, ruhete ich an einem Wasserfalle aus, der von den Bergen de Las Cuevas herabströmt. Mein unermüdeter Begleiter suchte über meinem Kopfe Pflanzen. Plötzlich höre ich ihn schreien: was sehe ich! wo bin ich! ist dieß ein Eiwenbaum? Steigen Sie etwas höher und sehen Sie. Schon hundertmal durchstrich ich (Herr v. Barrière spricht noch immer) die Wälder und Gebirge dieser Insel, und niemals habe ich einer Baum gesehen, der Aehnlichkeit mit diesem hatte. Der Baum stand in voller Blüte.

Es waren mehrere Indianer bei uns, die wie die Eichhörner klettern konnten. Einen von ihnen schickten wir hin, um Blumen und Früchte zu hohlen. Er warf sie uns in großer Menge zu. Die Beere von diesem Baume ist weit dicker als die des Eiwenbaums, (Taxus

baccata), und hat einen scharfen und zuckerartigen Geschmack; seine Blumen sind von denen des Eiwenbaumes nur darin verschieden, daß sie weit größer und purpurfarbener sind; aber seine schmalen und dicken Blätter sind vielmehr kleiner; — daher glaubte Herr von Jussieu, daß dieß ein Podocarpus, eine verwandte Art des Eiwenbaumes sey.

Der Eiwenbaum oder Podocarpus von Las Cuevas ist dicker und größer als der Europäische. Wir sahen einen von ungefähr 60 Fuß Höhe, vier oder fünf andere schienen nur 40 — 50 Fuß zu haben.

Auf dem Berge de Las Cuevas steht gewöhnlich das Thermometer im Schatten auf 16 und 18°. Kaum ist es hier kühl genug, daß einige Taxbäume fortkommen können, die hier nicht die Dicke und Höhe der Pflanzen erhalten, die auf Guadeloupe auf den Gipfeln und an den Seiten der Soufrière, des Matuba und des Goldberges fortkommen.

Für die Geographie der Pflanzen ist es indeß ein interessantes Factum, daß man hier den Eiwenbaum, oder eine so verwandte Art siehet, welche unter dem 10° der Breite wächst, also 2000' über der Meeresfläche.

Diese Naturerscheinung kann man sich nur auf folgende Weise erklären: die zahlreichen Ströme, die auf den Bergen von Las Cuevas entspringen, und die Nordwinde, die vom November bis zum Anfange des Monats April vom mitternächtlichen America her wehen, verbreiten an den etwas hochliegenden Gegenden

eine so große Kühle, daß das Thermometer von Reaumur eine Stunde nach Sonnenuntergang bis zu 12° sinkt; ich habe es auf 11° eine halbe Stunde vor dem Aufgange der Sonne gesehen.

Die Gefühle eines kranken und grausam verfolgten Mannes, bei dem Anblicke eines vaterländischen Baumes, können von Männern nicht nachempfunden werden, die niemals von ihrem Vaterlande 2000 Stunden entfernt zugebracht haben. Auch sind diese Gefühle dem selbstsüchtigen Städter fremd, der niemals über die Gränzen des vaterländischen Bodens hinauskam. Der Ort, der die erste Scene bei dem Spiele der ersten Kindheit war, die Erinnerung an die ersten Gegenstände meiner Liebe, Aeltern, Freunde, das Bild der immer mit Schnee bedeckten Gipfel der Pyrenäen; alles dieses drängte sich in wildem Aufruhre in meine Seele; ich war ganz betäubt; meine Augen sahen nichts, und als ich von meiner ersten Betäubung zurückgekommen war, so war ich einige Augenblicke hindurch für die Schönheit der mich umgebenden Natur gefühllos.

Bald darauf glaubte ich, daß meine Seele sich wieder hebe und erweitere. Ich dachte hier an die Worte, welche mir 6 Jahre vorher der Gelehrte Walker (ehemaliger Professor der Naturgeschichte zu Edinburgh) zurief, als ich mit ihm von den Wäldern des mittäglichen America's redete. Ach! welch eine schöne Rede sind doch die Wälder! Alles führte mich in meiner Lage auf ernste und melancholische Be-

trachtungen. Von hier bemerkte ich 5 Wasserfälle nach einander herabströmen.

Im Osten sah und hörte ich, wie sich das Meer mit Wuth in den Felsenklüften de las Cuevas brach; in Westen sah ich es ruhig in dem Meerbusen von Paria, ein Sinnbild des menschlichen Lebens. In diesem weiten Schweigen der Wälder, in dieser Ruhe der Natur, muß der Tugendhafte, dessen Geist durch Verfolgungen und Unglück niedergebeugt ist, sich dem Nachdenken überlassen, und Trost für sein Herz sammeln. Hier wird er in der schuldlosen Gesellschaft der Pflanzen und in der Beobachtung ihrer geheimen Gesetze auf demselben Gipfel stehen, als Bananenbäume, Spanisches Rohr, Mahagonibäume, Tarbäume, Zwergcedern, Schlingpflanzen aller Art und riesenmäßige Farrenkräuter, welche, wenn gleich von verschiedenen Lagen, oder aus verschiedenen Temperaturen stammend, auf demselben Punkte unsers Planeten, ohne warmes Gewächshaus, ohne daß der Mensch seine Hand daran legt, und ohne einander zu schaden, leben, während der Mensch, hier ein verächtliches und verkehrtes Wesen, nur existirt, um seines Gleichen zu martern.

Geologische Beobachtungen.

Die große Bergkette von Guiana und von Venezuela, die sich vom Morgen gegen Abend ausdehnt, bestehet aus Gneiß und Glimmerschiefer (Werner's). Letzterer gehet oft in Talkschiefer über. — Die Zersetzung letzterer Substanz giebt dem Boden ein fettiges

Ansehen. Auch findet man eine Bergkette nächst der Küste zwischen der Punta-de-Piedra. Guïra ist ein bläulichter Kalkstein, der Felsart ähnlich, welche Herr von Humboldt mit dem Namen des Alpen-Kalksteins bezeichnet hat. Dieser Fels ist hart genug und mit Adern von weißem, krystallisirten, kohlensauerem Kalk durchzogen. Sie ruhet auf dem groben Sande der Kiesel von Urfelsen. Ich habe bei Caropano, außerhalb dem Busen von Paria, in den Thälern der an der Küste hinlaufenden Hügel blättrigen Gyps an den Betten der Bäche und an den Orten, welche sie verlassen haben, gefunden.

Reiset man vom Fuße dieser Gebirge und aus der Mündung des Orinoco ab, um längs der Küsten des Meeres bis zum Marañao (Amazonen-Strom) zu schiffen, so beobachtet man fast keine andere Substanz, als eine thonigte, vegetabilische Erde, die tief und fruchtbringend, auch ohne Kiesel ist. Sämmtliche Küsten dieses Landes, von den Mündungen des Orinoco bis zum See von Maracaïbo, bestehen aus Urgebirgen. Der niedrige Theil des Landes, welcher fast überall eine gleiche Höhe über der Meeresfläche hat, ward offenbar durch Abschwemmungen von den Gebirgen und durch den Satz der Gewässer des Orinoco gebildet, die durch die Gewalt der Wogen und der Strömungen zurückgehalten werden. Diese angeschwemmten und morastigen Länder werden tagtäglich mehr von den Palétuviers (Rhizophora Mangle, dem Manglebaume) bedeckt, die sich im Meere, oder nahe an des-

sen Ufern unter diesem Klima gefallen. Es ist einleuchtend, daß in diesem Theile der Erdoberfläche das Land unaufhörlich dem Meere Raum abgewinnet. Man findet auch Meermuscheln in einiger Entfernung von den Küsten, und an den Orten, die das Meer kürzlich verlassen hat. So verhält es sich auch mit der Südwestküste der Insel Trinidad und der, von dem Orinoco rechts liegenden Küste.

An den Mündungen des Orinoco trifft man nichts als überschwemmte Länder, die mit Manglé- und andern, gern am Ufer des Meeres wachsenden Bäumen bedeckt sind, und kein Felsen in dieser Menge von Inseln, die mit verschiedenen Arten von Palmbäumen bedeckt sind, wird von Guaraoiins bewohnt. Aber an der Meeresküste trifft man Quarztrümmern, gerollte Quarzkiesel und verschiedene gefärbte (als grüne, gelbe, rothe, blaue u. s. f.) Feldkiesel. Die Magnetnadel zeigt die Anwesenheit des Eisens in allen diesen Kieseln und Felsen.

Endlich erweitern der Marañao, die Flüsse von Cayenne und Surinam, der Demerary, der Essequebo und alle übrigen Flüsse, die sich an dieser Küste ausmünden, ihr Gebiet, vermehren auch unmerkbar das Territorium der Insel Trinidad, so daß man voraussagen kann, daß einst die Bucht Paria ein bloßer Canal werden wird, um die Gewässer des Orinoco und des Guarapiché abzuführen. Die Bewegung der Strömungen, welche diese Küste bilden und vergrößern, geschieht von S. O. nach N. W

von der Mündung des Amazonenflusses *) bis jenseits des Caps Paria.

Dieses Land ist durchaus durch Vulkane bearbeitet worden. Aber die vulkanischen Wirkungen in diesen Gegenden gleichen nicht denen in Europa, der geologischen Beschaffenheit halber. Hier trifft man Gyps, der Schwefel im Ueberflusse enthält, so auch Pyriten (Schwefelkiese) in allen, selbst in Granitfelsen, bituminösen, kochsalzsauren Ton, Bergöl und Asphalt. Regen von den Dünsten des Meerwassers, die häufig auf diesen, von der Sonnenhitze erwärmten Boden fallen und sich hier zersetzen, ernähren die Vulkane, welche Ausbrüche von thonigtem Schlamme und geschwefeltem Wasserstoff machen.

Die Goldgruben dieses Landes sind so wenig ergiebig, daß man sie aufgegeben hat. Dermalen sind keine andern Bergwerke im Gange, als die Kupfergruben zu San-Felipe-de-Aroa. Ich sowohl, als Hr. v. Humboldt haben nie von den, in Venezuela angeblich vorhandenen Zinngruben reden hören, von denen ein Journal vor einigen Monaten sprach.

Hr. v. Humboldt schrieb mir vor einiger Zeit: „Hr. Depons hat meine Messungen und zuweilen sehr „unrichtig bekannt gemacht. Ich weiß, wie er sich meine

*) Als Orellana und andere Spanier zuerst den Marañon beschifften, fanden sie die Canots mit bartlosen, kupferfarbenen Männern besetzt. Daher der fabelhafte Name: Amazonen-Strom.

„Handschriften verschafft hat. Vielleicht aber macht es „Ihnen Vergnügen, Ihnen die Meinungen der Hirten „der Berge über der Fläche des Meeres mitzutheilen. „Silla, Berg bei Caraccas, 1,350 Toisen; Im„possible, Sandsteinberg, südsüdöstlich von Cumana „in der Küstenkette, 297 Toisen; Cerro de Cogol„lar, oder Cocollar, Wohnungen Yturbury auf „denselben, 408 Toisen; Turimiquiry, 707 Toisen; „Cuchilla de Guanaguana, 548 Toisen; Kloster „Caripe, 412 Toisen; Eingang in die Höhle des „Guataro, 506 Toisen; Catuaro, Dorf, südsüd„östlich von Cariaro, 189 Toisen."

Zehntes Kapitel.

Ueberſicht über die Induſtrie und den Handel der Spaniſchen Colonien, verglichen mit denen der Franzöſiſchen, Engliſchen, Holländiſchen u. ſ. f. — Gemälde des Handels von Venezuela von 1775 bis 1807.

Während die Franzöſiſchen, Engliſchen und Holländiſchen Colonien in America auf den höchſten Grad des Wohlſtandes, den jede erreichen konnte, gelangt waren, in Hinſicht des Grades des Wohlſtandes, deſſen ihre reſpectiven Hauptſtädte genoſſen: ſchmachteten die Spaniſchen, die den erwähnten an Größe, Schönheit, Geſundheit und Verſchiedenheit des Klima's, ſo wie durch die Reichthümer, welche über ſie alle drei Reiche der Natur verſchwendeten, weit voranſtanden, faſt durchaus in einem Zuſtande von Elend und Trägheit, der ſich der Barbarei nähert, in welcher noch die halbciviliſirten Völker Aſien's und Afrika's ſich befinden. Der Hauptgrund dieſer Lage der Sachen rührt von

der ausschließenden Gewalt der Handels-Gesellschaften her, denen sie lange Zeit hindurch übertragen war, und daß, nach Unterdrückung dieser Gesellschaft, Spanien bei den thörichten Gesetzen, die seinen Handel beschränkten, sich in der Unmöglichkeit befand, die rohen Materialien aus seinen Colonien auszuführen und solche zu verarbeiten, während sie es den Colonisten verboten, sie selbst zu verarbeiten, oder roh an benachbarte Nationen zu verkaufen.

Man weiß, daß alle Nationen mehr oder minder dieselbe Eifersucht gegen einander hegen. Aber die anderen Völker hatten die nöthigen Mittel, oder die erforderliche Industrie, um den Bedürfnissen ihrer Colonien abzuhelfen. Vor der großen Revolution, welche die Nordamericanischen Vereinigten Staaten befreiete, sagte Lord Chatam *) im vollen Parliament: „es müsse „unter den schwersten Strafen den Colonisten verboten „werden, einen Zwirnsfaden zu spinnen, oder einen „Nagel zu schmieden." Durch diesen übertriebenen Ausdruck wollte er dem Parliamente beweisen, daß der Handel und die Schifffahrt der Brittischen Inseln einen großen Verlust erleiden würden, wäre den Americanern es gestattet, ihre rohen Materialien zu bearbeiten, welche eine bedeutende Zahl Englischer Schiffe im neuen Continente aufsuchen, und deren Gewinn eine Menge von Matrosen, die Pflanzschule ihrer Marine ernähren würde, indem sie zugleich ihre Manufactur-

*) Graf Chatam war der Vater des, in Englands Geschichte unvergeßlichen Pitt.

städte in blühenden Zustand setzten, deren Reichthümer durch alle Canäle der Industrie sich unter alle Classen ihrer Mitbürger verbreiten würden.

Auch muß man zugeben, daß der größte Theil der Colonien darüber hinaus, oder noch in einem Zustande sind, in dem es ihnen schädlich seyn würde, einen Theil ihrer Volksmenge dahin zu verwenden, daß sie sich den Künsten der Manufactur-Industrie überließen, weil die Erzeugnisse derselben ihnen viel wohlfeileren Kaufs aus Ost-Indien und Europa geliefert werden können, Länder, in denen wegen ihrer großen Bevölkerung, der Arbeitslohn sehr gering bezahlt wird. So sah man, — es sind nun dreißig Jahre, — zu Martinique einen sonst sehr verständigen und aufgeklärten Mann *) in kurzer Zeit über zwei Millionen Livres verlieren, weil er auf dieser Insel eine Raffinerie von weißem Zucker anlegen wollte. Seit die Americaner der Vereinigten Staaten ein unabhängiges Volk geworden sind, so sind sie klug genug gewesen, ihre Bevölkerung nicht vom Landbaue abzuziehen, um sie den Manufacturen zu weihen. Sie finden es mehr vortheilhaft, in ihren eigenen Schiffen die roben Erzeugnisse ihres Bodens nach Europa, nach Indien auszuführen, welches ihren Handels- und Seeleuten ein bedeutendes Frachtgeld einbringt, die in dem alten Continent verfertigte Waaren dafür zurückbringen und nicht so theuer sind, als wenn sie bei ihnen verfertigt wären, trotz der bedeutenden Abgaben, welche der Congreß auf alle, aus der Fremde eingeführte Waaren

*) Der verstorbene Hr. Dr. Buc.

gelegt hat; — Abgaben, die beinahe neun Zehntheile der Einkünfte dieser so ökonomischen Regierung betragen.

Man muß daher aber nicht den Schluß machen, daß man den Colonien den, oder jenen Zweig der Industrie versagen dürfe. Aehnliche Verbote dienen zu Nichts, als die Regierungen verhaßt zu machen. Eine weise Verwaltung läßt den Sachen ihren natürlichen Gang. Sie ahmt das alte Spanische Ministerium nicht nach, das, obgleich das Spanische Volk weder die Mittel, noch die Industrie hatte, die Producte seiner schönen und weit ausgedehnten Colonien, entweder in denselben zu verkaufen, oder anderen Nationen zuzuführen, und eben so wenig für die Bedürfnisse dieser Colonien sorgte, dessenungeachtet nicht gestatten wollte, daß sie selbst Manufacturen anlegten, noch sich von ihren Nachbarn eine Menge von Gegenständen der ersten Nothwendigkeit, oder des Luxus, die reichgewordenen Völkern Bedürfniß geworden sind: Stoffe, Mobilien, Juwelen, die Getränke Europa's und Indiens, ja nicht einmal die Werkzeuge für den Ackerbau und die mechanischen Künste, verschaffen durften. Alle diese Genüsse waren sehr lange den Bewohnern der Spanischen Colonien verboten, die den Schmerz und die Schande fühlten, sich elend, zerlumpt und fast nackend, wie Wilde zu sehen, während ihre Nachbaren, die Französischen, Englischen, Holländischen und selbst die Portugiesischen Colonisten, obgleich in Ländern, die viel minder reich an natürlichen und mineralischen

Schätzen waren, im Schooße der Genüsse und sogar des Luxus lebten.

Mehrere Bände würden erfordert, um die unvernünftigen Handlungen der alten Spanischen Regierung, die ihre schönen, aber unglücklichen Colonien, zum Gegenstande hatten, zu schildern. Man weiß, daß alle Erzeugnisse Europa's und Asien's bewundernswerth gut in Mexico, Peru und Caraccas, je nachdem sich der Boden von dem Meeresspiegel entfernt, oder sich ihm nähert, gedeihen. Die Bewohner dieser Länder konnten und wollten daher die Erzeugnisse Europa's hier cultiviren, und seit dem Beginne des vergangenen Jahrhunderts, zogen sie auch den Oelbaum, und pflanzten Weinstöcke. Die Regierung der Hauptstadt legte diesen Pflanzungen Hindernisse in den Weg, und gieng so weit, sie ganz zu untersagen. Die Peruaner und Mexicaner achteten diese Verbote wenig, und indem sich die Regierung nicht stark genug fühlte, diese Ungerechtigkeit zu vollführen, schloß sie über diesen Ungehorsam die Augen. Inzwischen ward im J. 1802 auf die Vorstellungen des Handelsstandes zu Cadix, welcher Sr. katholischen Maj. bemerklich machte: daß die Cultur des Weinstocks und Oelbaums in Mexico, dem Interesse seiner guten Stadt Cadix schade, Don Joseph de Yturrigarray zu dem Vice-Könige mit dem Befehle gesendet, alle Weinstöcke und Oelbäume vertilgen zu lassen. Dieser weise Gouverneur nahm es auf sich, einen so barbarischen Befehl nicht ausführen zu lassen, dessen Folge wahrscheinlich die Unabhängigkeit von Mexico gewesen seyn würde. Die

Habsucht einer Kaufmanns-Gesellschaft kennt weder Schaam noch Zügel, wenn sie auf eine Regierung einen zu großen Einfluß erhält. Zeugniß davon geben die Verbrechen der Englischen und Holländischen Gesellschaft in Indien.

Wir sahen eben, daß die Kaufleute von Cadix alle Weinstöcke und Oelbäume in America vertilgen wollten. Aber es giebt eine andere einheimische Pflanze, deren gegohrner Saft seit undenklichen Zeiten, das Lieblingsgetränk der Mexicaner bildete: der Maguey, oder die Agave, eine Art aus der schönen Familie der Ananas, erzeugt diesen, Pulque genannten, Wein. Eben der Handelsstand von Cadix verlangte von der Regierung, alle Pflanzungen davon zerstören zu lassen, und dieser Befehl, der nicht der einzige dieser Art in den Annalen der commerciellen Tyrannei ist *), ward, wie man versichert, dem Vicekönige, damals dem Grafen von Revillagigedo im Jahr 1791 zugeschickt. Man könnte deßhalb sagen, daß ein Geist des Schwindels bei der Morgenröthe der Revolution, sich über alle Staatsräthe in Europa verbreitet habe. Nicht allein hütete sich der Graf von Revillagigedo sehr, einen solchen Befehl auszuführen, sondern er verbarg ihn auch denen, die unter seiner Verwaltung standen. Dieses ist derselbe Vice-

*) Jeder, der die Geschichte seit der Zeit der Tyrier, der Phönicier und der Karthager bis auf unsere Zeiten gelesen hat, wird wissen, daß nie eine Tyrannei die regierender Kaufleute über ihnen unterworfene Länder, übertroffen hat.

König, der den Wissenschaften, den Künsten, dem Ackerbau und der Schifffahrt Vorschub geleistet hat, und der, wie ich glaube, der Erste ist, der es versuchte, eine Statistik von Mexico verfassen zu lassen; eine Arbeit, die dem Herrn von Humboldt zur Vollendung mit jener Vortrefflichkeit, die allen seinen Arbeiten eigen ist, vorbehalten war.

Der gegohrne Saft der Agave ist für das Mexicanische Volk das, was der Wein für das südliche, und der Cider (Obstwein), der Meth und das Bier für das nördliche Europa sind. Es versteht aus diesem Weine einen Branntwein zu gewinnen, den sie: Mexical, oder Agua ardiente de maguey nennen. Dieser Branntwein war sehr lange Zeit verboten, weil er dem Verkaufe der Spanischen Weine Abbruch that. Aber in diesen so weit entlegenen Ländern hat man einen so tyrannischen Befehl zu umgehen verstanden, und die Regierung hat damit geendigt, den Genuß desselben den Bewohnern der Provincias internas zu gestatten, so wie denen von Tuspan, einem Bezirke der Intendanz von Guadalaxara, und ihren Branntwein Pulque öffentlich zu verkaufen, wofür eine kleine Abgabe entrichtet wird. Von nun an hörten die Klagen auf, und das Volk bezahlte ohne Murren die Abgabe. Die Cultur des Maguey, sagt Hr. von Humboldt, ist ein so wichtiger Gegenstand für die Schatzkammer geworden, daß die Abgaben für die Einfuhr in die drei Städte: Mexico, Puebla und Toluca (die erste dieser Städte hatte im Jahr 1808: 140,000, die zweite: 68,000 und

die dritte 50,000 Einwohner —) im Jahre 1793 die Summe von 817,739 Piaſter betrug. Die Erhebungskoſten beliefen ſich im Ganzen auf 56,608 Piaſter, ſo daß die Regierung bloß aus dieſen drei Städten einen reinen Profit von 761,131 Piaſter (= 968,777 Thlr 12 Gr. C. G.) zog. Hr. von Humboldt fügt hinzu: daß das ungemäßigte Verlangen, die Einkünfte der Krone zu vermehren, in den letztern Zeiten es bewirkt hat, die Bereitung der Pulque auf eine eben ſo drückende, als unbedachte Art zu beſteuern, und daß, wenn die Regierung hierin nicht ihr Syſtem ändert, zu vermuthen ſey, daß dieſe Cultur, eine der älteſten und einträglichſten, nach und nach unmerkbar abnehmen wird, ſelbſt trotz der Liebe, welche das Mexicaniſche Volk zu dem Manguey-Weine hat. *)

Die blinde und unbedachtſame Art, wie die Abgaben durch dieſe Regierung vertheilt waren, beweiſet, daß ſie mit den erſten Elementen der Finanz-Geſetzgebung gänzlich unbekannt war, deren größte Kunſt darin beſteht, die Abgaben auf die möglichſt große Zahl von Subjecten zu vertheilen, um ſie jedem Subjecte, das ſie trägt, zu erleichtern. Dann iſt ihr Ertrag unermeßlich, gelangt in jeder Stunde zu dem Schatze, bringt Niemanden auf und drückt Keinen, und ohne Gelegenheit zum Betruge darzubieten, iſt ſein Empfang leicht. So eingenommen, bereichern die

*) Essai sur la Nouvelle-Espagne. Tom. III. p. 162. Edit. in 8°.

directen und indirecten Auflagen den Staat, vorausgesetzt, daß sie die Industrie nicht behindern. Aber dieses konnte die alte Regierung Spaniens nicht begreifen, obgleich die Ursache sehr einfach war. Jemehr sie drückte, desto weniger erhielt sie täglich. Wenn es bloß der Ueberschuß ist, den man bei den Abgaben tadelt, so machten lange Zeit 2 und 2 eben so gut 4 in den Finanzen, als in der Rechenkunst. Aber wenn man sich an die Thatsachen hält, so beschränkt die abnehmende Consumtion die indirecten Abgaben. Die gleichfalls abnehmende Arbeit verkleinert die directen Abgaben, so daß in kurzer Zeit 2 und 2 nicht mehr 4 machen.

Peru und die Provinzen, welche der große Ocean bespült, sind minder durch die Spanischen Fiscal-Gesetze wegen der großen Entfernung dieser Länder, an denen man erst nach Umsegelung des Cap Horn's landen kann, mißhandelt worden. Mithin war es nöthig, daß die Metropolis ihnen die Erlaubniß bewilligte, Getraide und andere Vegetabilien, um sich nähren zu können, so wie Weinstöcke und Oelbäume säen und pflanzen zu dürfen. Da ihnen das Mutterland die Stoffe, sich zu kleiden, die Werkzeuge und Geräthschaften, welche dem civilisirten Menschen nöthig sind, wegen der weiten Entfernung nicht zusenden konnte, ist ihnen schon längst gestattet worden, diese Sachen selbst zu verfertigen.

Ob nun wohl die Provinzen von Mexico, das Königreich Neu-Granada, die General-Capitanie

Caraccas, die Inseln Cuba, Puerto-Ricco, Trinidad und der Spanische Theil von St. Domingo, mit einem Worte: alle Colonien, deren Küsten durch den nördlichen Atlantischen Ocean bespült werden; ob nun gleich diese Colonien, sage ich, weit besser, als Peru zum Handel mit Europa gelegen sind, so haben sie doch lange Zeit hindurch das Ebenbild des Elendes und des hinfälligen Alters dargestellt. In diesen Ländern waren keine Reichen, als die Bergwerksbesitzer, und die Wuth solche zu entdecken, die sich lediglich mit der des Spieles vergleichen läßt, war und ist noch jetzt dort täglich die Ursache des Ruins einer großen Zahl von Familien und eine diesem Lande eigene Quelle von Unmoralität. So lange die Spanische Regierung diese Art von Hazardspiele ermunterte, eben so lange legte sie dem Ackerbaue und der Colonial-Industrie Fesseln an. Es scheint, daß Alles, was nicht den Bergbau betraf, wenig Interesse erweckte; daß man auf dem neuen Continent nicht mehr Unterthanen zu haben wünschte, als nöthig sey, um sie anzubauen, und daß man hauptsächlich fürchtete, sie möchten zu reich und zu unterrichtet werden. Denn alle Colonialverfassungen zweckten dahin, die Colonisten in viehischer Dummheit und Elende zu erhalten.

Nachdem so dieses traurige Gemälde der Spanischen Colonien in America entworfen ist, ist es billig zu sagen, daß, trotz der ungerechten und barbarischen Befehle, die man den Herrschern der letzten Dynastie durch unersättliche Kaufleute und verdorbene Minister entrissen

hatte, diese Könige mehr für das Wohl dieser Colonien gethan haben, als Karl V. und seine Nachfolger. Davon zeugt der Tractat dieses Monarchen, durch den er, nachdem er seine Länder entvölkert und seine Finanzen erschöpft hatte, im J. 1528 das Land Venezuela oder die General-Capitanie Caraccas den Banquiers Welser in Augsburg verkaufte, welche aus diesem Lande eine Schaubühne von Plünderung, Verwüstung und von allen Verbrechen machten, welche ausschließlich nur privilegirte Handelsgesellschaften erdenken können, wenn ihnen darüber die souveräne Gewalt ertheilt ist. Die Abkömmlinge Karl's V. opferten fortwährend das Interesse Spaniens dem ihrer teutschen Besitzungen, oder anderen politischen Rücksichten. Davon sind die verderblichen, mit den Hanseatischen Städten im J. 1647, mit Holland im J. 1648, und mit England im J. 1667 abgeschlossenen, Verträge vollgültige Beweise. So lange der Spanische Handel den benachbarten Nationen während des fünfzehnten, sechszehnten und dem Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts nach Tilgung des Privilegiums der Welser, welches entweder im J. 1547, oder im J. 1648 Statt fand, überlassen war, hatte der Haven von Sevilla allein lange Zeit hindurch das Vorrecht: mit den Colonien zu handeln. Dieses Vorrecht gieng im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts auf Cadix über, welche Stadt es ausschließlich bis 1728 ausübte, in welchem Jahre die Guipuzcoa-Gesellschaft errichtet ward.

Die Urkunde ihrer Genehmigung enthielt: daß die Provinz Guipuzcoa das Recht habe, eine Handlungs-

gesellschaft zu stiften, welche ihre Agenten zu Cadix haben solle, aus welchem Orte die Schiffe abgesendet werden, und wo sie ihre Waaren nach ihrer Rückkehr ausladen sollten. Die Zahl der Schiffe ward auf zwei beschränkt, und die Länder, wohin es ihr zu handeln gestattet war, sind die, aus denen die General-Capitanie Caraccas besteht. Diese, mit 40 bis 50 Kanonen bewaffneten Schiffe waren bevollmächtigt, sogleich nach Ausladung ihrer Waaren zwischen den Mündungen des Orinoco und des Rio-de la-Hache bis zu ihrer Rückkehr nach Europa zu kreuzen, um die Schiffe mit Contrebande zu nehmen. Im J. 1734 erhielt die Gesellschaft neue Privilegien. Der König erklärte: man könne mittel- oder unmittelbar Theil an seinem Handel nehmen, ohne daß dadurch der Adel herabgesetzt werde und ohne weder Ehre, noch Stand, noch Ruhm dadurch zu verlieren. Es ist in der That zum Erstaunen, daß das, die Staaten belebende Princip, Der Handel, kraftlos ist, und daß Unwissenheit und Barbarei in einem Lande, und bei einem Volke eine solche Erklärung nöthig machten. Hier beginnt eine neue Epoche. Das Madrider Cabinet leiten mildere Grundsätze. Durch eben dieses Privilegium erhielt die Gesellschaft die Erlaubniß, so viel Schiffe auszurüsten, als ihr rathsam schien und sie in den Häven von San-Sebastians und de la Passaga auszusenden. Aber sie mußten in den Haven von Cadix zurückkehren.

Die Erfolge dieser Compagnie waren im Anfange glänzend, und die Colonisten hatten keinen Grund, sich

darüber zu beklagen. Aber mittelst der, in den Jahren 1742 und 1752 ihr ertheilten Patente, erweiterte sie ihre Privilegien so, und mißbrauchte sie so ungemein, daß die Klagen der Colonisten die Regierung nöthigten, diese Gesellschaft durch das berühmte Edict vom 12ten October 1778, aufzuheben, welches unter dem Namen: des freien Handels bekannt ist.

Zu dieser Zeit gab Nordamerica den Metropolen eine wichtige Belehrung. Sie scheint in Madrid nicht ganz verloren gegangen zu seyn, und die ausschließlichen Kaufleute in Cadix haben sich überzeugen müssen, daß ihr Handel, statt zu verlieren, gewonnen hat und zwar im Verhältniß, wie die Regierung die Ketten des Ackerbaues und der Eingeborenen der Colonien lüftete.

Diese Lage der Dinge ist ohne Zweifel jener vorzuziehen und weit besser, als die vorher Statt findende. Aber es liegt noch ein großer Zwischenraum zwischen dem letzten, von der Spanischen Regierung angenommenen Systeme, und der Verwaltung der Französischen Colonien, wenn sie nicht statt dieser die treffliche Verfassung, nach der die Brittischen Colonien in Westindien verwaltet werden, hätte annehmen wollen.

Wenn Spanien, statt sich einzig mit den Metallen zu beschäftigen, als es America erobert hatte und die beiden folgenden Jahrhunderte hindurch den Fleiß seiner Unterthanen zum colonialen Ackerbau, welcher die Cultur des Zuckers, des Kaffees, des Cacaos, der

Baumwolle, des Indigo, der Cochenille und aller auf den Märkten von Europa so kostbaren Erzeugnisse zum Gegenstand hat, ermuntert hätte, so hätte es diesen Erdtheil seinem Handel zinsbar gemacht.

Aber um diese Absicht zu erreichen, so hätte sie die Unterthanen fremder Staaten veranlassen sollen, sich in ihren Colonien anzusiedeln. Weit jedoch entfernt, eine so weise Maaßregel anzunehmen, wollte Spanien anfänglich nicht dulden, daß irgend eine andere Nation sich in America niederließe. Die Nachwelt wird es schwerlich glauben, daß diese Macht ihre Ansprüche auf diesen Erdtheil auf eine päpstliche Bulle gründete. Die andern Europäischen Nationen, die hier nach den Spaniern sich niederlassen wollten, hatten sich stärker gegen die Spanier, als gegen die Urbewohner zu vertheidigen.

Wir wollen einen Blick auf das alte Spanische Colonialsystem, und auf die Zollgesetze werfen. Hr. Depons in seiner Reise nach der Tierra-firme, die übrigens voll interessanter Thatsachen ist, vergleicht das alte Colonial-System der Spanier mit dem, der Franzosen. Er lobt beide, und nach ihm, wäre das letztere ein Meisterstück der Weisheit.

In der That begreift man nicht, wo Hr. Depons seine Documente hergenommen habe. Die Gewohnheit: Alles zu loben, ist mindestens eben so gefahrvoll, als Alles zu tadeln, und es scheint, daß Hr. Depons, als er sein Werk unternahm, entschlossen war, Alles das, was von der alten Spanischen Regierung gethan war, für

gut zu befinden, und trefflich, Alles was die alte Französische Regierung angeordnet hatte. Wir glauben, daß er, ohne den Dank zu vergessen, welchen er dem alten Gouvernement von Caraccas schuldig war *), das Gemälde der Unvollkommenheiten und der Fehler der Verwaltung der Spanischen Colonien entwerfen konnte. So sagt er z. B. in Bd. II. S. 337 seiner Reise, oder vielmehr seiner Statistik von Caraccas: daß die fiscalische Theorie in America locale Abgaben eingeführt hat, deren Ertrag dient, eine zahllose Menge Angestellter der Spanischen Regierung zu besolden; Stellen, setzt er hinzu, um die man sich kräftig bewirbt, und die man mit Würde einnimmt. Wir denken, daß dieses ein satyrischer Zug des Hrn. Depons ist, da wir nicht begreifen können, welches die Würde aller dieser Spanischen Accisbedienten, oder Gabela's sey, die immer bereit sind, die Hand dem ersten Schleichhändler zu reichen, der es sie zu bestechen, nöthig findet **). Die Spanischen Colonien, welche in der General-Capitanie von Caraccas begriffen sind, würden noch lange in ihrer Kindheit geblieben seyn, wären sie

*) Wie ich dieses zum Drucke abliefern wollte, erfuhr ich seinen Tod. Der Bf.

**) Nachdem er im 2ten Bande seiner Reise die Fiscalgesetze gelobt hat, sagt er im 3ten Bande, S. 10: „die Kopf- „und Grundsteuer sind hier nicht bekannt. Aber der Fiscus „entschädigt sich unter so vielen andern Benennungen, daß „man nicht weiß, was man am Meisten bewundern soll, „ob seine Gewandtheit, oder die Resignation der Contri- „buenten."

nicht Nachbarn der Holländer in Curaçao gewesen, welche ihnen im J. 1634 große Vorschüsse machten, und dafür Häute, Baumwolle und Cacao empfiengen.

Es war das schlechte System der Spanischen Douanengesetze, welches den Fremden solchen Vorzug vor den Eingebornen gab, wie wir zeigen werden, was auch Hr. Depons, Seite 334 seines zweiten Bandes darüber sagen mag, daß es das schlecht abgefaßte System der Französischen Douanengesetze vor der Revolution gewesen sey, welches den Engländern in dem Handel mit Colonialwaaren, vorzüglich mit solchen, welche sich weiter verarbeiten ließen, so große Vortheile gegeben habe. Was auch die Vertheidiger dieser vernunftwidrigen Systeme sagen mögen, Thatsachen sprechen deutlicher als Räsonnements. Denn, um uns der Worte eines berühmten Staatsmannes zu bedienen: „In der politischen Staatsökonomie werden Thatsachen, nachdem sie zuerst der Wissenschaft als Materialien gedient haben, nachmals Bekräftigungen derselben. *)

In der That, wenn die Französischen und Spanischen Handelsgesetze, und das Spiel der Französischen und Spanischen Douanen geschickter abgefaßt wären, als die Handelsgesetze und das Spiel der Holländischen und Englischen Colonien, wie Hr. Depons behauptet, warum konnten

*) M. s. Mémoire sur les rélations commercielles des Etats - Unis de l'Amérique septentrionale par Mr. *de Talleyrand*, Prince de Bénevent.

dieſe Nationen auf den Europäiſchen Märkten ihre Colonialwaaren zu eben ſo niedrigen Preiſen verkaufen, wie wir, wiewohl unſere Colonien anſehnlicher und fruchtbarer ſind, als die ihrigen? Warum konnten ſie unſere eigenen rohen und ſelbſt verarbeiteten Colonialwaaren unter gewiſſen Umſtänden wohlfeiler verkaufen als wir? Der Contrebande-Handel der Jungfraueninſeln, kleine unfruchtbare Engliſche Colonien, wird im Verlaufe dieſes Kapitels Licht über dieſe Thatſachen verbreiten.

Wir kommen auf die Spaniſchen Colonien zurück. Seit der Aufhebung der Compagnie von Guipuscoa im Jahre 1780, hatte der Haven von Cadix bis zum Jahre 1785 das Privilegium genoſſen, mit dem Spaniſchen America Handel zu treiben; aber in der Folge wurde dieſe Freiheit auf die Häven von Sevilla, Mallaga, Almeira, Alicante, Carthagena, Valencia, Barcelona, Alfagues, Tortoſa, Saint-Ander, Gijon, Vigo und Majorca, ſo wie auch auf die Häven von Santa-Cruz, von Palma und Saint-Croix auf Teneriffa in den Canariſchen Inſeln ausgedehnt. Jedoch ward dieſen Inſeln unterſagt, mit America andern Handel zu treiben, als mit Landesproducten. Es iſt merkwürdig, daß dieſes Verbot nebſt der Lage dieſer Inſeln der Grund war, daß man dort ſtärkeren Schleichhandel trieb, als irgend anderswo; mehrere reiche Häuſer in England trieben dieſen Handel unter der Maſke Irländiſcher Katholiken. Es geſchah auf dieſen Inſeln, was überall geſchieht, wo

eine Regierung zu strenge Gesetze giebt, ohne die Macht in Händen zu haben, ihnen Achtung zu verschaffen; die Gesetze sind alsdann nur ein Reiz mehr zum Betrügen. Mit Einem Worte, die Spanischen Gouverneurs und Administratoren fanden mehr Interesse dabei, den Schleichhandel zu dulden, als sich ihm zu widersetzen, und theilten sich also in den Profit mit den Agenten der, auf diesen Inseln etablirten, Englischen Handelshäuser. Weise Verordnungen allein, welche statt den Nationalhandel zu hemmen und muthlos zu machen, ihn begünstigen und beschützen, können dem Schleichhandel einen Zügel anlegen. Es war mehr noch die Unbeständigkeit, als die Strenge der Spanischen und Französischen Douanengesetze, welche den Engländern einen so großen Vorzug vor den Spaniern und über uns gab.

Es möchte sehr interessant seyn, die Frage aufzulösen: warum Europa dem Kunstfleiße und dem Handel der Engländer so lange zinsbar gewesen ist, so wie es umgekehrt ihre Vorfahren dem Kunstfleiße und dem Handel der Holländer waren? Ist die Ursache davon richtig bekannt? Ist nicht das große Publicum über diesen Punkt noch jetzt voll eben so lächerlicher, als schädlicher Vorurtheile? Hat nicht jeder Bürger des Europäischen und des Americanischen Continents die Verpflichtung auf sich, aus allen Kräften zur Zerstreuung derselben beizutragen?

Schriebe ich die Geschichte der Künste, so wollte ich leicht darthun, daß unter uns mehr nützliche Entdeckungen gemacht worden sind, als bei ihnen, trotz

der Sorgloſigkeit der ehemaligen Franzöſiſchen Regierung, dieſe Entdeckungen zu veranlaſſen und würdig zu belohnen. Die Teutſchen haben bewundernswürdige Entdeckungen im Gebiete der mechaniſchen Künſte gemacht, und übertreffen die Engländer bei weitem an Geduld in den Nachforſchungen dieſer Art. Der Name Italien allein ſchon ſchließt den Begriff von der Vollendung in den ſchönen Künſten in ſich. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Spanier, ein Volk von merkwürdigem Charakter, weil es ſo viel Zuſammenhang und Beharrlichkeit in ſeinen Beſtrebungen zeigt, nicht von Neuem, unter einer aufgeklärten und liberalen Regierung, des Ruhms ihrer Vorväter würdig werden ſollten.

Man muß dieſes Götzenbild der Schelme und der Narren, die Anglomanie, einmal in ſeiner Blöße zeigen und zerbrechen. Man muß zeigen, woher ſein Vorherrſchen in den Manufacturarbeiten und in dem Handel rührt, welches England ſich angemaßt hat, und vergeblich ſich bemühet zu behaupten, trotz den Fortſchritten, welche ſeit hundert Jahren die mechaniſchen und chemiſchen Künſte in den übrigen Ländern der Erde gemacht haben.

Mehrere Urſachen haben zu dem glücklichen Erfolge ſeiner Bemühungen beigetragen, und es hat denſelben weit mehr der Sorgloſigkeit und Fahrläſſigkeit der alten Europäiſchen Regierungen und der Verkäuflichkeit einiger Miniſter, als der Geſchicklichkeit ſeiner Fabrikanten zu verdanken. Doch muß man den Engländern Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; mit Ausnahme der

Holländer beſitzen und kennen ſie beſſer, als irgend eine andere Nation in Europa, den Compagniegeiſt; und große Compagnien, große Handelshäuſer werden immer gar nicht zu berechnende Vortheile über iſolirte Kaufleute haben, welche nur mittelmäßige Kapitalien auf's Spiel ſetzen können. Sie haben auch beſſer, als irgend eine andere Nation in Europa, den Werth und die Theilung der Zeit und der Arbeit gekannt und zu ſchätzen gewußt, darum erfanden ſie ſo viele nützliche Maſchinen, und der Staat belohnte die Erfinder derſelben immer ſehr großmüthig.

Aber man verzeihe uns dieſe Wiederhohlung; wir ſchmeicheln uns, durch Beiſpiele zu beweiſen, daß ſie vorzüglich ihren Douanengeſetzen, dem geſchickten Spiele ihrer Douanen, ihren Bounty's *), ihren Drawbacks**) den Vortheil verdankten, daß ſie auf den Europäiſchen Märkten wohlfeiler, als die übrigen Nationen verkaufen konnten; und das wollen wir jetzt durch einige Exempel in's Licht ſetzen.

Die Engliſchen Antillen waren die Niederlagen der Franzöſiſchen und Spaniſchen Colonien geworden; kein Zweifel, daß die Spaniſchen und Franzöſiſchen Co-

*) Bounty, Prämie, welche die Engliſche Regierung an die Nationalfabrikanten zahlt, gewöhnlich um auswärtige Fabriken zu ruiniren.

**) Drawback. Das iſt das Rückzahlen gewiſſer Gefälle, welche für eingeführte Waaren erlegt worden ſind. Dieſes Rückzahlen geſchieht von Seiten der Regierung, wenn die Waaren wieder nach der Fremde ausgeführt werden.

loniſten Vortheil davon hatten, aber dieß war zum groſſen Nachtheile des Franzöſiſchen Handels, und als Folge davon, unſers Ackerbaues und unſerer Manufacturen.

Durch eine Proclamation vom erſten November 1766 eröffnete der König von England die Häven von Prinz-Ruperts und Roſeau auf der Inſel Dominica, und die Häven von Kingston, Savannah la Mar, Montago-Bai und Santa Lucca auf der Inſel Jamaica zu Niederlagen. Verſchiedene Acte oder Proclamationen, datirt von 1774 und 1775, haben dieſe Freiheiten nach den Umſtänden erweitert, oder modificirt; ſpätere Proclamationen des Hofes von St. James haben den Inſeln Granada, Providence und, im Jahre 1797, auch der Inſel Trinidad dieſelben Vortheile bewilligt.

Dieſe Acte, oder Proclamationen, dem Völkerrechte eben ſo zuwider, als der Majeſtät eines Souveräns unwürdig, ſind, gerade herausgeſagt, nichts anders als Einladungen, welche der König von England an die Negocianten auf den Franzöſiſchen und Spaniſchen Colonien ergehen läßt, zu kommen, und mit ſeinen Unterthanen Schleichhandel zu treiben. Wir wollen zuerſt die Jungfern-Inſeln, als Beiſpiel des unermeßlichen Handels dieſer Art aufſtellen, welchen England dort mit einigen Spaniſchen und mit den Franzöſiſchen Colonien der kleinen Antillen trieb. Im Jahre 1788 exportirte England von dieſen unfruchtbaren Inſeln für 34,609,088 Franken Colonialwaaren, welche ungeheure Summe es mit eignen Manufacturproducten bezahlte; denn dieſe

reiche Nation bedient ſich weder des Goldes noch des Silbers in ihrem Handel, und bringt durchaus kein baares Geld nach ihren Colonien; oder wenn ſie welches hinbringt, ſo iſt es Spaniſches oder Portugieſiſches Geld.

Die Jungfernınſeln ſind eine Kette von beinahe unfruchtbaren Inſeln, zwiſchen St. Chriſtoph und Porto-Ricco gelegen, und können kaum 1500 freie Weiße oder farbige Leute, und 9000 Schwarze ernähren, welche zum Bau der Baumwolle, zum Arbeiten in drei bis vier ſchlechten Zuckerfabriken und zum Anbau der Lebensmittel gebraucht werden. Nach der ſpeciellen Kenntniß, die wir von dieſen kleinen Inſeln haben, ſcheuen wir uns nicht, zu verſichern, daß der jährliche Ertrag ihrer natürlichen Exportationen, oder der Producte ihres Bodens ſich kaum auf eine Million beläuft, woraus ſich denn ergeben würde, daß der Contrebandehandel der Engländer mit Martinique, Guadeloupe, Marie-Galante und der Spaniſchen Inſel Porto-Ricco im Jahre 1788 ſich auf 33,699,088 Franken belief. Angenommen, daß die Inſel Porto-Ricco für ſechs Millionen zu dieſem Schleichhandel lieferte, was viel iſt wenn man den elenden Zuſtand, worin ſich damals ihr Ackerbau befand, und den Contrebandehandel erwägt, welchen ihre Einwohner außerdem mit den Holländern auf St. Euſtache und Curaçao trieben: ſo wäre es bewieſen, daß die Engländer im Jahre 1788 den Inſeln Martinique, Guadeloupe und Marie-Galante für mehr als 27 Millionen Zucker, Kaffee und Baumwolle entnahmen.

Andere Inseln dienten diesem betrügerischen Handel ebenfalls zur Niederlage; so die Dänischen Inseln St. Thomas und St. Croix, und die kleine Schwedische Insel St. Barthelemy. Beinahe aller, der dort getrieben wurde, wurde zum Nutzen Englands getrieben durch naturalisirte Engländer, welche Dänen, oder Schweden von Geburt waren.

Die Englischen Inseln St. Vincent und Granada hatten beinahe den gesammten Handel von St. Lucie in ihren Händen. Drei Viertel von den Waaren, welche diese Insel producirte, giengen nach England. Man consumirte dort nur Englische Waaren, mit Ausnahme einiger Weine und einiger Eßwaaren, welche von Frankreich kamen.

Unsere Colonie von Tabago, wo alle Einwohner Engländer waren, machte weniger Geheimniß aus ihrem Schleichhandel: Englische Fahrzeuge, zu Dünkirchen naturalisirt, brachten ihr Englische Waaren, und nahmen einen großen Theil von den Producten dieser Insel wieder mit nach England.

Es war aber unser altes Douanenreglement und die Spanischen Douanengesetze noch mangelhafter als die unsrigen, welche dem Englischen Handel einen solchen Vortheil über den unsrigen, und vornämlich über den Spanischen Handel, trotz der Strenge ihrer Gesetzgebung gaben.

Kraft des 25. Artikels des Staatsrathsbeschlusses vom Monat April 1717, bezahlten alle unsere Colonialproducte eine Abgabe von drei Procent.

Die Verwaltung der Douanen auf den Spanischen Colonien gründete sich auf ein noch mangelhafteres System, als das unsrige *). Die Tarife waren unsicherer, weitläuftiger und willkührlicher. Es waren wirkliche Zauberbücher, aus denen nur die sich vernehmen konnten, welche dabei angestellt waren: auch gaben sie dem Schleichhandel und der Käuflichkeit der Verwalter einen größeren Reiz. Diejenigen, welche die Colonien besucht haben, werden wissen, daß fast der ganze kleine Handel daselbst von den Vicekönigen, General-Capitänen, Intendanten, Condatoren u. s. w. betrieben ward, welche in Handelsverbindungen mit Kaufleuten auf Englischen Colonien standen, und seit einigen Jahren auch mit den Vereinigten Staaten von America. Im Jahre 1805 oder 1806 hatte zum Beispiel ein Portugiesisch, Englisches Handelshaus zu Philadelphia ausschließend die Mehllieferung für die Insel Cuba. Andere hatten ganz allein das Privilegium, Neger zu verkaufen u. s. w. u. s. w.

In unsern Colonien war es nicht ganz so. Wenn die Französischen Administratoren es auch nicht immer wegwarfen, sich mit unseren Nachbaren oder selbst mit unsern Feinden in Contreband-Speculationen einzulassen, so muß man ihnen zum wenigsten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nicht grausam gegen diejeni-

*) Siehe in der Folge dieses Kapitels das Gemälde von den Auflagen, welche in den Spanischen Colonien erhoben werden.

gen verfuhren, welche dieſe geſetzwidrigen Speculationen trieben, während die Baſſa's von den Spaniſchen Colonien mit der größten Strenge gegen die Unglücklichen verfuhren, welche von den Küſtenwächtern, auf dem Wege nach den benachbarten Colonien, aufgegriffen wurden, wo ſie ihre Waaren verkaufen wollten, um ſich für den Ertrag derſelben die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens zu verſchaffen; und zwar während das Gouvernement ihrer Mutterſtadt nicht das Geringſte that, um ihren Ackerbau, oder ihren Handel zu beleben; auch lebten die Coloniſten in Dürftigkeit, obgleich ſie die Reichthümer der Natur in Ueberfluß beſaßen.

Was den Schleichhandel betrifft, welcher auf den Franzöſiſchen Colonien getrieben wurde, ſo war er, wenn er auch den Vortheilen der Mutterſtadt Abbruch that, die Wahrheit zu ſagen, den Coloniſten ſehr vortheilhaft; alſo verlor Frankreich nicht Alles dabei. Über die Verwaltung der Engliſchen Colonien iſt dergeſtalt combinirt, daß, obgleich daſelbſt kein Schleichhandel mit den Producten ihres Bodens getrieben wird, und in dieſer Hinſicht kein eingeſchränkterer Handel auf der Erde exiſtirt, als der ihrige, doch Alles ſo wohl eingerichtet war, und alle Vortheile ſo wohl in Acht genommen wurden, daß Coloniſten, Manufacturen und Kaufleute, Alle ſich in gleichem Wohlſtande befanden.

Ich habe ſchon im Anfange dieſes Kapitels geſagt: obgleich Spanien mit ſeinen ungereimten Geſetzen, Reglements und zahlreichen Abgaben, welche den Colonialhandel einſchränkten und zu Grunde richteten, die Pro-

ducte seiner unermeßlichen Colonien weder ausführen noch verarbeiten konnte, es dennoch den Colonien nicht erlauben wollte, sie selbst zu verarbeiten, oder auszuführen. Eben so wenig erlaubte es den Fremden, sie auszuführen, und dafür den Colonisten die Gegenstände mitzubringen, deren sie bedurften. Hieraus entstand der Contrebandehandel, welcher ein blindes und unterdrückendes Gouvernement um seine Steuern brachte; ein Handel, welcher die Colonialwaaren immer in schlechtem Preise hielt, weil ihr Verkauf von der ungewissen Ankunft einer größern oder geringeren Anzahl Schleichhändler-Schiffe abhieng welche den Launen und dem Eigennutze, der die Spanischen Verwalter beherrschte, unterworfen waren, deren Gunst sie erst erkaufen mußten. Daher auch der schläfrige Gang des Ackerbaues und des Handels auf den Spanischen Colonien; und eben daher der unermeßliche Reichthum, welchen die Generäle, Intendanten, Directoren und Douanen in zwei bis drei Jahren sammelten.

Spanien hatte keine Grundsteuer in seinen Colonien eingeführt; der Zehnte, welchen der König mit der Geistlichkeit theilte, galt dafür. Nur die Indianer bezahlten eine persönliche Abgabe oder Kopfsteuer. Die Einkünfte der Krone bestanden in Localsteuern, welche bei Verkäufen, in den Zollhäusern, und bei Veräußerungen der Ländereien gegeben wurden u. s. w. Es gab auch Municipalsteuern, welche von einem dieser Gegenstände erhoben, und wonach die Ausgaben der Stadt und der Handelsgerichte oder Casulados bestritten wurden.

Die Puertos mayores bezahlten beide Arten Steuern; in den Puertos minores bezahlte man nur die Municipalsteuern. Die Steuern, welche in einem größern Haven gegeben waren, wurden wieder erstattet, wenn die Güter, von welchen sie bezahlt waren, nach einem geringern Haven abgeschickt waren; und umgekehrt, wenn man von einem niederen etwas nach einem höheren Haven abschickte, so mußte man vorläufig die Abgaben bezahlen, welche man hätte im größern Haven bezahlen müssen, wenn die Waaren geradezu wären hingeschickt worden.

Nach der Abschaffung der ausschließlichen Handels-Compagnien, der nicht weniger verhaßten Privilegien von Sevilla und Cadix, ist die Eintheilung der Americanischen Häven, in höhere und niedere Häven, eine der weisesten nnd wohlthätigsten Einrichtungen der Verordnungen vom 28. October 1778, gemeiniglich die Verordnung des freien Handels (??) genannt. Die Absicht dieses Reglements war eigentlich, ein Gleichgewicht zwischen den am meisten und am wenigsten besuchten Häven herzustellen, um die Commißfahrer der Mutterstadt zu bewegen, Expeditionen nach den letzten zu machen. Diese Maßregel hatte die glücklichsten Folgen für den Colonial-Ackerbau, und für den Handel des Mutterlandes.

Die größeren Häven der General-Capitänschaft von Caraccas waren: Goyare, Puerto-Cavallo und Maracaibo; Cumana, Barcelona, die Insel Margarethe und die Mündungen des Orinoco,

waren geringere Häven. Port D'Espagne auf der Insel Trinidad, war für eine gewisse Zeit ein Freihaven, das heißt alle Nationen hatten das Recht: daselbst zu handeln; dieses Privilegium, welches dieser Colonie im Jahre 1783 bewilligt wurde, hatte ihr bis 1797 einen Zuwachs an Bevölkerung und an Wohlstand und eine Wichtigkeit gegeben, welche sie ohnedesselbe in einem Jahrhundert nicht erlangt hätte.

Der Befehl vom 28sten Februar 1784 setzte einen weisen Unterschied zwischen den Steuern fest, welche die verschiedenen Waaren, die von Spanien in die Colonien eingeführt wurden, bezahlen sollten, erstlich die freien Güter oder Producte des Spanischen Bodens und der Spanischen Manufacturen. Die Quotität der Eingangssteuern, welche wir eben aufgezählt haben, belief sich auf zehn Procent *), und betraf nur die Handelsartikel, welche aus Spanischen Landes- und Manufacturproducten bestanden. Diese Waaren hießen Freigüter. Man hatte zweitens einen andern Tarif für die fremden Landesproducte, welche in Spanien verarbeitet waren; man nannte sie contribuable Güter; sie bezahlen zwölf und ein halb Procent. Endlich drittens die ganz ausländischen bezahlten nur sieben Procent beim Eintritt in die Americanischen Häven, aber da sie schon funfzehn Procent beim Eingange in Spanien und sieben beim Ausgange nach America bezahlt hatten, die

*) Die Herren von Humboldt und Depons sagen neun und ein halb.

eben genannten Steuern und die der Internation (?) Induct (?) u. ſ. w. ungerechnet, ſo wird man finden, daß dieſe Steuern ſich auf mehr als drei und vierzig Procent für die ausländiſchen Waaren beliefen. Es iſt Zeit, dem Leſer die Nomenclatur der Steuern mitzutheilen, welche auf den Spaniſchen Colonien von dem Fiſcus und den Douanen eingenommen werden.

Die Bullen (Beſtallungspatente zu den Pfründen), deren jährlicher Verkauf einen Theil der Einnahme der Krone und Geiſtlichkeit ausmachte.

Hernach kommen die Steuern der Alcavala, Almoxarifaygo, Armada und Armadilla, der Internation, des Indulto, Corſo, Aprorechamientos; die Steuern von den Pulperias oder Wirthshäuſern, von den Taſia und den Guarapo, die Steuern der Aduanas, der Laguna, der Verbindung von Grundſtücken, von dem Pacht der Ländereien, den Lanzen, von den halben Annaten; in gewiſſen Provinzen ein Theil des Zehnten; in andern der ganze Zehnte; die mesados ecclesiasticas, die königlichen Neunten, die Steuern, welche bei dem Verkauf oder bei Veränderungen der Stellen gegeben wurden, und die von dem jährlichen Nutzen oder Einkünften dieſer Stellen oder Bedienungen: die Abgabe oder die Kopfſteuer der Indianer, das Stempelpapier, die irregulären Beförderungen, das Fünftel von den Minen, die Salinen, die confiſcirten Güter, die Reſtitution, die herrenloſen Erbſchaften, die erledigten Aemter mayores und minores, der Tabakshandel ganz ausſchließlich, die Hahnengefechte, der Kahn zur Ueber-

fahrt über den Fluß Agure; diese letzte Steuer gehört dem Gouvernement von Caraccas.

Hernach kommen die Municipalsteuern des Consulats und der Haveri, des Cabildo und des fid executor. (??)

Diejenigen meiner Leser, welche neugierig sind, die Beschaffenheit dieser Myriade von Steuern näher kennen zu lernen, können Herrn Depons Werk zu Rathe ziehen; mein Hauptzweck war, die Steuern aufzuzählen, welche auf dem Handel ruhen, und sie mit der Art und Weise, wie sie beim Ein- und Auslaufen aus den Häven erhoben werden, bekannt zu machen. —

Diese Steuern sind:

Erstens. Alcavala de Mer. Diese Steuer betrug in der General-Capitänschaft von Venezuela vier Procent *) von allen Waaren ohne

*) Der Alcavala de Mer schreibt sich von Alcavala de Terre her. Die Cortes hatten dem Könige von Spanien eine Steuer von den Vertauschungen und Verkäufen bewilligt, um ihn bei dem Kriege gegen die Mauren zu unterstützen: diese Steuer wurde Alcavala genannt; diese Monarchen führten hernach diese Abgabe in ihren Besitzungen der neuen Welt gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein. Anfänglich betrug sie nur zwei Procent, aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erhob man sie auf fünf Procent. Diese Steuer erstreckte sich auf Alles, was verkauft wurde, mobil und immobil. Alle Producte des Bodens, wie der Industrie, Eier, Gemüse, Futter

Unterſchied, welche in die Häven einliefen. Dieſe Steuer wurde bei'm Einlaufen und nicht bei'm Auslaufen der Waaren bezahlt: ſie beträgt zu Carthagena in Indien zwei Procent; zu Guayaquil drei; zu Lima ſechs; und zu Vera-Cruz vier. Hr. Depons ſagt (III. Bd. S. 15.), daß ſie in den Provinzen von Venezuela im Jahr 1793. 150,862 Piaſter (??) betrugen; i. J. 1794. 151,408; i. J. 1795. 105,251; i. J. 1796. 130,644; und i. J. 1797. 10,248 Piaſter, weil nach dieſem Schriftſteller in dieſem letzten Jahre der Seehandel faſt gänzlich unterbrochen war. Die wahre Urſache der Abnahme dieſer Steuern iſt, daß, als die Engländer ſich im Anfange des Jahres 1797. Trinidad's bemächtigt hatten, dieſe Stadt bei-

u. ſ. w. u. ſ. w. bezahlten bei'm Eingange in die Städte Alcavala. Die Ladenbeſitzer mußten dieſe Steuer vorausbezahlen. Sie würde ſich auf ungeheure Summen belaufen haben, wenn in den Spaniſchen Beſitzungen mehr Leben im Handel und weniger Contrebande geherrſcht hätte. Der Land-Alcavala brachte in gewöhnlichen Jahren dem Fiſcus in den Provinzen von Venezuela 400,000 Piaſter, oder 2,120,000 Frc. (ich rechne den Piaſter zu fünf Frc. dreißig Centimen) ein.

nahe die Niederlage für den ganzen Handel von Venezuela wurde, ein Handel, welcher so öffentlich getrieben wurde, als ob Spanien und England in der engsten Allianz gelebt hätten. Ehe die Engländer sich des ganzen Handels des Landes bemächtigten, brachte er jährlich ein 150,000 Piaſt.

Zweitens. Almoxarifazgo-Steuer. Diese erstreckte sich auf Alles, was aus- und eingeschifft wurde. Sie war auf fünfzehn Procent festgesetzt, auf Alles, was von Spanien eingeführt wurde, seit der Entdeckung von Amerika. Seit ungefähr einem Jahrhundert war sie auf drei Procent herabgesetzt, für inländische, und auf sieben Procent für die ausländischen Waaren, welche auf Spanischen Fahrzeugen eingeführt wurden. Der Almoxarifazgo beim Ausgange beträgt zwei Procent auf die Nationalproducte, und drei auf die fremden. Sein jährlicher Ertrag in der General-Capitainschaft von Caracces war gewöhnlich 200,000

350,000 Piaſt.

Transport . 350,000 Piaster.

Drittens. Die Armada- oder Armadilla-Steuer, oder Steuer der militärischen Seemacht und der Flotte. Diese Steuer wurde eingeführt, um die Ausgaben für die militärische Seemacht zu bestreiten, zu der Zeit, als sie beschäftigt war, die Colonien gegen die Seeräuber zu schützen; und obgleich dieser Strich des Meeres seit mehr als einem Jahrhundert nicht mehr beunruhigt wurde, erhielt sich diese Steuer immer noch; sie betrug zwei Procent, und gab in gewöhnlichen Jahren . . 80 bis 90,000 —

Viertens. Die Corso-Steuer wurde eingeführt, um den Unterhalt der Küstenwächter zu bestreiten, welche beauftragt waren, das Contrebandiren zu verhindern; sie betrug drei Procent, und gab . . 150,000 —

Totalsumme der königl. Steuern bei'm Ein- und Auslaufen der Waaren 590,000 Piaster.

Wir wollen den Ertrag der königlichen Steuern und Abgaben, welche im Innern des Landes ge-

Transport .	590,000 Piaſter
geben werden, nicht bis in's Einzelne verfolgen, ſie ſind auf S. 441, und den darauf folgenden aufgezählt, und beliefen ſich, die Bullen *) mitgerechnet, auf . . .	1,210,000 —
Total-Brutto der königlichen Steuern und Abgaben in dem General-Gouvernement von Venezuela, die Koſten der Verwaltung und der Einnahme ungerechnet	
	1,800,000 Piaſter

Municipalſteuern.

Alle Steuern des Conſulats und der Haverei wurden in den Küſtenzollhäuſern eingenommen, und an den Caſſirer des Conſulado, oder Handelstribunals bezahlt, um die Ausgaben dieſes Hofes zu beſtreiten; ſie betrugen 1 Procent von Allem, was nach der Mutterſtadt, oder nach

*) Der Verkauf der Bullen und des Ablaſſes beläuft ſich gewöhnlichen Jahren in den Provinzen von Venezuel auf 150,000 Piaſter, wovon ein Drittel der Krone und beiden andern der Geiſtlichkeit gehören. Der Leſer m geboren, die Note über die Bulle de la Cruzada (d Kreuzzuges) am Ende dieſes Kapitels nachzuleſen.

andern Spanischen Colonien, und drei Procent von Allem, was nach fremden Colonien ausgeführt wurde, oder daher kam. Für die Lastthiere gab es einen besonderen Tarif. Die Pferde und Mauleſel, welche ausgeführt wurden, bezahlten Stück für Stück einen Piaſter; das Rindvieh ein Procent, nach der Schätzung, welche von den Beamten der Zollhäuſer davon gemacht wurde. Die neuen Neger, welche von Engliſchen Entrepreneurs eingeführt wurden, waren frei von allen Steuern; ſie betrugen ungefähr . . . 100,000 Piaſter.

Die des fid executor . .	70,000	—
Die des Cabildo . .	80,000	—
Totalſumme der Municipalſteuern	250,000	Pſtr. *)

Alle dieſe königlichen und Municipalſteuern, welche ſich zuſammen, wie man ſieht, auf 2,500,000 Piaſter beliefen, reichten nicht hin, um die Koſten der Souveränetät im General-Gouvernement von Venezuela zu beſtreiten. Der Intendant erhielt jährlich ungefähr

*) Der Leſer kann, wenn er es für gut befindet, bevor er zu den nachfolgenden allgemeinen Betrachtungen übergeht, auf den Etat des Ertrags vom Ackerbau einen Blick vom Handel werfen, welche auf dieſes Kapitel folgen.

1,200,000 Piaster aus den Schatzkammern von Mexico und dem Königreiche Neu-Granada. Also beliefen sich die Unkosten der Souveränetät dieses Gouvernements in gewöhnlichen Jahren beinahe auf 18,000,000 Franken; denn von allen Abgaben, welche im Lande gegeben wurden, kam nicht eine Centime in den öffentlichen Schatz von Spanien.

Die natürliche Folge von so vielen Hindernissen und Steuern war, daß der Zuwachs der Spanischen Colonien gehemmt wurde, daß sie der Gnade der Contrebandiers der Handel treibenden Nationen übergeben, und daß die Entwickelung des Nationalhandels und der Nationalindustrie verhindert wurde. Es ist wahr, die beiden letzten Könige der letzten Dynastie hatten nützliche Verordnungen erlassen, um die inländische Industrie zu heben, indem sie die ausländischen Manufacturwaaren mit beträchtlichen Steuern belegten. Aber die Erfahrung hat bewiesen, daß wenn sie auch vom Patriotismus dictirt waren, doch der unglückliche Einfluß des Cabinets von St. James diese Verordnungen null und nichtig machte, sobald es den Englischen Handel betraf; aber sie wurden mit der größten Strenge ausgeführt, um die Producte des Kunstfleißes anderer Nationen, und vorzüglich die der Französischen Manufacturen vom Spanischen Handel auszuschließen.

Vergebens ertheilte Philipp der Fünfte mehrere Befehle, welche dem Französischen Handel eben so günstig, als dem Spanischen nützlich waren; vergebens ratificirte dieser Monarch den 13ten März 1713 den 6ten Artikel des Pyrenäen-Tractats und die Verordnungen (cedules)

Karls des Zweiten, von den Monaten März und December 1670, und befahl, daß die Franzosen nicht allein wie die am meisten begünstigten Nationen behandelt, sondern daß sie auch unterschieden werden sollten en todo lo que fuera mas favorable: aber diesen Verordnungen wurde mit der strengsten Beharrlichkeit ausgewichen. Endlich verloren alle Fremden, und vorzüglich die Franzosen, durch eine Verordnung, welche den 14ten December 1760 zu Madrid gegeben wurde, ihre Freiheiten in Spanien; von dieser Epoche datirt sich die des Einflusses des Cabinets von St. James in diesem Lande. Der Herzog von Choiseul bemühete sich umsonst, die Strenge dieses Gesetzes zu mildern, indem er im sechsten Artikel des Familienvertrags festsetzt, daß die Unterthanen jedes der beiden Monarchen in dem Lande des andern wie ihre eigenen Unterthanen behandelt werden, daß sie dort dieselben Handelsfreiheiten genießen sollten, u. s. w. Doch das Spanische Gouvernement wendete dieß niemals auf die Franzosen an, außer in Fällen, wo diese Anwendung ihnen lästig werden konnte.

Folgendes waren die Privilegien, welche wir durch den Familienvertrag genossen:

Erstens. Obgleich in Spanien ansässig und wohnhaft, verloren die Franzosen die Rechte und Vorrechte der Französischen Bürger und Unterthanen Sr. Allerkathol. Majestät nicht.

Zweitens. Sie waren in nichts und in keinem Falle der Spanischen Gerichtsbarkeit unterworfen; in Handelsangelegenheiten erkannten sie keinen andern

Richter, als den Französischen Consul oder Commissär der Handelsverbindungen.

Drittens. Sie genossen aller Freiheiten in Allem, was zum Lebensunterhalte und zum Gebrauche ihrer Familien nöthig war.

Viertens. Sie waren von allen Lasten, sowohl der Güter, als der Person frei, von allen ordinären und extraordinären Abgaben, und von allem Militärdienste.

Fünftens. Ihre Häuser, Boden oder Magazine durften von keinem Spanischen Richter oder Magistrat, von welchem Range er auch seyn mochte, untersucht werden, ausgenommen in dem Falle, wenn ein Verbrecher auf der That ertappt wurde; und dann noch mußte die Untersuchung mit Bewilligung, und in Gegenwart eines Französischen Consuls geschehen.

Sechstens. Sie hatten das Recht, ihre Handlungsbücher in einer Sprache zu führen, die ihnen beliebte, und diese durften in keinem Falle nachgesehen werden.

Siebentens. Die Kaufmannsgüter, welche sie in Spanien eingeführt, und die sie Einmal bei den Douanen versteuert hatten, konnten in allen Provinzen im Inneren circuliren, und selbst wieder ausgeführt werden, ohne daß sie sich noch Einmal versteuerten.

Alle diese schönen Privilegien, welche den Handel treibenden Franzosen bewilligt waren, existirten indeß nur auf dem Papiere. Man weiß, daß seit einem halben Jahrhunderte das Cabinet von Madrid unter dem Einflusse des Cabinets von Saint James stand

welches durch eine Menge besonderer Edicte (?) nachgerade Alles vernichtete, was der Familienvertrag für unsern Handel Günstiges hatte. So machte sich England frei von unserer Concurrenz in Spanien, während das Gouvernement von Madrid den Handel seiner Colonien an Compagnien Englischer Kaufleute auslieferte, oder verkaufte. Die Geschichte wird offenbaren, in welch einem hohen Grade der Einfluß Englands auf das Conseil von Madrid nachtheilig für uns war; sie wird sagen: daß durch die treulose Vermittelung des Spanischen Gouvernements der Handelstractat von 1786 dem Cabinette von Versailles abgelockt wurde. Sie wird die Intriguen an den Tag bringen, welche die verschiedenen Befehle dictirten, die gegeben wurden, um (wie es schien) die Spanischen Manufacturen in Aufnahme zu bringen, indem dadurch die fremden Mitbewerber entfernt wurden; sie wird sagen, daß sie nur gegen den Französischen Handel beobachtet wurden, und um zu verhindern, daß die Französischen Manufacturwaaren keinen Absatz in Spanien fänden, während die Vorgesetzten der Spanischen Douanen geheime Instructionen hatten, die Englischen Manufacturwaaren landen und circuliren zu lassen.

Diese thörichte Vorliebe des Spanischen Cabinets für England, ist nur aus der Käuflichkeit der Spanischen Minister erklärbar. Diese Männer mußten allen patriotischen Gefühlen abgestorben seyn, da sie die Art nicht beleidigte, mit welcher das Englische Gouvernement die Wollenzeuch-Manufacturen, welche nach dem Frieden von 1763, in verschiedenen Spanischen

Städten angelegt waren, zu ruiniren ſuchten. Das Engliſche Gouvernement bezahlte zu dieſer Zeit eine Prämie von zwanzig Procent an die Kaufleute, welche wollene Zeuche nach Spanien ausführten, um die Manufacturwaaren dieſes Landes in geringem Preiſe zu erhalten; und das Spaniſche Gouvernement nahm keine Maaßregel, um die Einführung dieſer Waaren und der Verfall ſeiner eigenen Manufacturen zu verhindern! Da die Franzoſen die einzigen Concurrenten waren, welche die Engländer in Spanien zu fürchten hatten, ſo wird man leicht begreifen, daß England nichts vernachläſſigte, um die Eiferſucht der Spanier zu reizen. Man hatte im Jahr 1743 geſehen, daß die Compagnien de los Gremios die Franzoſen, die in Spanien Läden beſaßen, zwingen wollten, ihnen eine Grundſteuer zu bezahlen, oder ihre Läden zu verſchließen; aber der König ſchützte die Rechte der in Madrid anſäſſigen Franzöſiſchen Kaufleute; diejenigen, welche in andern Städten wohnten, wurden genöthigt die Abgabe zu bezahlen. Seit mehr als dreißig Jahren, wo die Engliſchen Agenten ſo viel Einfluß auf die öffentliche Meinung und auf das Spaniſche Gouvernement hatten, hatten dieſe es dahin gebracht, den Spaniern die Franzoſen ſo verhaßt zu machen, daß ein Franzöſiſcher Kaufmann zu Madrid gewiß nichts verkauft haben würde, wenn er nicht über ſeinen Laden geſetzt hätte: der und der Teutſche, Flammändiſche, Italieniſche oder Engliſche Kaufmann.

Die Franzoſen, welche nicht im Auslande geweſen ſind, um dort Handelsverbindungen zu knüpfen, können nicht begreifen, mit welcher Eiferſucht und mit welcher

unveränderlichen Gehässigkeit ihre Handel treibenden Landsleute in allen Ländern von den Engländern verfolgt werden *), welche gewöhnlich das Uebergewicht in diesem Kampfe haben, aus Gründen, welche ich glaube erklären zu müssen. Der erste ist ohne Zweifel, daß sie viel länger Credit geben, als wir. Auch giebt ihnen ihr Charakter einen großen Vorzug vor uns bei den andern Nationen; so hochmüthig und stolz sie in ihrem Lande sind; so geschmeidig und kriechend sind sie im Auslande, wenn sie Geld verdienen wollen. Trotz ihrem kindischen, groben Wesen, versteht Niemand besser zu schmeicheln als sie, und da in ihrem Lande Alles käuflich ist, so kann Niemand geübter seyn, eine Börse in die Hand eines Sekretärs zu drücken, als sie, um die Gunst seines Herrn zu erkaufen. Die Franzosen im Gegentheil arbeiten gewöhnlich im Auslande mit kleinen Summen, sie unterstützen sich daselbst nicht unter einander, und so freundlich sie im Lande Fremde aufnehmen, und immer geneigt sind, eine Menge fremder Sachen den Producten Frankreichs vorzuziehen und Alles, was bei ihnen verfertigt wird, zu tadeln; eben so sehr verfällt

*) Vor fünf Jahren, ehe die Americaner durch die Beleidigung von Seiten der Englischen Marine in Chesapeak, und durch die nachfolgenden Beleidigungen von ihrer Anglomanie geheilt wurden, konnte kein Franzose es wagen, sich auf den Börsen von Philadelphia, Neu-York und Boston zu zeigen, ohne sich Beleidigungen auszusetzen. Seitdem haben sich die Sachen geändert. Dank sey es den Englischen Ministern!

der meiſte Theil im Auslande in den entgegengeſetzten Fehler, wo ſie, einen übel angebrachten Stolz affectirend, ſich bald ihren Wirthen unerträglich machen.

Wie groß, wie ungeheuer iſt der Ehrgeiz und die Seemacht und der Handel Englands! Man muß die Seecharte des Globus durchlaufen, um ſich eine Vorſtellung von dieſem Koloß zu machen. Nachdem die Engliſche Regierung ſich Oſtindiens bemächtigt hatte, indem ſie Anarchie und Uneinigkeit unter den ruhigen und friedlichen Schülern Brama's anſtiftete, welche kein Kind beleidigten, lieferte das Engliſche Gouvernement ſie an eine Geſellſchaft Kaufleute aus, welche ſie, nachdem ſie ihre Fürſten gemeuchelmordet, oder vom Throne geſtoßen hatten, in die härteſte Sclaverei brachten, und eine Tyrannei über ſie ausübten, welche nur von den Tyriſchen, Phöniziſchen und Carthaginenſiſchen Kaufleuten ausgeübt worden iſt.

Die Colonien des Caraibiſchen Archipels wurden ihm ausgeliefert, und es vernichtete durch die Anarchie diejenigen, welche nicht ſtark genug waren, ſich zu halten. Unter dem Vorwande, Franzoſenholz (guayac,) zu fällen, um daraus Kloben für die Schiffe zu machen, zwang es vor drei Jahren den Agenten der Cadixer Junta zu Caraccas die Erlaubniß ab, an der Mündung des Guarapiche eine Batterie anzulegen. Wenn der Staat von Venezuela nicht genau darüber wacht, ſo wird dieſe Batterie ſich bald in eine Feſtung verwandeln, die einen Haven beſtreichen wird, in welchem beſtändig Engliſche Kreuzfahrer bereit ſeyn werden, ihre

Polizei über alle Schiffe auszuüben, welche in den Orinoco oder Guarapiche ein- oder auslaufen wollen: Dieser neue Posten, zusammengenommen mit dem Besitz der Insel Trinidad, machte die Unabhängigkeit von Venezuela illusorisch. Herr von Canada und von Neu-Schottland, hat es immer Escadren bereit, um die Häven der Vereinigten Staaten zu blokiren, seine Flaggen zu beleidigen, und seinen Handel zu plündern, so oft der Congreß sich ungehorsam gegen die Gesetze zeigt, welche von dem Tyrannen der Meere gegeben waren. Die Festung des Havens von Musquito Shore, in der Honburasbai, welche vor vierzig Jahren nur eine Art von Lager war, welches die Sorglosigkeit des alten Spanischen Gouvernements oder die Verworfenheit einer seiner Minister ihren aufzuschlagen erlaubte, um daselbst Färbehölzer zu fällen; Musquito Shore nebst Jamaica macht sie zu Herren der Schiffahrt von den Küsten von Mexico und von Florida. Jetzt wollen wir das Cap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegeln, und wir werden finden, daß sie sich durch diese beiden Extreme der Erde zu Herren der Schifffahrt des ganzen Australischen Oceans machen.

Hernach gründete das Englische Gouvernement, im Jahre 1787, die Colonie Botany-Bai auf Neu-Holland. Dieß Etablissement wurde von den andern Nationen als ein Act der Menschenliebe betrachtet. Man achtete nicht darauf, von welcher Wichtigkeit für den Indischen Handel eine Colonie am westlichsten Ende von Van-Diemens-Land im 33° 15′ südl. Breite seyn

müßte, wo die Englischen Eskadren einen sicheren Haven und Mittel fänden, sich frisch zu verproviantiren. Dieß Etablissement wurde mit 646 Deportirten, 400 Männern, 246 Frauen gegründet. Seitdem wurde es verlassen; und sie wurden nach Sidney-Cove und Port-Jackson geschickt. J. J. 1797 belief sich die Bevölkerung auf mehr als 8000 Seelen, in beiden Niederlassungen, und man versichert, daß sie jetzt beinahe 20,000 beträgt. Alle Europäische Producte, vorzüglich der Weinstock, gedeihen dort außerordentlich. Die Insel Norfolk, welche unter dem Gouvernement von Sidney-Cove steht, bekommt seit dem Jahre 1788 auch Deputirte. Der wilde Prinz von den Sandwichs-Inseln hat 1793 den König von Großbritannien für seinen Herrn anerkannt. Der von Otaheiti erlaubte ihm 1797 eine Compagnie Missions handwerker auf seiner Insel zu errichten *).

Im Jahre 1790 schickte das Englische Gouvernement von Macao einen simpeln Handelscapitän, Colnett, nach Nootka-Sound, um dort ohne Aufsehen eine Niederlassung anzulegen, welche eines Tages einen großen Pelzwerkhandel mit China treiben sollte. 1794 wurde ein Herr Braun von Canton abgeschickt nach dem Staaten-Lande (? ?) nahe bei den

*) Ich sage nicht aus Spott Missions-Handwerker, sondern weil alle Missionäre, welche man daselbst fand, Handwerke trieben, z. B. das Maurer-, Zimmer-, Schmiede- oder Leineweber-Handwerk. Der erste Theil von Peron's Reise nach Australien enthält vortreffliche Bemerkungen über diese Colonie. Der zweite Theil dieser gelehrten und interessanten Reise wird nun endlich auch erscheinen.

Molucksischen Inseln, um dort eine andere Niederlassung zu gründen, wo wir sonst auch eine besaßen, ehe die Minister Ludwig XV. sie zu Grunde richteten. Also haben alle Nord-Americanischen Küsten, welche vom Australischen Ocean bespült werden, vom 30sten Grad der Breite, bis zum sechszigsten, Englische Factoreien oder Etablissements. Einige Englische Fregatten sind hinreichend, wenn sie auf den östlichen Küsten von America und in dem Australischen Archipel kreuzen, allen Handel, welcher ihnen nicht ansteht, in dieser Hemisphäre zu stören, bis die neuen Staaten, welche sich in den Spanischen und Portugiesischen Colonien bilden, durch Interesse mit dem Gouvernement von Washington und denen von Europa verknüpft, die Unabhängigkeit ihrer Flaggen und ihrer Meere werden geltend zu machen wissen.

Das Englische Gouvernement ist Oberlehnsherr der ganzen Halbinsel von Indien; und die Niederlassung von Benkoulen auf der Ostküste von Sumatra macht die Indische Compagnie zu Herren des ganzen Handels des östlichen Theils von Asien. Es hat militärische Häven auf den Ostküsten von Persien, von Arabien, und der Insel Ceylon, und beherrscht die Küste von St. Helena. Es hat alle Niederlassungen anderer Nationen auf den östlichen und westlichen Küsten von Afrika zu Grunde gerichtet, oder sich derselben bemächtigt. Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung beherrscht es durch seine Escadren alle Meere.

Wir entwerfen hier das Gemälde der See- und Handelsoperationen einer Macht, deren Politik seit fünf

und zwanzig Jahren darin beſtand, das Feuer der Zwietracht unter allen Völkern der Erde anzufachen, um ihren Handel an ſich zu reißen; und von dem Gewinn dieſes Handels ertheilt es ihnen die Mittel, ſich unter einander zu bekriegen, und ſich mit den ihnen geraubten Schätzen zu bereichern.

Aber dieſer Koloß wird die Welt nicht lange beherrſchen. Seine Macht gründete ſich auf Täuſchung, und dieſe Verblendung verliert ſich alle Tage mehr und mehr. Der Bankerott ſeiner Bank, der Ruin ſeiner Colonien, die Unmöglichkeit hinreichenden Abſatz für ſeine Manufacturwaaren, und für die Handelsartikel beider Indien zu finden; dieß ſind die Drangſale, welche es ſeit vier Jahren belagern und unterminiren. Auf jeden Fall aber werden zwei Ereigniſſe ſeiner Macht ſehr entſcheidende Schläge verſetzen: die Spaniſchen Colonien, welche es bis jetzt nur hat aufregen wollen, welche ſich aber unabhängig machen können, haben Veränderungen in ihrem Colonialſyſtem vorgenommen, deren moraliſcher und unvermeidlicher Erfolg bewirkt hat, daß die Beſitzungen auf Jamaica und andern Sclavencolonien ſchon funfzig Procent ihres Werthes verloren haben, und es wird noch ſchlimmer werden. Wir wollen hierüber nur eine einzige Bemerkung machen: die Engliſchen Coloniſten werden ein Opfer der genauen, ſtrengen und verkehrten Politik einiger Glieder ihres Gouvernements werden; der Verluſt ihres Vermögens wird die Folge der Feuersbrunſt ſeyn, welche die blinde Wuth ihres Miniſteriums zu St. Domingo anlegte.

Die Spaniſchen Colonien werden ohne Zweifel nicht zögern, den Handel mit Japan, China und Indien an ſich zu bringen. Ihre Küſten, welche vom Auſtraliſchen Ocean beſpült werden, geben ihnen große Vortheile über alle Europäiſchen Nationen, um dieſen Handel zu treiben. In einem Werke des Herrn von Humboldt werden neun leichte Communicationen der Südſee mit dem Atlantiſchen Ocean angezeigt. Seit 1788 ſind auch Schiffe durch die Schlucht von Raspadura nach Choco gegangen, von wo ſie aus dem ſtillen Meere in das Meer der Antillen*) gelangt ſind.

Porto-Bello und Nicaragua werden in einigen Jahren Niederlagen ſeyn, wo alle Theile America's, welche vom Atlantiſchen Ocean beſpült werden, und wahrſcheinlich Europa ſelbſt, hingehen werden, um Indiſche Waaren zu kaufen. Dieſe Veränderung im Laufe dieſes großen Handels wird eine eben ſo beträchtliche in dem Reichthum und in der relativen Macht der Staaten hervorbringen, als die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung. Die Americaner werden ſelbſt die Metalle nach Bengalen und China führen, welche ſie Europa lieferten, um damit dieſen Handel zu treiben. Der Tag, an welchem der Handel dieſe neue Richtung nehmen wird, und dieſer Tag iſt nicht ſo fern, als man ihn glaubt**), wird der Todestag der Oſtin-

*) Mr. de Humboldt, Essai politique sur la Nouvelle Espagne. T. V. p. 132, édit. in — 8.

**) Ich ſage denen Perſonen, welche dieſe große Veränderung in der Ferne ſehen, daß die Americaner in den Vereinigten Staaten ſeit mehr als funfzehn Jahren den Handel

dischen Compagnie seyn. Von ihrem gänzlichen Untergange (welchen selbst in England alle wahren und aufgeklärten Vaterlandsfreunde wünschen) wird sich die Unabhängigkeit der Völker des östlichen Asiens, und der Völker America's datiren, so wie der allgemeine Friede und die Wiedergeburt des Handels.

Producte des Ackerbaues von Venezuela.

Nach den Erkundigungen, welche ich im Laufe des Jahres 1807 von officiellen Etats in Venezuela eingezogen habe, belief sich der Werth der Producte des Ackerbaues dieser General-Capitänschaft, die Insel Trinidad nicht mitgerechnet, seit 1794 bis 1806 jährlich auf ungefähr 4,000,000 Piaster *). Aber nach den Erkundigungen, welche ich in den Zollhäusern von Port D'Espagne, der Insel Trinidad, und den Inseln Granada, Tabago, Curaçao, Saint-Thomas und Martinique einzog, welche Schleichhandel mit den Provinzen von Venezuela trieben, bin ich überzeugt, daß die Schleichhändlerschiffe in gewöhnlichen Jahren für mehr als 2,500,000 Piaster Waaren fortführten, nämlich: Cacao, Baumwolle, Indigo, etwas Cochenille,

mit Ostindien mit mehr wirklichem Nutzen treiben, als die Engländer: die Spanischen Americaner haben nicht den dritten Theil von der Fahrt zu machen, und schiffen wohlfeiler.

*) Dieser Etat stimmt genau mit demjenigen überein, welcher dem Hrn. v. Humboldt sechs Jahr früher mitgetheilt wurde. Siehe seinen *Essai sur la Nouvelle Espagne*, T. IV, p. 472.

Rocou, Färbeholz und Holz zum Auslegen der Fußböden, Kupfer, Leder, Mais, gesalznes und geräuchertes Fleisch und Fische; Rindvieh, Pferde, Maulesel, Esel, Affen, Papageien, u. s. w. und ungefähr 6 bis 700,000 Piaster in Numerärwerth u. s. w. u. s. w. und seit 1801 eine kleine Quantität Zucker*) und Kaffee. Man führte aus diesen Provinzen jährlich nach Spanien und Mexico**) ungefähr für 2,000,000 Piaster Landes-Producte aus; dieß erhebt die Ausfuhren auf ungefähr 5,200,000 Piaster, ungefähr 26,000,000, Franken jährlich.

Die öffentlichen Etats des Intendanten von Caraccas gaben zu dieser Zeit die Einfuhren in diesem Lande, die Contrebande mit gerechnet, nur auf 5,500,000 Piaster an. Aber diese Etats sind nicht richtig. In gewöhnlichen Jahren, seit 1789 bis 1807, beliefen sich die Einfuhren auf beinahe 35,000,000 Franken, die Contrebande mitgerechnet. Vor der Französischen Revolution theilten wir diesen Handel zur Hälfte. Die Französischen Kaufleute von Martinique, die Holländischen von Saint-Eustache und Curaçao, die

*) Vor ungefähr 10 Jahren machte man in dieser Gegend kaum genug Zucker für den Bedarf. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß eins in's andere gerechnet, ein jedes Individuum, arm und reich, täglich zum wenigsten ein Pfund verbraucht. Man mengt ihn fast an alle Speisen und Getränke; er ist an der Chocolade unentbehrlich, welche man dort täglich drei bis vier Mal trinkt.

**) Man führt eine große Menge Cacao von Venezuela, insgemein sagt man von Caraccas, nach Vera-Cruz.

Dänischen von Saint-Thomas, die Schwedischen von Saint-Barthelemy, hatten ihren Theil an diesem Handel; aber seit 1797, wo die Insel Trinidad an England ausgeliefert wurde, hat es fast den ganzen Handel dieses Landes allein getrieben, wo es Handelsverbindungen geknüpft hatte, die es bis auf die Fläche im Mittelpunkte (? ?) des mittäglichen America's, nach Santa-Fe de Bogota, der Hauptstadt des Königreichs Neu-Granada erstreckte, dessen Erzbischof, welcher mit Menschenfleisch handelt, im Jahre 1788 und 1789 den Negerhandel mit dem Hause Ch . . . t und B . . . u auf der Englischen Insel Dominica trieb.

Note.

Bezieht sich auf Seite 423 u. f. f.

Ein gelehrter Spanier, welcher diesen Theil las, während er gedruckt wurde, machte mich aufmerksam, daß ich die Kreuzbulle vergessen hätte; eine Bulle, durch welche der Papst eine große Anzahl Abläße bewilligte, Privilegien und Exemtionen in dieser und in der andern Welt denjenigen versprach, welche sie kauften. Diese Bulle wurde der ärmeren Volksclasse zu zwei und einem halben Reale (12½ Sous) verkauft, die Reichen bezahlten nach Verhältniß ihres Vermögens. Sie brachte dem Könige von Spanien jährlich ungefähr 4,000,000 Franken ein, wovon die neue Welt die Hälfte bezahlte. Sie wurde den Königen von Spanien und Portugal bewilligt, um sie im Kriege gegen die Muhamedaner in Afrika und Asien zu unterstüzzen; und da diese Kriege seit langer Zeit erloschen waren, so diente der Ertrag dieser Kreuzbulle (oder war wenigstens dazu bestimmt) die Unkosten des Krieges gegen die Indianer zu bestreiten, welche sich weigerten die Katholische Religion anzunehmen.

63°
65°
Ins. Tabago
I. S. Gilles
N. O. Sp.
Kriegsschiffhaven
die Schwestern
Bucht Erasme
Paletuvier B.
Kl. Tabago
Kl. Curland Bay
Carapuise Bay
George Town
Barbadoe Bay
Scarborough
S. W. Sp.
Sp. Colomb
Toco
Punta la Galera
Bucht Cumana
Matura
Unare
NID
S
11°